



**Minette Walters**

## **Das Echo**

**scanned by Ute  
corrected by Heide**

Eines Morgens findet die Architektin Amanda Powell in der Garage ihres Anwesens die Leiche eines Stadtstreichers. Anscheinend hat der Mann Selbstmord begangen. Tief verstört übernimmt Amanda die Bestattungskosten – aus Pietätsgründen, wie sie später aussagen wird. Der Fall gerät in Vergessenheit, bis er eines Tages das Interesse des Journalisten Michael Deacon weckt. Deacon stellt Nachforschungen über die Identität des Stadtstreichers an und entdeckt, daß Amandas Schicksal auf tragische Weise mit dem des Toten verbunden ist ...

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## **Buch**

Eines Morgens findet die erfolgreiche Architektin Amanda Powell in der Garage ihres exklusiven Anwesens die Leiche eines verhungerten Stadtstreichers. Offensichtlich hat der völlig verwahrloste Mann Selbstmord begangen.

Tief verstört übernimmt Amanda die Bestattungskosten des Unbekannten – aus Pietätsgründen, wie sie später aussagen wird. Mit der Zeit scheint der unheimliche Zwischenfall in Vergessenheit zu geraten. Bis eines Tages Michael Deacon auftaucht, ein Journalist, der Recherchen für einen Artikel über Obdachlosigkeit betreibt. Fasziniert von der attraktiven Amanda und brennend interessiert an ihrer mysteriösen Geschichte, stellt Deacon Nachforschungen über die Identität des Stadtstreichers an – und entdeckt, daß Amandas Schicksal auf tragische Weise mit dem des Toten verbunden sein könnte. Denn alle Anzeichen sprechen dafür, daß es sich dabei um den Finanzmakler James Streeter handelt, Amandas Ehemann, der vor vielen Jahren spurlos verschwunden ist ...

## **Autorin**

Minette Walters arbeitete lange als Redakteurin in London, bevor sie Schriftstellerin wurde. Seit ihrem Debüt »Im Eishaus«, das 1994 auf deutsch veröffentlicht wurde, zählt sie zu den Lieblingsautoren von Millionen Leserinnen und Lesern in aller Welt. Alle ihre bisher erschienenen Romane wurden mit wichtigen internationalen Preisen ausgezeichnet. Minette Walters lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Hampshire, England.

Minette Walters

Das Echo

Roman

Deutsch von  
Mechtild Sandberg-Ciletti

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Echo«  
bei Macmillan, London

Taschenbuchausgabe 11/99

Copyright © der Originalausgabe 1997  
by Minette Walters

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Tony Stone Bilderwelten/Jason Hawkes

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-44554-X

»Das Echo begann auf eine unbeschreibliche Art ihren Stand im Leben zu untergraben ... es hatte es fertiggebracht zu murmeln, ›Pathos, Mitleid, Mut – sie existieren, aber sie sind identisch, auch der Schmutz. Alles existiert, nichts besitzt Wert.««

*E. M. Forster (1879-1970)*

»O Rose, du bist krank!  
Der unsichtbare Wurm,  
Der die Nacht durchfliegt  
Im heulenden Sturm

Fand dein Bett  
Purpurner Freude,  
Und seiner dunklen,  
Heimlichen Liebe Fällt dein Leben zur Beute.««

*William Blake (1757-1827)*

Zuerst fiel Mrs. Powell der Geruch auf. Leicht süßlich. Leicht unangenehm. Sie nahm ihn an einem warmen Juniabend in der Luft wahr, als sie ihren Wagen in die Garage stellte, aber sie nahm an, daß er aus der Mülltonne ihrer Nachbarn auf der anderen Seite der niedrigen Mauer, die die Anwesen trennte, kam, und kümmerte sich nicht weiter darum. Am nächsten Morgen, als sie die Garagentür aufzog, strömte ihr der Geruch von Verwesung entgegen, und die Neugier trieb sie, in dem Stapel Kartons hinten in der Garage nachzusehen, nachdem sie ihren Wagen in die Auffahrt hinaus gefahren hatte. Keinesfalls hatte sie erwartet, eine Leiche zu finden. Wenn sie überhaupt etwas erwartet hatte, dann höchstens, daß irgend jemand dort drinnen seinen Abfall deponiert hatte, und es erschütterte sie zutiefst, auf plattgedrückten Kartons einen Toten zu entdecken, der, den Kopf auf den Knien, in der Ecke kauerte.

Die Geschichte erregte vorübergehend das Interesse der Medien, hauptsächlich wegen des Ortes, an dem der Mann gefunden wurde – in einer exklusiven abgeschlossenen Wohnanlage an der Themse in der ehemaligen Hafengegend Londons –, und weil der Pathologe als Todesursache Unterernährung feststellte. Die Tatsache, daß am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in einer der reichsten Gegenden einer der reichsten Großstädte der Welt ein Mensch verhungert sein sollte, war für die meisten Journalisten von unwiderstehlichem Reiz, um so mehr, als sie von der Polizei hörten, daß der Mann unmittelbar neben einer riesigen Tiefkühltruhe voller Nahrungsmittel gestorben war. Die Meute rückte also in großer Zahl an.

Aber sie wurden enttäuscht. Mrs. Powell war für Interviews nicht zu haben und bereits aus ihrem Haus verschwunden. Und es war auch niemand da, der Auskünfte über das Leben des

Toten hätte geben können, die es der Mühe wert gewesen wären, über ihn zu schreiben. Er war einer aus dem Heer von Obdachlosen, die die Straßen Londons bevölkerten, ein Trinker ohne Familie oder Freunde, dessen Fingerabdrücke aufgrund mehrerer Verurteilungen wegen Diebstahls unter dem Namen Billy Blake bei den Polizeiakten lagen. Unter Londons Polizeibeamten galt er als eine Art Straßenprediger, weil er, wenn er betrunken war, die Gewohnheit gehabt hatte, Vorüberkommende laut und aggressiv vor Untergang und Zerstörung zu warnen; da jedoch niemand seinen wirren Reden je Aufmerksamkeit geschenkt hatte, konnte auch niemand mehr über ihn sagen. Seltsam war lediglich, daß er, als er im Jahr 1991 zum erstenmal festgenommen worden war, bezüglich seines Alters gelogen hatte. In den Polizeiakten stand, er sei fünfundsechzig Jahre alt gewesen; der Pathologe schätzte sein Alter laut den amtlichen Unterlagen der Leichenschau auf fünfundvierzig.

Mrs. Powell war in diese traurige und merkwürdige Geschichte nur hineingeraten, weil der Mann in ihrer Garage gestorben war. Dennoch ging er hr nicht aus dem Kopf, als sie zwei Wochen später, nachdem das morbide Interesse der Presse abgeflaut war, nach Hause zurückkehrte. Und da sie es sich leisten konnte, bezahlte sie seine Einäscherung, als der Coroner die Leiche schließlich freigab. Es bestand keine Notwendigkeit für sie, das zu tun – wie in anderen Bereichen der Sozialhilfe wurden auch die Bestattungskosten in solchen Fällen vom Staat übernommen –, aber sie fühlte sich ihrem ungeladenen Gast verpflichtet. Sie wählte das zweitbilligste Pauschalangebot und erschien am festgesetzten Tag zur festgesetzten Zeit im Krematorium. Wie sie erwartet hatte, waren sie und der Geistliche die einzigen Anwesenden; die Angestellten des Bestattungsinstituts waren gegangen, nachdem sie den Sarg abgestellt hatten. Es war eine ziemlich qualvolle Trauerfeier, begleitet von Musik aus dem

Kassettenrecorder. Zu Beginn sang Elvis Presley *Amazing Grace*, dann ackerten der Geistliche und sie sich gemeinsam durch den Gottesdienst (und fragten sich unabhängig voneinander, ob Billy Blake überhaupt Christ gewesen war), und ein walisischer Männerchor intonierte *Bleib ja bei mir, Gott*, als der Sarg zu den Verbrennungskammern rollte und der Vorhang sich diskret hinter ihm schloß.

Mehr blieb danach kaum zu sagen oder zu tun, und nachdem sie einander die Hand gegeben und jeder dem anderen für sein Kommen gedankt hatte, gingen Mrs. Powell und der Geistliche ihrer Wege. Billy Blakes Asche, auch das gehörte zum Pauschalangebot, wanderte in eine Urne, die mit einem kleinen Schild versehen wurde, das seinen Namen und den Tag seines Todes vermeldete, und in einem Eckchen des Krematoriums aufbewahrt wurde. Keine der beiden Angaben stimmte: Der Tote war nicht auf den Namen Billy Blake getauft gewesen, und der Pathologe hatte den Zeitpunkt seines Todes aufgrund falscher Temperaturmessungen um einige Stunden verfehlt.

Wer immer auch Billy Blake gewesen war, er starb am Dienstag, dem 13. Juni 1995.

Die beiden Besucher, die wenige Tage später kamen, um sich Billy Blakes Urne anzusehen, blieben unbemerkt. Der ältere Mann zeigte mit kurzem Finger auf die Inschrift und sagte spöttisch: »Na bitte, was hab' ich dir gesagt? Gestorben am 12. Juni 1995. Genau an dem beschissenen Montag. Also, bist du jetzt zufrieden?«

»Wir hätten ein paar Blumen mitnehmen sollen«, sagte der Jüngere mit einem Blick auf die üppigen Kränze, die andere Trauernde kürzlich Verbrannten als letzten Gruß hinterlassen hatten.

»Wozu? Billy ist tot, und mir ist noch keine Leiche begegnet, die auf Blumengebinde Wert legt.«

»Ja, aber –«

»Aber nichts«, sagte der alte Mann entschieden. »Ich sag' dir

doch, der Alte ist tot.« Er stieß den Jüngeren vorwärts. »Sieh nach, ob ich recht hab', und dann verschwinden wir hier.« Mit einem Ausdruck des Abscheus in dem verwitterten Gesicht sah er sich um. »Ich hab' mich in so 'ner Umgebung noch nie wohl gefühlt. Es bringt nichts, zuviel über den Tod nachzudenken. Der kommt auch so früh genug.«

Obwohl Mrs. Powell ihre Garage innerhalb von sechs Wochen dreimal von drei verschiedenen Reinigungsfirmen hatte reinigen lassen, entledigte sie sich ihrer Kühltruhe, ging dafür häufiger einkaufen und ließ ihren Wagen in der Auffahrt stehen. Ihr Nachbar machte seine Frau darauf aufmerksam und meinte, es wäre ein Jammer, daß es keinen Mr. Powell gäbe. Kein Mann würde eine absolut brauchbare Garage leer stehen lassen, nur weil ein Landstreicher darin gestorben war.

(Auszug aus *Ungelöste Kriminalfälle des zwanzigsten Jahrhunderts* von Roger Hyde, London 1994)

## Vermißte Personen

Wie viele Menschen genau jedes Jahr in Großbritannien ihren Wohnsitz für immer verlassen, bleibt ein Geheimnis, aber wenn wir »vermißt« mit »Aufenthaltsort unbekannt« gleichsetzen, dürfte die Zahl in die Hunderttausende gehen. Nur ein äußerst geringer Prozentsatz dieser Fälle erregt öffentliches Aufsehen, meist handelt es sich dabei um Kinder, die entführt und später ermordet wurden. Das Verschwinden Erwachsener gerät selten ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Der berühmteste Vermißte jüngerer Zeit ist der Earl of Lucan, der am 7. November 1974 nach der brutalen Ermordung Sandra Rivetts, des Kindermädchen seiner Kinder, und einem Mordversuch an Lady Lucan aus dem Haus seiner Ehefrau, mit der ihn nichts mehr verband, verschwand. Weder wurde er je wieder gesehen, noch wurde seine Leiche gefunden, aber der Grund seines Verschwindens scheint klar

zu sein. Rätselhafter ist das Verschwinden zweier anderer »Vermißter«: Peter Fenton, Inhaber des *Order of the British Empire*, ein hochstehender und ehrgeiziger Diplomat, und James Streeter, ein Banker.

## **Der Fall des verschwundenen Diplomaten – Peter Fenton**

Das Verschwinden Peter Fentons am Abend des 3. Juli 1988, wenige Stunden bevor die Leiche seiner Frau im Schlafzimmer ihres gemeinsamen Hauses in Knightsbridge entdeckt wurde, sorgte in der britischen Presse für eine Sensation. Das Haus steht kaum einen Kilometer von dem Ort entfernt, an dem sich fast vierzehn Jahre zuvor die Lucan-Tragödie abgespielt hatte, und es gab verblüffende Parallelen zwischen Peter Fenton und Lord »Lucky« Lucan. Beide Männer hatten sich in ähnlichen gesellschaftlichen Kreisen bewegt, und von beiden war bekannt, daß sie zuverlässige Freunde hatten, die bereit gewesen wären, ihnen zu helfen; die Fahrzeuge beider Männer wurden später verlassen an der Südküste Englands aufgefunden, was zu Spekulationen Anlaß gab, sie seien über den Kanal nach Frankreich geflohen; selbst in ihrer äußereren Erscheinung gab es verblüffende Ähnlichkeiten: Beide waren groß, dunkel und im konventionellen Sinn gutaussehend.

Doch alle Vergleiche mit dem Fall Lucan fanden ein Ende, als die Polizei bekanntgab, daß sie nach eingehender Untersuchung des Hauses und der Toten überzeugt sei, daß Verity Fenton Selbstmord verübt habe. Sie hatte sich am Abend des 1. Juli, während Peter Fenton zu einem fünftägigen Besuch in Washington weilte, an einem Deckenbalken auf dem Speicher ihres Hauses erhängt. Eine Rekonstruktion aufgrund von Indizien ließ vermuten, daß Fenton bei seiner Rückkehr aus den USA am 3. Juli ihren Abschiedsbrief auf dem Tisch im Vestibül vorgefunden und daraufhin im ganzen Haus nach ihr gesucht hatte. Es scheint keinen Zweifel daran zu geben, daß er selbst die Tote heruntergenommen und auf

das Bett gelegt hat. Ebensowenig kann bezweifelt werden, daß er danach seine Stieftochter anrief und sie bat, noch am selben Abend mit ihrem Mann nach Knightsbridge zu kommen. Er warnte sie nicht vor dem, was sie vorfinden würde, und erwähnte mit keinem Wort, daß er selbst nicht dasein würde, sondern sagte nur, daß er die Tür unverschlossen lassen würde. Ihrer Beschreibung zufolge wirkte er bei dem Gespräch »sehr erschöpft«.

Im Gegensatz zu Lord Lucan, der nach der amtlichen Untersuchung des Todes von Sandra Rivett offiziell unter Anklage gestellt wurde, wurde Peter Fenton von jeglicher Schuld am Tod seiner Frau Verity freigesprochen. Das Untersuchungsgericht erkannte auf »Selbstmord in einem Zustand geistiger Verwirrung«, nachdem ihre Tochter ausgesagt hatte, Verity Fenton sei in der Zeit der Abwesenheit ihres Mannes ungewöhnlich deprimiert gewesen. Dies wurde durch den Abschiedsbrief bestätigt, der folgenden Wortlaut hatte: »Verzeih mir. Ich kann es nicht länger ertragen, Darling. Bitte mach Dir keine Vorwürfe. Deine Treuebrüche sind nichts im Vergleich zu meinen.«

Es blieb jedoch die Frage: Warum ist Peter Fenton verschwunden? Viele hielten es für logisch, daß mit den »Treuebrüchen« außereheliche Affären gemeint waren, und allenthalben wurde gemutmaßt, Fenton sei in die tröstende Umarmung einer Geliebten geflohen. Das erklärt aber weder, wieso sein Wagen verlassen in der Nähe eines Fährhafens am Kanal gefunden wurde, noch, weshalb er sich weiterhin versteckt hielt, nachdem der Urteilsspruch der Geschworenen zum Tod seiner Frau veröffentlicht worden war. Das allgemeine Interesse begann sich auf seinen Arbeitsplatz im Auswärtigen Amt zu konzentrieren und die beiden Posten, die er in Washington (1981-83 und 1985-87) innegehabt hatte, wo er dem Vernehmen nach zu streng geheimen Informationen über die NATO Zugang gehabt hatte.

War es Zufall, daß Fenton nur Wochen nach der Verhaftung Nathan Dribergs\* in Amerika verschwunden war? Warum hatte er die fünftägige Reise nach Washington allein unternommen, obwohl er gewußt haben mußte, daß seine Frau unter einer schweren Depression litt? Konnte es ein verzweifelter Versuch gewesen sein herauszufinden, ob Driberg reden würde, um danach Verity die Gewißheit geben zu können, daß ihm nichts passieren würde? Denn warum hatte sie von »Treuebruch« geschrieben, bevor sie sich erhängt hatte, wenn nicht, weil sie gewußt hatte, daß ihr Mann ein Spion war? Jetzt wurden nicht mehr Parallelen zu Lord Lucan gezogen, sondern zu Guy Burgess und Donald MacLean, den berüchtigten Spionen im Auswärtigen Amt der dreißiger und vierziger Jahre, die 1951 verschwanden, nachdem Kim Philby sie gewarnt hatte, daß die Ermittler der britischen und amerikanischen Spionageabwehr ihnen auf der Spur seien. Hatte Peter Fenton

---

\* Nathan Driberg (geb. 1941 in Sacramento, Kalifornien) begann seine Tätigkeit bei der CIA im Jahre 1962 nach seinem Abschluß in Harvard. Obwohl er hochintelligent war, gelang es ihm nicht, in der CIA Karriere zu machen, und es heißt, sein Zorn auf das System sei stetig gewachsen. Irgendwann zu Beginn der achtziger Jahre kam ihm die Idee, ein Spionagesyndikat zu gründen, dessen einziger Zweck die Erzielung von Gewinnen sein sollte und dessen Mitglieder allein ihm bekannt sein würden. Die Syndikatsmitglieder lieferten Informationen, die dann an ausgewählte Interessenten verkauft wurden. Zu den Käufernationen sollen unter anderen Rußland, China, Südafrika, Kolumbien und Irak gehört haben. Man vermutet, daß dem Syndikat weitere CIA-Beamte, Kongreßmitglieder, ausländische Diplomaten, Journalisten und Industrielle angehörten, doch da Driberg sich hartnäckig weigerte, Namen zu nennen, ist ihre Identität nie bekannt geworden. Die Aktivitäten des Syndikats wurden erst entdeckt, als eines seiner Mitglieder, Harry Castilli, ein CIA-Beamter, plötzlich auf großem Fuß zu leben begann. Gegen Zusicherung von Straffreiheit führte er die Ermittler zu Driberg und sagte beim Prozeß gegen ihn aus. Kurz nach Dribergs Festnahme verübten ein französischer Diplomat und ein prominentes Mitglied des Kongresses der Vereinigten Staaten Selbstmord. Ein britischer Diplomat, Peter Fenton, verschwand spurlos.

wie Donald MacLean seine Vertrauensstellung bei unserer Botschaft in Washington dazu benutzt, sein Land zu verraten? Wir werden es wahrscheinlich nie erfahren; denn wenn Peter Fenton in der Tat ein Verräter war, dann hat er den Verrat um des Geldes willen begangen, wird also kaum wieder auftauchen wie 1956 Burgess und MacLean in Moskau, die sich auf langjährige Verbundenheit mit dem Kommunismus beriefen. Bei den Gewinnen, die das Driburg-Syndikat angeblich gemacht hat, könnte er Millionen gescheffelt und in der Schweiz deponiert haben, mit denen er sich eine neue Identität hätte finanzieren können. Doch seiner Stieftochter Marilyn Burghley zufolge wäre es falsch anzunehmen, daß er von seinem Verrat profitiert hat. »Peter hat meine Mutter angebetet. Ich habe keinen Moment geglaubt, daß ›Treuebrüche‹ bedeutete, daß er Affären hatte. Und das heißt wohl, daß ich akzeptieren muß, daß er sein Land verraten hat und sie davon wußte. Vielleicht hat er sie gebeten, mit ihm zu verschwinden, und als sie sich weigerte, hat er sie vielleicht beschuldigt, ihn nicht zu lieben. Meiner Ansicht nach muß es zu einer schrecklichen Auseinandersetzung zwischen ihnen gekommen sein, daß sie sich auf diese Weise das Leben genommen hat. Wie immer auch die Wahrheit aussieht, ein Leben ohne sie wäre für ihn unerträglich gewesen. Der Tod meiner Mutter war eine weit schlimmere Strafe für ihn als alles, was die Gerichte ihm je hätten auferlegen können.«

Ein Blick auf Peter Fentons früheres Leben und seine Vergangenheit bringt kaum mehr Licht in das Dunkel. Er wurde am 5 März 1950 geboren und von Jean und Harald Fenton aus Colchester, Essex, adoptiert. Jean nannte ihn stets ihr »kleines Wunder«, da sie zur Zeit der Adoption bereits zweiundvierzig Jahre alt war und alle Hoffnung auf ein Kind aufgegeben hatte. Sie und ihr Mann waren Lehrer und widmeten ihrem Sohn Zeit und Mühe in verschwenderischem Maß. Ihr Lohn war ein begabter Junge, der als Stipendiat zuerst in Winchester und dann in Cambridge aufgenommen wurde, wo er Altphilologie studierte. Doch im Lauf der Adoleszenz entfremdete er sich seinen Eltern allmählich, verbrachte seine Ferien immer seltener in Essex und zog es

vor, sich, wann immer möglich, bei Freunden in London aufzuhalten. Es gibt Indizien dafür, daß er voll Groll auf seine bescheidene Herkunft war und entschlossen, sie hinter sich zu lassen. Er zeigte wenig Liebe zu seinen Adoptiveltern.

In einem Brief an seinen Bruder im Jahr 1971 schrieb Harald Fenton: »Peter hat Jean das Herz gebrochen, und ich werde ihm das nie verzeihen. Als ich ihn mir wegen seines Spielens vornahm, fragte er, ob es mir lieber wäre, wenn er stehle, um sich den Weg aus unserem Haus und unserem Leben zu erkaufen. Er schämt sich unser. Offenbar hat er vor, in den auswärtigen Dienst zu gehen, sobald er in Cambridge abgeschlossen hat, und er wollte uns »warnen«, daß wir ihn, wenn es soweit ist, nur noch sehr selten sehen würden. Seine Karriere stünde an erster Stelle. Ich fragte ihn, ob er eine Erklärung dafür habe, warum Gott uns mit so einem ungefälligen Kind gesegnet habe, und er sagte: »Ich habe euch stolz gemacht. Was wollt ihr mehr?« Ich hätte ihn geschlagen, wenn Jean nicht dabeigewesen wäre.«

Peter Fenton trat 1972 nach seinem Abschluß in Cambridge in den diplomatischen Dienst ein, und schon früh wurde Sir Angus Fraser, damals Botschafter in Paris, auf ihn aufmerksam. Dank Frasers Unterstützung schien Fenton einer glänzenden Karriere entgegenzusehen. Doch seine Heirat mit Verity Standish im Jahr 1980 wurde von vielen als Fehler betrachtet, und sein kometenhafter Aufstieg schien gebremst. Verity, eine Witwe mit zwei halbwüchsigen Kindern, war dreizehn Jahre älter als Fenton und wurde wegen ihres Alters als ungeeignet betrachtet, die Ehefrau eines zukünftigen Botschafters zu werden. In Anbetracht dessen, ist es interessant, daß er seine Liebe zu Verity über seine Karriere stellte. Diese Entscheidung jedoch schien sich als richtig zu erweisen, als er im September 1981 seine erste Berufung nach Washington bekam.

Es folgten sieben Jahre scheinbar tadellosen Ehelebens und engagierter Arbeit. 1983 wurde Fenton für seine Verdienste im Dienst der britischen Regierung während des Falklandkriegs mit dem *Order of the British Empire* ausgezeichnet, und Verity bewährte sich als treue Ehefrau und

begehrte Gastgeberin bei offiziellen Anlässen. Ihre Kinder, die ihre Ferien stets mit dem Paar verbrachten, gleich, in welchem Teil der Welt es sich befand, erinnern sich Fentons mit Zuneigung. »Er war immer sehr nett zu uns«, sagte Veritys Sohn, Anthony Standish. »Er hat einmal zu mir gesagt, er habe immer geglaubt, Geld und Ehrgeiz seien das einzige, was im Leben zählt, bis meine Mutter ihn lieben lehrte. Deshalb glaube ich nicht, daß er ein Verräter war. Das Geld hätte ihn nicht gelockt. Wenn Sie meine Meinung hören wollen, sie war diejenige, die eine Affäre hatte. Sie war der Typ Frau, der dauernd Liebesbeweise brauchte, wahrscheinlich weil mein leiblicher Vater ein Frauenheld und ihre Ehe unglücklich war. Vielleicht hat sie sich vernachlässigt gefühlt, weil Peter zu dieser Zeit soviel gearbeitet hat, und ist ihm aus einem Mangel heraus untreu geworden. Wenn Peter dahintergekommen ist und ihr gedroht hat, sie zu verlassen, würde das ihren Selbstmord erklären.«

Leider aber erklärt es sonst nichts. Warum ist Peter Fenton verschwunden? Lebt er oder ist er tot? War er ein Spion, ein untreuer Ehemann oder ein gehörnter? Können wir ernstlich glauben, daß die Liebe zu Verity ihn vom ehrgeizigen Materialisten zum liebenden Gatten und Stiefvater gewandelt hat? Und wenn er seine Frau wirklich so sehr geliebt hat, wie seine Stiefkinder behaupten, was hat er dann vor seiner Abreise nach Washington getan, um seine Frau in einen so tiefen Abgrund der Verzweiflung zu stürzen, daß sie sich das Leben nahm? Noch interessanter ist die Frage, ob Veritys Abschiedsbrief, der keinen Adressaten und keinen Umschlag hatte, ihm galt oder einem anderen Menschen.

Es ist gut möglich, daß die Wahrheit in den Worten liegt, die Jean Fenton am fünften Geburtstag ihres Adoptivsohns in ihr Tagebuch schrieb: »Wie gern Peter doch schauspielert. Heute spielt er das Musterkind. Morgen wird der Teufel an der Reihe sein. Ich wünschte, ich wüßte, welcher dieser verschiedenen Peter der wahre ist.«

## **Der Fall des flüchtigen Bankers – James Streeter**

James Streeter wurde am 24. Juli 1951 als ältester Sohn von Kenneth und Hilary Streeter in Cheadle Hulme, Cheshire, geboren. Er besuchte das Gymnasium in Manchester und die Universität Durham, wo er moderne Sprachen studierte. Nach seinem Abschluß nahm er in Paris bei Le Fournet, einer französischen Handelsbank, eine Stellung an. Dort blieb er fünf Jahre, bis er zu einer Tochtergesellschaft in Brüssel ging. Dort lernte er Janine Ferrer kennen und heiratete sie, doch die Ehe hielt nur drei Jahre, und nach seiner Scheidung im Jahr 1983 kehrte er nach Großbritannien zurück, um einen Posten bei Lowenstein's Merchant Bank in der Londoner City zu übernehmen. 1986 heiratete er eine aufstrebende Architektin, die sieben Jahre jünger war als er. Kenneth und Hilary Streeter beschreiben die Ehe der beiden als stürmisches. »Sie hatten wenig gemeinsam«, bekannte Hilary, »und das führte zu Auseinandersetzungen, aber es ist lächerlich zu unterstellen, daß James aufgrund von Depressionen wegen seiner Eheprobleme zum Dieb wurde. Im übrigen begann er, wenn man der Polizei glauben kann, ja bereits ein Jahr vor seiner Heirat mit den Unterschlagungen. Die Fakten stimmen also gar nicht überein. Es macht uns wirklich zornig, daß der Ruf unseres Sohnes derart in den Schmutz gezogen wird, nur weil die Polizei dem Schein unbesehen glaubt. Man sollte seinen Mörder verurteilen, nicht James.«

Auf den ersten Blick scheint James Streeters Verschwinden ebenso leicht erkläbar zu sein wie das Lord Lucans; nur Tage nämlich, nachdem er am Freitag, dem 27. April 1990, seinen Platz bei Lowenstein's Merchant Bank geräumt hatte, wurde er in Abwesenheit beschuldigt, seine Arbeitgeber um 10 Millionen Pfund betrogen zu haben. Die Beweise gegen ihn scheinen erdrückend. Wenige Wochen vor seinem Verschwinden entdeckten die Wirtschaftsprüfer der Bank gewisse Unregelmäßigkeiten in den Büchern, die sie dem Aufsichtsrat zur Kenntnis brachten. Es handelte sich um ein Defizit von 10

Millionen Pfund, das seinen Ursprung in Streeters Abteilung zu haben schien und sich über einen Zeitraum von fünf Jahren angehäuft hatte. Ganz einfach gesagt, wurde der Diebstahl mit Hilfe betrügerischer Konten bewerkstelligt, über die große internationale Transaktionen liefen und von denen hohe Zinsen abgesahnt wurden. Die ganze Operation baute auf dem Versäumnis der Bank auf, zuverlässige Sicherheitsfunktionen in ihr Datenverarbeitungssystem zu integrieren. Das Resultat war, daß die betrügerischen Konten nicht bemerkt wurden und die Zinsen, die im Lauf der Jahre auf die Seite gebracht wurden, beträchtliche Summen erreichten.

Der Aufsichtsrat entschloß sich – ein Fehler, wie die nachfolgenden Ereignisse zeigten –, eine betriebsinterne Untersuchung vornehmen zu lassen, geheim, um eine Panik unter den Bankkunden zu vermeiden. Die Sache wurde nicht richtig in die Hand genommen, die Geheimhaltung war von Anfang an nicht gewährleistet und die Folge war, daß es nicht gelang, den schuldigen Angestellten zu finden, während dieser gleichzeitig gewarnt wurde.

Als James Streeter am Abend des 27. April verschwand, herrschte die allgemeine Ansicht, er habe sich mit einem Vermögen aus dem Staub gemacht, zumal seine Flucht nur Stunden nach dem verspätet getroffenen Beschuß des Aufsichtsrats erfolgte, die Untersuchung der Polizei zu übergeben.

Trotz ausführlicher Befragung seiner Ehefrau und einer ausgedehnten Untersuchung seiner finanziellen Angelegenheiten gelang es jedoch nicht, auch nur eine Spur von Streeter oder dem unterschlagenen Geld zu finden. Skeptiker behaupten, sein Fluchtplan habe schon seit Wochen, Monaten oder sogar Jahren festgestanden und die 10 Millionen Pfund seien aus dem Inland an einen sicheren Ort im Ausland transferiert worden. Verteidiger, vornehmlich seine Eltern und sein Bruder, bringen vor, James habe als Sünderbock für einen anderen herhalten müssen und sei ermordet worden, weil der wahre Schuldige sich damit vor weiteren Ermittlungen schützen wollte. Zur Begründung ihrer

Position zitieren sie aus einem handgeschriebenen Fax, das am Freitag, dem 27. April 1990, aus James Streeters Büro an das seines Bruders in Edinburgh gesandt wurde.

»Lieber John«, lautete es, »Dad drängt mich, einen Raum für die Feier zum vierzigsten Hochzeitstag zu bestellen. Er schlägt das Park Lane vor, aber ich erinnere mich, daß Mama gesagt hat, wenn sie je einen Hochzeitstag groß feiern würde, würde sie gern in dem Hotel in Kent feiern, in dem damals der Hochzeitsempfang stattfand. Bilde ich mir das ein? Und hat sie Dir gegenüber mal den Namen des Hotels erwähnt? Dad sagt, es war irgendwo in Sevenoaks, kann sich aber nicht an Einzelheiten erinnern. Er behauptet, sein Gedächtnis lasse nach, aber ich vermute, er war den ganzen Tag sturzbetrunken und wußte überhaupt nicht, wo er war. Ich habe es schon bei den Tanten und Onkel versucht, aber von ihnen kann sich auch keiner erinnern. Wenn wir nicht weiterkommen, werden wir wohl die Überraschung platzen lassen und Mama selbst fragen müssen. Du weißt ja, wie sie ist. Es würde ihr puritanisches Gemüt verletzen, wenn wir für etwas, das sie sich gar nicht wünscht, ein Vermögen ausgeben, und dann könnte sie es nicht genießen. Ich weiß, es ist noch lang hin, aber je früher wir buchen, desto geringer ist die Gefahr der Enttäuschung. Ich bin das ganze Wochenende zu Hause; ruf mich an, wenn es Dir paßt. Ich habe Dad versprochen, ihn Sonntagmittag zurückzurufen. Gruß, James.«

»Die Polizei mag behaupten, was sie will«, sagt John Streeter, »mein Bruder hätte dieses Fax nicht geschrieben, wenn er vorgehabt hätte, am selben Abend das Land zu verlassen. Es hätte hundert bessere Möglichkeiten gegeben, allen Verdacht bezüglich seiner Absichten zu beschwichtigen. Ich halte es für wahrscheinlicher, daß er auf den Besuch angespielt hätte, den meine Familie und ich ihm im Mai machen wollten. »Wir sehen uns in zwei Wochen« wäre doch weit eindeutiger gewesen als ›ruf mich an, wenn es Dir paßt‹. Und warum hätte er unseren Vater erwähnen sollen? Es wäre für ihn doch riskant gewesen, wenn sich gleich zwei Mitglieder seiner Familie wegen angekündigter Anrufe, die dann nicht

erfolgten, Sorgen machten.«

Die Polizei ist skeptisch. Sie beruft sich auf das Klima des Argwohns, das bei Lowenstein bestand, und auf James' Bestreben, jegliches Interesse an seinem Tun an diesem Wochenende zu zerstreuen. Obwohl die innerbetriebliche Untersuchung bei Lowenstein angeblich geheim war, fiel den meisten Angestellten auf, daß die Sicherheitsmaßnahmen verschärft wurden. Der Klatsch blühte, und mindestens zwei Personen aus Streeters Abteilung sagten nachweislich, sie hätten schon vor seinem Verschwinden gewußt, daß irgendwelche Betrügereien entdeckt worden waren und der Verdacht sich auf ihre Abteilung konzentrierte. Wenn, wie die Polizei glaubt, Streeter abwartete, bis die Untersuchung in ein Stadium getreten war, das ihn zur Flucht zwang, dann war das Fax an seinen Bruder lediglich Teil der Vernebelungstaktik, die er einsetzte, um Verwirrung zu stiften. Fast bei jedem Telefongespräch in den Wochen vor seinem Verschwinden lud er Geschäftsfreunde zu Zusammenkünften im April, Mai und Juni ein. Seine Frau berichtete der Polizei, daß James Streeter Anfang April ungewöhnliche Anwandlungen von Geselligkeit zeigte und sie anregte, bis in den Juli hinein kleine Abendessen und Wochenendtreffen mit Freunden, Arbeitskollegen und Familienangehörigen zu verabreden.

Der Polizei zufolge handelte er nach einem geheimen Plan. Sie weist auf die Tatsache hin, daß er seine Sekretärin schon zu Beginn der »geheimen« Untersuchung anhielt, seinen Terminkalender, auch was private Termine betraf, genau auf dem laufenden zu halten, und es fällt auf, daß er für April, Mai, Juni und Juli 1990 wesentlich mehr Termine hatte als in den gleichen Monaten vergangener Jahre. Sein Bruder gibt zu, daß sein Verhalten ungewöhnlich war. »Ja, es hat uns überrascht, als sie uns zu einem längeren Besuch einluden, weil James immer erklärt hat, es langweile ihn, Gäste zu bewirten. Die Polizei behauptet, es sei ein erfolgreicher Versuch gewesen, die Ermittler in Sicherheit zu wiegen und glauben zu machen, daß er bis in den Juli hinein zu Vernehmungen zur Verfügung stünde. Es wäre aber ebenso logisch zu behaupten, daß er, genau wie alle anderen, von

den Gerüchten beunruhigt war und sich untypisch verhielt, um sein Engagement und seine Loyalität zu demonstrieren. Gewiß war er nicht der einzige Angestellte, der in dieser Zeit sein Arbeitspensum steigerte, und die meisten dieser Termine beziehen sich auf geschäftliche Verabredungen.« Streeters Familie beruft sich zum Beweis seiner Schuldlosigkeit in dieser geheimnisvollen Affäre ferner auf seine mangelnden Computerkenntnisse. »James verfügte einfach nicht über das Fachwissen, um diesen Betrug zu bewerkstelligen«, behauptet John Streeter. »Wir haben über seine Aversion gegen alle moderne Technologie sogar unsere Witze gemacht. Er konnte mit einer Rechenmaschine und einem Faxgerät umgehen, aber der Gedanke, daß er den Computer der Bank umprogrammiert haben soll, ist einfach lachhaft. Wann und wo soll er sich die entsprechenden Kenntnisse erworben haben? Zu Hause hatte er keinen Computer, und bisher hat sich niemand gemeldet, der behauptet, es ihm beigebracht zu haben.«

Andere jedoch haben ihre Zweifel an Streeters vorgeblicher Ahnungslosigkeit. Es gibt Hinweise darauf, daß er eine Beziehung zu einer Frau namens Marianne Filbert unterhielt, die bei der Firma Softworks Limited als Programmiererin tätig war. Softworks erhielt 1968 den Auftrag, einen Bericht über die EDV-Sicherheit bei Lowenstein zu erstellen, doch die Firma hat diese Arbeit nie beendet, und der Bericht wurde nie vorgelegt. Diejenigen, die nicht an James Streeters Uhschuld glauben, wiesen darauf hin, daß Marianne Filbert Zugang zu diesem unvollständigen Bericht hatte und hier der Schlüssel zu dem Betrug liegen könnte; seine Verteidiger hingegen bestreiten, daß er Filbert überhaupt kannte. Ob nun wahr oder nicht, die Affäre war unzweifelhaft zu Ende, bevor der Betrug entdeckt wurde; im August 1989 nämlich ging Filbert nach Amerika. James Streeters Sekretärin hat allerdings ausgesagt, er habe verschiedentlich ihr Textverarbeitungsprogramm zum Abfassen persönlicher Korrespondenz benutzt, und Kollegen bestätigen, daß er keine Schwierigkeiten hatte, das Kalkulationsprogramm des Computers zu verstehen. »Er fand im Nu einen Fehler, der mir unterlaufen war«, behauptete ein

Angehöriger seiner Abteilung. »Er sagte, jeder Idiot könne mit so einem System arbeiten, wenn man ihm sagt, auf welche Knöpfe er drücken muß.«

Dennoch bleiben mehrere Fragen bezüglich James Streeters Verschwinden offen, die nach Meinung des Autors niemals mit der angemessenen Gründlichkeit angesprochen wurden. Wenn wir annehmen, daß er Lowenstein's Merchant Bank tatsächlich um 10 Millionen Pfund betrogen hatte, woher wußte er, daß die Entscheidung, die Polizei hinzuzuziehen, am 27. April getroffen wurde? Die Polizei unterstellt, daß er von Anfang an vorhatte zu fliehen, falls sein Betrug ans Licht käme, und es reiner Zufall sei, daß die Flucht für den Tag der entscheidenden Aufsichtsratssitzung geplant gewesen sei. Aber wenn das zutrifft, warum saß er dann die sechs Monate der betriebsinternen Prüfung aus? Wenn er nicht Zugang zu Aufsichtsratsunterlagen hatte, was, wie selbst die Polizei zugibt, unwahrscheinlich ist, kann er gar nicht gewußt haben, daß die Untersuchung erfolglos blieb. Und ist es nicht ein ausgesprochen merkwürdiger Zufall, daß gerade das letzte Wochenende im April, wie James Streeters Terminkalender zu entnehmen war, zugleich das einzige Wochenende im April war, an dem seine Frau nicht zu Hause war, weil sie einen lange verabredeten Besuch bei ihrer Mutter machte, so daß James – oder jemand anders – zwei ganze Tage zur Verfügung standen, um sein Verschwinden zu bewerkstelligen, ehe seine Abwesenheit gemeldet wurde?

Die Polizei behauptet, er habe dieses Wochenende für seine Flucht gewählt, weil er sich unbeobachtet wußte, und er wäre auf jeden Fall verschwunden, ohne Rücksicht auf den Beschuß des Aufsichtsrats. Das jedoch läßt die Beziehung außer acht, die zwischen James Streeter und seiner Frau bestand. Kenneth Streeter zufolge war die Ehe unter anderem auch deshalb so »stürmisch«, weil beiden Partnern die Karriere wichtiger war als ihr Privatleben. »Wenn James gesagt hätte, er müsse am Freitag zu einer geschäftlichen Besprechung am Montag in den Fernen Osten fliegen, hätte seine Frau mit keiner Wimper gezuckt. Das war der Alltag der beiden. Er hätte es nicht nötig gehabt, das einzige

Wochenende zu wählen, an dem sie verreist war. Ihre Abwesenheit gewinnt nur Bedeutung, wenn eine andere Person dieses Wochenende wählt.«

Der Standpunkt der Polizei berücksichtigt auch nicht das Fax, das James Streeter seinem Bruder schickte: »Ich bin das ganze Wochenende zu Hause. Ruf mich an, wenn es Dir paßt. Ich habe Dad versprochen, ihn Sonntagmittag zurückzurufen.« Die Tatsache, daß John Streeter in der Tat bei seinem Bruder anrief, sich aber nichts dabei dachte, als niemand sich meldete, mag, wie die Polizei behauptet, vorhersehbar gewesen sein, dennoch mutet es merkwürdig an, daß James Streeter, wenn er schuldig war, ein solches Risiko eingegangen sein soll. Wenn wir dies neben Kenneth Streeters durch einen Lügendetektor geprüfte und bestätigte Behauptung stellen, daß James ihm versprochen hatte, ihn an jenem Sonntag anzurufen, erweist sich dieses ganze riskante Spiel als völlig überflüssig. Hätten John und Kenneth weiterhin versucht, James zu erreichen, so wäre James' Abwesenheit vielleicht früher entdeckt worden.

Bei der Verteidigung ihres Sohnes stützten sich die Streeters auf eine Verschwörungstheorie – eine Person, die in der Bankhierarchie höher gestanden sei als James und Zugang zu vertraulichen Informationen gehabt habe, habe Entscheidungen und Ereignisse manipuliert, um der Entlarvung zu entgehen –, doch ohne Beweise scheint ihr Kampf um die Reinwaschung des Namens ihres Sohnes aussichtslos zu sein. Verschwörungstheorien funktionieren leider im Roman besser als im wirklichen Leben, und bei objektiver Betrachtung der Indizien muß die Schlußfolgerung lauten, daß James Streeter in der Tat 10 Millionen Pfund stahl, ehe er floh und es seiner Familie überließ, den bitteren Lohn seines Verrats zu ernten.

Trotz der gegenteiligen Behauptung der Streeters scheinen sowohl James Streeter als auch Peter Fenton echte vor dem Gesetz Flüchtige zu sein. Beide waren sie reife Männer in geordneten Verhältnissen, so daß ihr Verschwinden innerhalb der Gemeinden, in denen sie lebten, Aufsehen erregen und folglich eingehende Nachforschungen auslösen mußte. Dies

jedoch trifft nicht auf die nächsten zwei »Verschwundenen« zu, Tracy Jevons, eine schwierige Fünfzehnjährige, von der bekannt war, daß sie auf den Strich ging; und Stephen Harding, einen zurückgebliebenen Siebzehnjährigen, der mehrmals wegen Autodiebstahls verurteilt wurde ...

## 2

Sechs Monate später, mitten in einem kalten, regnerischen Dezember, als der glühende Juni und seine sengende Hitze längst ferne Erinnerung waren, erhielt Mrs. Powell einen Anruf von einem Journalisten des *Street*, einer politisch linksorientierten Zeitschrift, der an einem Feature über Armut und Obdachlosigkeit arbeitete und anfragte, ob sie zu einem Gespräch über Billy Blake bereit wäre. Sein Name war Michael Deacon.

»Woher haben Sie meine Nummer?« fragte sie argwöhnisch.

»Das war nicht schwierig. Vor sechs Monaten standen Ihr Name und Ihre Adresse ja in allen Zeitungen, und Sie stehen im Telefonbuch.«

»Ich kann Ihnen nichts sagen«, erklärte sie. »Die Polizei wußte mehr über ihn, als ich je erfahren habe.«

Er ließ nicht locker. »Ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, Mrs. Powell. Wie wäre es, wenn ich morgen abend gegen acht vorbeikomme?«

»Was wollen Sie denn über ihn wissen?«

»Alles, was Sie mir erzählen können. Seine Geschichte hat mich sehr berührt. Keiner außer Ihnen schien sich für ihn zu interessieren. Von der Polizei habe ich erfahren, daß Sie seine Bestattungskosten übernommen haben. Ich habe mich gefragt, warum.«

»Ich hatte das Gefühl, ihm etwas zu schulden.« Es trat ein kurzes Schweigen ein. »Sind Sie der Michael Deacon, der früher beim *Independent* war?«

»Ja.«

»Ich habe es bedauert, als Sie dort aufgehört haben. Ich mag Ihre Art zu schreiben.«

»Danke.« Seine Stimme klang überrascht, als wären Komplimente eine Seltenheit. »Wenn das so ist, kann ich Sie

vielleicht doch überreden, sich mit mir zu unterhalten? Sie sagen, Sie hatten das Gefühl, Billy etwas zu schulden.«

»Ja, nur gefällt mir der *Street* nicht, Mr. Deacon. Jemand von dieser Zeitschrift würde mich doch nur über Billy befragen wollen, um der Regierung billig eins auswischen zu können, und ich lehne es ab, mich auf diese Weise ausbeuten zu lassen.«

Diesmal war es Deacon, der schwieg, während er seine Taktik überdachte. Es wäre eine Hilfe, überlegte er, wenn er der leisen, ziemlich kontrollierten Stimme dieser Frau ein Alter und ein Gesicht zuordnen könnte, und eine noch größere Hilfe, wenn er wirklich der Überzeugung wäre, bei diesem Interview würde irgend etwas von Wert herauskommen. Seiner Ansicht nach war die *ganze* Übung wahrscheinlich nichts als Zeitverschwendug, und er war noch weniger als sie motiviert, sie zu Ende zu bringen. *Jedoch* ...

»Es ist nicht meine Art, andere auszubeuten, Mrs. Powell, und mich interessiert Billy Blakes Geschichte. Schauen Sie, was haben Sie zu verlieren, wenn Sie mit mir sprechen? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir die ganze Sache abbrechen, wenn Ihnen der Verlauf des Gesprächs nicht gefällt.«

»Also gut«, sagte sie plötzlich entschieden. »Ich erwarte Sie morgen abend um acht.« Sie legte auf, ohne sich zu verabschieden.

Die Redaktion des *Street* war nur eine blasser Erinnerung daran, daß die Straße, die der Zeitschrift den Namen gegeben hatte, die Fleet Street, einst der pulsierende Mittelpunkt der Zeitungswelt gewesen war. Über der Haupttür des Gebäudes stand noch der Name des Magazins, aber die Buchstaben waren verblichen und angeschlagen, und nur selten bemerkte ein Passant sie überhaupt. Wie zuvor bei den meisten Blättern, die inzwischen in billigere, effizientere Arbeitsräume in den Docklands an der Themse umgezogen waren, war auch beim

*Street* die Schrift an der Wand nicht mehr zu übersehen. Schon wartete hinter den Kulissen ein neuer dynamischer Eigentümer mit Ambitionen zum Pressezaren, voller Pläne, die Zeitschrift komplett umzukrempeln und durch einen belebenden Sprung in ein nagelneues Haus in einer Londoner Vorstadt die Kosten zu senken, die Produktion zu verbessern und dem Blatt ein zeitgemäßes Image zu verpassen. In der Zwischenzeit kämpfte die Zeitschrift weiterhin mit überholten Arbeitsmethoden in einem eleganten, aber unpraktischen Ambiente um ihr Überleben, geleitet von einem Chefredakteur, Jim Pearce, der sich nach der guten alten Zeit zurücksehnte, als die Reichen die Armen ausbeuteten und jeder wußte, wo er hingehörte.

JP, der noch keine Ahnung hatte, was in den ersten Wochen des neuen Jahres auf sie zukommen sollte (in seinem Fall der erzwungene vorzeitige Ruhestand), jedoch über die Weigerung des gegenwärtigen Eigentümers, langfristig zu planen, zunehmend beunruhigt war, suchte Deacon am folgenden Nachmittag in seinem Büro auf. Die einzigen Zugeständnisse an den modernen Fortschritt waren ein Computer und ein Anrufbeantworter; im übrigen sah das Zimmer aus wie vor dreißig Jahren, mit dunkelroten Wänden, einer Eichtür und orangefarbenen Blumenvorhängen am Fenster, letzter innenarchitektonischer Schrei der erfolgreichen, klassenlosen Zeit in den sechziger Jahren.

»Ich möchte, daß Sie einen Fotografen mitnehmen, wenn Sie Mrs. Powell interviewen, Mike«, sagte Pearce in dem aggressiven Tonfall, der sich mit dem Verstreich jeden neuen Tages der Ungewißheit tiefer einfraß. »So eine Gelegenheit kann man nicht ungenutzt lassen. Ich möchte Tränen und Reue von einer Thatcheranhängerin, die die Wahrheit erkennt.«

Deacon hielt seinen Blick auf den Bildschirm gerichtet und tippte weiter. Mit einer Größe von einem Meter achtzig und einem Gewicht von über achtzig Kilo war er nicht so leicht umzuwerfen. Außerdem hatte er Mrs. Powell belogen und war

nicht besonders scharf darauf, daß sie es erfuhr. »Kommt nicht in Frage«, sagte er barsch. »Sie ist schon das letztemal abgehauen, als Fotografen aufgetaucht sind, und ich opfere doch nicht meine kostbare Zeit, um da rauszufahren und die blöde Kuh zu interviewen, nur damit sie mir die Tür vor der Nase zuschlägt, sobald sie eine Kamera sieht.«

Pearce ging darauf nicht ein. »Ich habe Lisa Smith gesagt, daß sie Sie begleiten soll. Sie weiß, wie man sich benimmt, und wenn sie ihre Kamera so lange versteckt, bis Sie drinnen sind, müßte es Ihnen beiden doch gelingen, Mrs. Powell umzustimmen.« Er warf einen kritischen Blick auf Deacons zerknittertes Jackett und sein unrasiertes Gesicht. »Und bringen Sie sich um Gottes willen etwas auf Vordermann, sonst kriegt die gute Frau ja gleich einen Schreikampf, wenn sie Sie sieht. Ich möchte eine reiche, wohlgenährte Konservative, die über die schreienden Mißstände der Wohnungspolitik dieser Regierung Tränen vergießt, nicht jemanden, der bei Ihrem Anblick zur Salzsäule erstarrt, weil er Sie für einen Räuber hält.«

Deacon kippte seinen Stuhl nach hinten und betrachtete seinen Chef aus halbgeschlossenen Augen. »Es spielt gar keine Rolle, wo sie politisch steht, weil ich sie nur dann einbeziehe, wenn sie was von Belang zu sagen hat. Die Frau ist Ihre Idee, JP, nicht meine. Die Obdachlosigkeit ist ein viel zu ernstes soziales Problem, um es von einer dicken Konservativen, die in ihr Spitzentüchlein heult, herabwürdigen zu lassen.« Er zündete sich eine Zigarette an und warf das Streichholz ärgerlich in einen bereits überquellenden Aschenbecher. »Ich hab' mich in diese Sache reingehängt; und ich werde nicht zulassen, daß jetzt eine Schlammeschlacht daraus gemacht wird. Mir geht's um Lösungen, nicht um Häme und Besserwisserei.«

Pearce ging zum Fenster und blickte auf die nasse, graue Fleet Street hinunter, wo Autos Stoßstange an Stoßstange durch den peitschenden Regen krochen. Hier und dort zeigte

ein Fenster mit beleuchtetem Weihnachtsbaum und aufgesprühtem Kunstschnne kurzlebige Fröhlichkeit. Mehr denn je hatte er das Gefühl von Endzeit. »Was für Lösungen?«

Deacon kramte in einem Stapel von Papieren auf seinem Schreibtisch und zog ein mit Maschine beschriebenes Blatt heraus. »Lösungen aufgrund eines allgemeinen Konsens. Ich habe die Meinungen von Politikern, Kirchenführern und verschiedenen gesellschaftlichen Interessenverbänden eingeholt, um zu sehen, wie sich das Bild in den letzten zwanzig Jahren verändert hat.« Er warf einen Blick auf das Blatt. »Es besteht allgemeine Übereinstimmung darüber, daß die Zahl der zerstörten Familien, der drogen- und alkoholsüchtigen Jugendlichen sowie der Schwangerschaften Minderjähriger alarmierend ist, und ich nehme diese Übereinstimmung als Ausgangspunkt.«

»Langweilig, Mike. Erzählen Sie mir was Neues.« Er beobachtete unten eine Prozession schwarzer Regenschirme und erinnerte sich an all die Beerdigungen, an denen er im Lauf der Jahre teilgenommen hatte.

Deacon zog an seiner Zigarette und starnte auf JPs Rücken. »Zum Beispiel?«

»Erzählen Sie mir, daß Sie ein Statement eines Ministers haben, das besagt, daß alle ledigen Mütter sterilisiert werden sollten. Dann erlasse ich Ihnen vielleicht das Interview mit Mrs. Powell. Haben Sie so was?« Sein Atem beschlug das Glas.

»Nein«, entgegnete Deacon gelassen. »So seltsam es ist, ich habe nicht einen einzigen Politiker der etablierten Parteien gefunden, der so dumm war.« Er ordnete die Papiere auf seinem Schreibtisch. »Wie wär's mit folgendem Zitat: Die Armen sind immer bei uns, und die einzige Art, mit ihnen umzugehen, ist, sie zu lieben.«

Pearce drehte sich herum. »Wer hat das gesagt?«

»Jesus Christus.«

»Soll das witzig sein?«

Deacon zuckte gleichgültig die Achseln. »Nicht unbedingt. Ein Denkanstoß vielleicht. In zweitausend Jahren ist niemand auf eine bessere Lösung gekommen. Kein Politiker, gleich, wo oder wann, hat es geschafft, das Problem zu lösen. Ob es einem nun gefällt oder nicht, sogar der Kommunismus hat seinen Anteil an Mittellosen.«

»Wir sind ein politisches Magazin, keine christliche Postille zur moralischen Aufrüstung«, sagte JP kalt. »Wenn Schlammschlachten Ihnen so sehr zuwider sind, hätten Sie beim *Independent* bleiben sollen. Denken Sie daran, wenn Sie mir das nächste mal erzählen wollen, daß Sie sich die Hände nicht schmutzig machen möchten.«

Gedankenverloren blies Deacon einen Rauchring in die Luft. »Sie können es sich gar nicht leisten, mich rauszusetzen«, murmelte er. »Nur mein Name hält doch dieses Käseblatt noch über Wasser. Sie wissen genausogut wie ich, daß bis zu dem Moment, als die Boulevardblätter meinen Artikel über das Gesundheitssystem für ihre Schauergeschichten über das Chaos im Gesundheitswesen plünderten, 99,9 Prozent der erwachsenen Bevölkerung dieses Landes keine Ahnung hatte, daß der *Street* überhaupt noch existiert. Ich bin für Sie ein notwendiges Übel.«

Das war keine Übertreibung. In den zehn Monaten, während derer Deacon für die Zeitschrift arbeitete, hatten die Auflagenzahlen nach fünfzehn Jahren stetigen Abfalls wieder leicht zu steigen begonnen. Dennoch erreichten sie immer noch nicht mehr als ein Drittel der Auflage, die sie in den späten siebziger und den frühen achtziger Jahren gehabt hatten. Um den *Street* wieder auf die Beine zu bringen, waren radikalere Mittel notwendig als die gelegentliche Publicity, die ein einzelner aufwirbeln konnte, und nach Deacons Meinung hieß das, daß ein neuer Chefredakteur mit neuen Ideen hermußte – was JP durchaus klar war.

Sein Lächeln war etwa so herzlich wie das einer Klapperschlange. »Wenn Sie die Story so geschrieben hätten, wie ich es vorgeschlagen habe, hätten *wir* von den Schauergeschichten profitiert und nicht die verdammte Boulevardpresse. Warum, zum Teufel, mußten Sie die Identität der beiden Kinder, um die es ging, so schamhaft verschweigen?«

»Weil ich ihren Eltern mein Wort gegeben hatte. Und«, fügte Deacon mit Nachdruck hinzu, »weil ich nichts davon halte, die Bilder schwer geschädigter Kinder zu benutzen, um Auflage zu machen.«

»Sie sind trotzdem benutzt worden.«

Ja, dachte Deacon, und es machte ihn immer noch zornig. Er hatte getan, was in seiner Macht stand, um die Anonymität der beiden Familien zu wahren, aber mit Geld hatte man Nachbarn und Freunde zum Reden gebracht. »Daran habe ich keine Schuld«, sagte er.

»Das ist doch nichts als Heuchelei. Sie wußten genau, daß es nur eine Frage der Zeit war, ehe jemand auspacken würde.«

»Ich hätte es wissen müssen«, korrigierte Deacon, durch den Rauch seiner Zigarette blinzelnd. »Ich habe mir Ihre Ansichten zu dem Thema ja weiß Gott lange genug angehört. Sie würden für ein einziges Neuabonnement Ihre eigene Großmutter verkaufen.«

»Sie sind ein undankbarer Scheißer, Mike. Loyalität ist für Sie offensichtlich eine einseitige Angelegenheit. Wissen Sie noch, wie Sie hier angekommen sind und bei mir um einen Job gebettelt haben, als Malcolm Fletter Sie in der ganzen Branche unmöglich gemacht hatte? Sie waren seit zwei Monaten arbeitslos und ganz schön verzweifelt.« Er richtete seinen Finger anklagend auf Deacon. »Wer hat Sie genommen? Wer hat Sie aus Ihrer Bude rausgeholt und dafür gesorgt, daß Sie sich wieder mal über was anderes den Kopf zerbrechen konnten als über Ihr verpfuscktes Leben, hm?«

»Sie.«

»Genau. Dann geben Sie mir jetzt gefälligst was dafür. Ziehen Sie sich was Anständiges an und rücken Sie dieser dicken Konservativen mit der Kamera und ein paar scharfen Fragen auf den Pelz. Pfeffern Sie Ihren Bericht ein bißchen.« Er knallte die Tür hinter sich zu, als er ging.

Deacon war halb versucht, seinem aufgebrachten kleinen Chef nachzulaufen und ihm zu sagen, daß Malcolm Fletter ihm vor nicht einmal zwei Wochen seine Stellung beim *Independent* wieder angeboten hatte; aber er war zu weichherzig, um es zu tun.

JP war nicht der einzige, der Endzeitahnungen hatte.

Lisa Smith pfiff beiläufig, als Deacon sie um halb acht vor dem Redaktionsgebäude traf. »Du siehst klasse aus. Hat das einen bestimmten Anlaß? Heiratest du vielleicht wieder mal?«

Er nahm sie beim Arm und lotste sie zu seinem Wagen. »Ich würde dir raten, die Klappe zu halten, Smith. Du willst doch bestimmt nicht Salz in offene Wunden streuen. Für so was bist du viel zu nett und rücksichtsvoll.«

Sie war eine hübsche, lebenslustige Vierundzwanzigjährige mit einer Wolke krausen dunklen Haars und einem aufmerksamen Freund. Deacon gierte seit Monaten nach ihr, war aber zu klug, sie es merken zu lassen. Er fürchtete Zurückweisung. Insbesondere fürchtete er zu hören, er sei alt genug, um ihr Vater zu sein. Er war zweiundvierzig und erkannte immer deutlicher, daß er seinen Körper viel zu lange und viel zu rücksichtslos mißhandelt hatte. Wo früher einmal sehnige, stramme Muskeln gewesen waren, kräuselten sich jetzt vom Alkohol aufgedunsene Wellen unter seinem Hosenbund und entgingen der Aufmerksamkeit nur, weil die Bundfalten seiner Hose verbargen, was er früher in hautengen Jeans stolz betont hatte.

»Aber du bist ein ganz besonderer Typ, wenn du ein bißchen was aus dir machst, Deacon«, erklärte sie aufrichtig. »Das

Image vom *enfant terrible* mag ja in den Sechzigern ganz flott gewesen sein, aber in die Neunziger paßt es nicht.«

Er sperrte die Türen auf und wartete, während sie ihre Ausrüstung auf dem Rücksitz verstaute, ehe sie in den Wagen stieg. »Wie geht's Craig?« fragte er, als er sich neben sie setzte.

Sie zeigte ihm einen Brillantring an ihrem Finger. »Wir heiraten.«

Er ließ den Motor an und fuhr los. »Warum?«

»Weil wir Lust haben.«

»Das ist kein Grund. Ich hätte Lust, zwanzig Frauen in einer Nacht zu vögeln, aber meine geistige Gesundheit ist mir zuviel wert, um es zu tun.«

»Deine geistige Gesundheit würde nicht leiden, Deacon, nur deine Eitelkeit. Du würdest niemals zwanzig Frauen finden, die's so dringend brauchen.«

Er lachte. »Ich hatte Lust, meine beiden Ehefrauen zu heiraten, bis es passiert war und ich entdeckte, daß meine Bankauszüge sie mehr interessierten als mein Körper.«

»Danke.«

»Wofür?«

»Für die freundlichen Glückwünsche.«

»Ich sehe das rein pragmatisch.«

»Stimmt nicht.« Sie lachte ihn an. »Du siehst es zynisch – wie immer. Craig ist vollkommen anders als du, Mike. Er ist jemand, der Frauen mag.«

»Ich liebe Frauen.«

»Ja«, stimmte sie zu, »das ist ja dein Problem. Du magst sie nicht, aber du liebst sie, solange du eine Chance siehst, sie ins Bett zu kriegen.« Sie zündete sich eine Zigarette an und öffnete ihr Fenster. »Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, daß du wahrscheinlich heute noch verheiratet wärst, wenn du mit einer deiner beiden Frauen befreundet gewesen wärst?«

»Jetzt bist du aber zynisch«, sagte er, während er den Wagen

in Richtung Blackfriars Brücke steuerte.

»Nur pragmatisch«, murmelte sie. »Ich möchte nicht so mutterseelenallein enden wie du.« Sie hielt das Ende ihrer Zigarette an den offenen Fensterspalt und ließ die Asche vom Fahrtwind davonblasen. »Also, wie soll das nun heute abend laufen? JP hat mir erklärt, ich soll die Emotionen dieser Frau festhalten, während du sie über irgendeinen toten Penner ausfragst, den sie in ihrer Garage gefunden hat.«

»So ist es.«

»Wie ist sie?«

»Keine Ahnung«, antwortete Deacon. »Die großen Blätter haben im Juni die Story gebracht, aber abgesehen von ihrem Namen, der Powell ist, und ihrer Adresse, die ziemlich nobel ist, haben sie nichts über sie gebracht. Sie ist getürmt, ehe die Meute ankam, und als sie zurückkehrte, war die Story tot. JP hofft auf Ende Fünfzig, gepflegtes Aussehen, starke Rechtsorientierung und einen Ehemann, der Börsenmakler ist.«

Mrs. Powell war in der Tat äußerst gepflegt, doch sie war gut zwanzig Jahre von Ende Fünfzig entfernt. Sie war außerdem viel zu beherrscht, um Emotionen der Art zu zeigen, wie Lisa sie sich erhoffte. Sie begrüßte sie beide mit knapper, geschäftsmäßiger Höflichkeit, ehe sie sie in ein vorbildliches Wohnzimmer führte, das nach Rosenöl roch und im minimalistischen Designerlook eingerichtet war. Offensichtlich waren ihr leere Räume wichtig, und Deacon war ziemlich angetan von den cremefarbenen Ledersesseln mit passendem Sofa, die um einen niedrigen Glastisch auf rostfarbenem Teppich eine Art Insel bildeten. Dahinter gab ein großes Fenster mit Vorhängen, die nicht zugezogen waren, den Blick über die Themse auf die Lichter am anderen Ufer frei. Sonst befand sich fast nichts in dem Raum: nur ein paar Glasregale oberhalb der getönten Glasschränke, in denen eindeutig eine Stereoanlage untergebracht war; und drei Bilder – eines weiß, eines grau und eines schwarz –, die die Wand gegenüber den

Regalen schmückten.

Er wies mit dem Kopf auf die Gemälde. »Was für einen Titel haben sie?«

»Einen französischen. *Gravure à la manière noire*. Das heißt Mezzotinto. Sie sind von Henri Benoit.«

»Interessant«, sagte er und sah Mrs. Powell an, wobei nicht klar war, ob er von den Bildern sprach oder von der Frau.

Tatsächlich ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß ihr Geschmack, was Inneneinrichtung betraf, in seltsamem Gegensatz zu dem Haus stand, in dem sie lebte. Es war ein langweiliger Backsteinkasten in einem neuen Viertel auf der Isle of Dogs, das im Makler Jargon wahrscheinlich als exklusive Villenwohnanlage mit Blick auf den Fluß angepriesen wurde. Er schätzte, daß das Haus ungefähr fünf Jahre alt war, fünf Zimmer hatte und sein Wert weit über einer durchschnittlichen Preislage lag. Aber warum, fragte er sich, wählte eine offensichtlich wohlhabende Frau mit ungewöhnlichem Geschmack etwas so Charakterloses, wenn sie für das gleiche Geld eine großzügige Wohnung im Herzen Londons hätte haben können? Vielleicht mochte sie alleinstehende Häuser, dachte er mit einem gewissen Zynismus. Oder die Aussicht auf den Fluß. Oder vielleicht hatte Mr. Powell das Haus gewählt.

»Bitte nehmen Sie doch Platz.« Sie wies auf das Sofa. »Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Gern«, sagte Lisa, der die Frau vom ersten Moment an unsympathisch war. »Wenn Sie eine Tasse schwarzen Kaffee da haben.« Vor der Schablone weiblicher Konkurrenz strahlte Mrs. Powell reinen Erfolg aus. Sie schien alles zu besitzen – selbst Weiblichkeit –, und Lisa suchte krampfhaft nach einem Punkt, an dem man Kritik hätte anbringen können.

»Mr. Deacon?«

»Haben Sie auch etwas Stärkeres da?«

»Natürlich. Whisky, Cognac, Bier?«

»Rotwein?« fragte er hoffnungsvoll.

»Ich habe einen vierundachtziger Rioja da. Wäre das das Richtige?«

»Ja, vielen Dank.«

Mrs. Powell verschwand durch den Flur, und sie hörten sie in der Küche den Kessel füllen.

»Wieso schwarzer Kaffee, Smith«, murmelte Deacon, »wenn's Alkohol gibt?«

»Ich dachte, wir sollten auf unser Benehmen achten«, flüsterte sie. »Und rauch ja nicht! Es sind keine Aschenbecher da, ich hab' schon geschaut. Ich möchte nicht, daß du ihr die Laune verdirst, bevor sie ihre Zustimmung zu den Fotos gegeben hat.«

Er beobachtete sie, während sie kritisch das Zimmer musterte. »Und wie lautet das Urteil?«

»JP hatte mit allem recht außer mit ihrem Alter und ihrem Ehemann. Der Börsenmakler ist *sie*. Ich wette, sie läßt sich nur Mrs. nennen, um sich in einer Männerwelt einen gewissen Status zu verschaffen. Es gibt nirgends ein Anzeichen dafür, daß in diesem Haus ein Mann lebt. Es ist alles viel zu unbequem, und es stinkt geradezu nach Rosen. Wahrscheinlich hat sie gesprüht, bevor wir gekommen sind.« Sie zog die Mundwinkel herab. »Ich hasse solche Frauen. Das ist so eine Art Dominanzgeehabe. Sie wollen einem beweisen, daß ihr Haus das perfektste ist.«

Er zog amüsiert eine Augenbraue hoch. »Eifersüchtig?«

»Worauf sollte ich eifersüchtig sein?« zischte sie.

»Auf den Erfolg«, murmelte er und hielt einen Finger an die Lippen, als sie Mrs. Powell zurückkommen hörten.

»Wenn Sie rauchen möchten«, sagte sie, als sie Lisa eine Tasse Kaffee reichte und Deacon ein Glas Rotwein, »hole ich Ihnen einen Aschenbecher.« Sie stellte ihr eigenes Weinglas auf den Tisch neben einem Sessel und sah sie beide fragend an.

»Nein, danke«, erwiderte Lisa, JPs Instruktionen im

## Hinterkopf.

»Gern«, sagte Deacon, der nicht glaubte, daß er den Rosenduft eine ganze Stunde würde ertragen können. Jetzt, da er einmal auf ihn aufmerksam geworden war, fand er ihn ekelhaft aufdringlich und erinnerte ihn an die zweite Mrs. Deacon, die sein sehr bescheidenes Vermögen verpräßt hatte, um sich in Chanel 5 zu baden. Es war die kürzere seiner beiden Ehen gewesen. Ganze drei Jahre hatte sie gehalten, ehe Clara mit einem zwanzigjährigen Knaben und einem allzu großen Teil des Kapitals ihres Ehemanns auf und davon gegangen war. Er nahm die Porzellanuntersetzung, die Mrs. Powell ihm reichte, steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. Der Geruch brennenden Tabaks verdrängte sofort den Rosenduft, Deacon bemerkte es mit Schuldgefühl und Befriedigung in gleichem Maß. Er ließ die Zigarette zwischen seinen Lippen hängen, als er einen Kassettenrecorder und einen Notizblock aus seiner Tasche nahm und beides vor sich auf den Tisch legte. »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir das Gespräch aufzeichnen?«

»Nein.«

Er schaltete den Recorder ein und brachte widerstrebend die Frage des Fotografierens zur Sprache. »Wir würden dem Text gern einige begleitende Bilder mitgeben, Mrs. Powell. Haben Sie etwas dagegen, daß Lisa ein paar Aufnahmen von Ihnen macht?«

Sie starrte ihn an, als sie sich setzte. »Wieso wollen Sie Fotos von mir, wenn Sie vorhaben, über Billy Blake zu schreiben, Mr. Deacon?«

*Ja, wieso?* »Weil es, wie wir festgestellt haben, von Billy keine Bilder gibt«, log er. »Und somit sind Sie, befürchte ich, die Nächstbeste von Interesse. Ist das für Sie ein Problem?«

»Ja«, antwortete sie kurz. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nicht bereit bin, mich von Ihrer Zeitschrift benutzen zu lassen.«

»Und wie ich Ihnen gesagt habe, Mrs. Powell, ist es nicht meine Art, Menschen zu benutzen.«

Sie hatte eisblaue Augen, die ihn an die seiner Mutter erinnerten, und das war ein Jammer, dachte er, denn in anderer Hinsicht war sie recht attraktiv.

»Dann müssen Sie doch zugeben, daß es absurd ist, einen Artikel über die Armen und Obdachlosen mit dem Bild einer Frau zu illustrieren, die in einem teuren Haus in einem teuren Viertel Londons lebt.« Sie hielt einen Moment inne, um ihm für eine Erwiderung Zeit zu lassen. Als er nichts sagte, fuhr sie fort: »Im übrigen gibt es sehr wohl Bilder von Billy Blake. Ich habe zwei, die ich Ihnen gern leihe. Das eine ist eine Polizeiaufnahme, die bei seiner ersten Festnahme gemacht wurde, das andere wurde in der Leichenhalle aufgenommen. Beide sind zur Illustration von Armut besser geeignet als eine Fotografie von mir.«

Deacon zuckte die Achseln, ohne etwas zu sagen.

»Sie haben doch behauptet, daß Sie sich für Billy interessieren.«

Ihr Ton klang aufgebracht, und das machte ihn neugierig. Er war lange genug Journalist, um zu erkennen, daß Mrs. Powell mehr daran lag, ihm ihre Geschichte zu erzählen, als ihm daran, sie sich anzuhören. Aber warum jetzt, nachdem sie sich damals, als es geschehen war, geweigert hatte, mit der Presse zu sprechen? Diese Frage reizte ihn. »Ohne Bilder von Ihnen gibt es leider auch keine Story«, sagte er und beugte sich vor, um den Recorder auszuschalten. »Anweisung des Chefredakteurs. Es tut mir leid, daß wir Ihre Zeit verschwendet haben, Mrs. Powell.« Er warf einen Blick des Bedauerns auf seinen unberührten Wein. »Und Ihren Rioja.«

Sie sah ihm zu, während er seine Sachen einzusammeln begann. »Also gut«, sagte sie abrupt. »Machen Sie Ihre Aufnahmen. Billys Geschichte muß erzählt werden.«

»Warum?« fragte er blitzschnell, als er den Recorder ein

zweites mal einschaltete.

Sie hatte sich auf die Frage vorbereitet. Die Antwort erfolgte in so flüssiger Rede, daß er sicher war, sie hatte sie vorher eingebübt.

»Weil sich unsere Gesellschaft in tiefen Schwierigkeiten befindet, wenn wir das Leben eines Menschen für so wertlos halten, daß die Art seines Sterbens das einzige Interessante an ihm ist.«

»Das ist sehr edel gedacht«, sagte er milde, »aber Schlagzeilen kann man damit nicht machen. Es sterben andauernd Menschen, die von der Gesellschaft vergessen wurden.«

»Aber warum mußte er verhungern? Warum hier? Warum weiß niemand etwas über ihn? Warum hat er der Polizei erzählt, er sei zwanzig Jahre älter als er tatsächlich war?« Sie blickte ihm aufmerksam forschend ins Gesicht. »Sind Sie denn gar nicht neugierig?«

Aber natürlich! Die Neugier bohrte wie eine Made in seinem Hirn, aber diese Frau interessierte ihn weit mehr als der Mann, der in ihrer Garage gestorben war. Warum zum Beispiel nahm sie Billy Blakes Tod so persönlich, daß sie sogar bereit war, sich dafür ausbeuten zu lassen, daß seine Geschichte an die Öffentlichkeit gelangte? »Sind Sie ganz sicher, daß Sie ihn nicht gekannt haben?« meinte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

Ihre Überraschung war echt. »Aber ja. Weshalb sollte ich Antworten suchen, wenn ich ihn gekannt hätte?«

Er schlug das Notizbuch auf, das auf seinem Schoß lag, und schrieb: Warum sucht jemand Antworten über einen wildfremden Menschen sechs Monate nach seinem Tod? »Was wäre Ihnen angenehmer?« fragte er. »Das Lisa die Fotos vor dem Gespräch macht oder während wir miteinander sprechen?«

»Während.«

Er wartete, während Lisa den Reißverschluß ihrer Fototasche aufzog und ihren Apparat herausnahm. »Haben Sie einen Vornamen, Mrs. Powell?«

»Amanda.«

»Ziehen Sie Amanda Powell oder Mrs. Powell vor?«

»Das ist mir gleich.« Sie blickte stirnrunzelnd ins Objektiv der Kamera.

»Ein Lächeln wäre besser«, sagte Lisa und knipste. Klick.  
»Das ist prima.« Klick. »Könnten Sie mal zu Boden sehen?  
Gut.« Klick. »Halten Sie den Blick gesenkt. Das ist wirklich  
anrührend.« Klick, klick.

»Fahren Sie fort, Mr. Deacon«, sagte die Frau kurz. »Sie  
wollen doch sicher nicht, daß ich auf meinen eigenen Teppich  
kotze.«

Er lachte. »Deacon oder Mike wäre mir lieber. Wie alt sind  
Sie?«

»Sechsunddreißig.«

»Was für einen Beruf üben Sie aus?«

Sie sah ihn an, während Lisa ein weiteres Foto machte. »Ich  
bin Architektin.«

»Selbstständig oder angestellt?«

»Ich arbeite bei W. F. Meredith.« Klick.

Nicht schlecht, dachte er. Meredith war so ziemlich das  
Beste. »Wo stehen Sie politisch, Amanda?«

»Nirgends.«

»Und unter uns gesagt?«

Sie zeigte ein kleines Lächeln, das Lisa einfing. »Die gleiche  
Antwort.«

»Gehen Sie zur Wahl?« Sie bemerkte, daß er sie  
beobachtete, und er sah rasch weg.

»Natürlich. Die Frauen haben lange und schwer darum  
gekämpft, mir dieses Recht zu erobern.«

»Würden Sie mir sagen, welche Partei Sie im allgemeinen  
wählen?«

»Immer die, von der ich denke, daß sie am wenigsten Schaden anrichten wird.«

»Sie scheinen wenig übrig zu haben für die Politik. Hat das einen Grund oder ist es bloß *Fin-de-siècle-Depression*?«

Wieder das schwache Lächeln, als sie nach ihrem Weinglas griff. »Ich würde zögern, einen so umfassenden abstrakten Begriff wie *Fin-de-siècle-Depression* mit dem Wörtchen ›bloß‹ abzutun, aber für den Zweck Ihres Artikels ist das so zutreffend wie alles andere.«

Er fragte sich, wie es wäre, sie zu küssen. »Sind Sie im Moment verheiratet, Amanda?«

»Ja.«

»Und was macht Ihr Mann?«

Sie hob ihr Glas zum Mund und senkte es rasch mit einem Stirnrunzeln, als Lisa eine weitere Aufnahme schoß. »Mein Mann war nicht hier, als ich den Toten fand«, antwortete sie. »Es ist darum völlig belanglos, was er tut.«

Deacon fing Lisas Blick zynischer Erheiterung auf. »Aber so etwas interessiert den Leser«, sagte er leichthin. »Die Leute wollen wissen, mit was für einem Mann eine erfolgreiche Architektin verheiratet ist.«

Vielleicht merkte sie, daß seine Neugier persönlicher Natur war, oder vielleicht gab es, wie Lisa vermutet hatte, gar keinen Mr. Powell. Wie dem auch sein mochte, sie ließ sich nicht aus der Reserve locken. »Den Toten habe ich gefunden«, wiederholte sie, »und meine Angaben haben Sie bereits. Wollen wir weitermachen?«

Deacon wurde unbehaglich unter dem unverwandten Blick aus den hellen Augen, die denen seiner Mutter so ähnlich waren, und seine freundliche kleine Phantasievorstellung, sie zu küssen, bekam eine sadistisch rachsüchtige Färbung. Er konnte sich vorstellen, wie JP auf die mageren Informationen reagieren würde, die er ihr bisher mit Mühe aus der Nase gezogen hatte. Name, Dienstgrad, Nummer. Und er hatte wenig

Zuversicht, daß die Fotos besser sein würden. Ihre Gesichtszüge waren so beherrscht wie die eines erstarrten Kriegsgefangenen, der sich in die Enge getrieben sieht. Er fragte sich, ob in ihrem kühlen Gesicht je Feuer geglüht hatte oder ihr Leben ganz ohne Leidenschaften gewesen war. Wie vorauszusehen, erregte ihn der Gedanke.

»Also gut«, sagte er, »sprechen wir darüber, wie Sie den Toten gefunden haben. Sie sagten, Sie seien erschüttert gewesen. Können Sie mir das Erlebnis beschreiben? Was für Gedanken gingen Ihnen durch den Kopf, als Sie ihn sahen?«

»Abscheu«, antwortete sie, bemüht, einen neutralen Tonfall zu bewahren. »Er war hinter einem Stapel leerer Kartons in der Ecke und hatte sich mit einer alten Decke zugeschlagen. Der Geruch war wirklich schlimm, als ich die Decke weggenommen hatte.« Sie verzog plötzlich angeekelt den Mund und zwinkerte, als das Blitzlicht des Fotoapparats ihre Augen traf. »Später, nachdem die Polizei mir gesagt hatte, daß er an Unterernährung gestorben war, habe ich mich immer wieder gefragt, warum er keinen Versuch gemacht hat, sich zu retten. Es war ja nicht nur, daß ich ihn neben meiner Tiefkühltruhe gefunden habe – sie wies mit einer Geste der Bekümmерung zum Fenster –, »hier in der Gegend sind die Leute alle so wohlhabend, daß man selbst in den Mülltonnen immer etwas zu essen findet.«

»Und was glauben Sie?«

»Ich kann es mir höchstens damit erklären, daß er, als er meine Garage fand, schon so schwach war, daß er nur noch die Kraft besaß, in eine Ecke zu kriechen und sich zu verstecken.«

»Warum soll er versucht haben, sich zu verstecken?«

Sie musterte ihn einen Moment lang. »Ich weiß es nicht. Aber wenn er sich nicht verstecken wollte, warum hat er dann nicht versucht, mich aufmerksam zu machen? Die Polizei meint, er muß am Samstag in die Garage eingedrungen sein. Das war die einzige Gelegenheit, die er hatte. Ich war an dem

Nachmittag beim Einkaufen und hatte das Tor ungefähr eine halbe Stunde lang offengelassen.« Soweit sie überhaupt fähig war, Gefühl zu zeigen, tat sie es. Sie hob mit einer nervösen, fahriegen Bewegung eine Hand zu ihrem Mund, ehe sie sich an die Kamera erinnerte und die Hand hastig senkte. »Ich fand ihn am folgenden Freitag, und der Pathologe meinte, da sei er fünf Tage tot gewesen. Das heißtt, daß er am Sonntag noch lebte. Ich hätte ihm helfen können, wenn er gerufen hätte. Warum hat er es nicht getan?«

»Vielleicht hatte er Angst.«

»Wovor?«

»Daß Sie ihn wegen unbefugten Eindringens der Polizei übergeben würden.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ganz sicher nicht. Er hatte keine Angst vor Polizei oder Gefängnis. Soviel ich weiß, wurde er ziemlich regelmäßig festgenommen. Weshalb hätte er dieses Mal Angst haben sollen?«

Deacon machte sich in Kurzschrift Notizen, um die verschiedenen Nuancen ihres Ausdrucks im Gedächtnis zu behalten, die sich in ihrem Gesicht spiegelten, während sie über Billy sprach. Ängstliche Besorgnis. Unruhe. Verwirrung. Es wurde immer seltsamer. Was bedeutete Billy Blake ihr, daß er solche Gefühle hervorrufen konnte?

»Vielleicht war er einfach zu schwach, um Sie auf sich aufmerksam zu machen. Der Pathologe kann vermutlich nicht sagen, ob er am Sonntag noch bei Bewußtsein war?«

»Nein«, antwortete sie langsam, »aber ich kann es. In der Tiefkühltruhe war ein Beutel mit Eiswürfeln. Jemand hatte ihn geöffnet, und ich war es nicht, das weiß ich. Es muß also Billy gewesen sein. Und in einer Ecke der Garage waren Urinspuren. Wenn er kräftig genug war, sich zu bewegen, dann wäre er auch kräftig genug gewesen, um an die Verbindungstür zwischen der Garage und dem Hausflur zu klopfen. Er mußte gewußt haben, daß ich an dem Wochenende da war. Er hätte

mich hören können. Die Tür ist nicht so dick, daß sie keine Geräusche durchläßt.«

»Was hat denn die Polizei dazu gesagt?«

»Nichts«, antwortete sie. »Es hat ja nichts am Befund des Pathologen geändert. Billy ist an Unterernährung gestorben, ob nun absichtlich oder nicht.«

Er zündete sich eine frische Zigarette an und betrachtete sie durch den Rauch. »Wieviel haben Sie für die Feuerbestattung bezahlt?«

»Spielt der Betrag eine Rolle?«

»Das kommt darauf an, für wie zynisch Sie den Durchschnittsleser halten. Er könnte glauben, daß Sie mit der Summe nicht herausrücken wollen, weil Sie den Eindruck erwecken möchten, Sie hätten mehr ausgegeben.«

»Fünfhundert Pfund.«

»Weit mehr, als Sie ihm gegeben hätten, wenn er noch am Leben gewesen wäre?«

Sie nickte. Klick. »Wenn er mir als Bettler auf der Straße begegnet wäre, hätte ich fünf Pfund für großzügig gehalten.« Klick. Klick. Sie warf Lisa einen irritierten Blick zu, machte ein Gesicht, als wollte sie etwas sagen, überlegte es sich dann anders. Ihre Züge verschlossen sich wieder.

»Sie sagten gestern, Sie hätten das Gefühl gehabt, ihm etwas zu schulden. Was genau?«

»Respekt, nehme ich an.«

»Weil Sie meinten, er hätte zu Lebzeiten keinen bekommen?«

»So was in der Richtung«, gab sie zu. »Aber es klingt lächerlich sentimental, wenn man es in Worte faßt.«

Er schrieb einen Moment. »Gehören Sie einer Konfession an?«

Sie wandte sich ab, als erneut ein Blitz ihre Augen traf. »Hat sie denn immer noch nicht genug Aufnahmen?«

Lisa hielt das Objektiv auf Amanda Powells Gesicht

gerichtet. »Nur noch ein paar Bilder mit gesenktem Blick, Amanda.« Klick. »Ja, das ist wirklich gut, Amanda.« Klick. »Etwas mehr Mitgefühl vielleicht.« Klick. »Wunderbar, Amanda.« Klick, klick, klick.

Deacon sah den wachsenden Ärger der Frau. »Das reicht, Smith. Machen wir Schluß.«

»Vielleicht noch ein paar in der Garage«, schlug Lisa Smith vor, die die letzten Aufnahmen des Films nicht gern vergeuden wollte. »Es geht ganz schnell.«

Mrs. Powell starre in die blutroten Tiefen ihres Glases, ehe sie einen Schluck trank. »Bitte«, sagte sie, ohne den Kopf zu heben. »Die Schlüssel liegen auf dem Tisch im Vestibül, und das Licht geht automatisch an, wenn das Tor in die Höhe geht. Die Verbindungstür benutze ich nicht mehr.«

»Ich meinte, mit Ihnen«, sagte Lisa. »Sie müßten schon mitkommen. Wenn es da draußen kalt und feucht ist, gäbe das gute Stimmungsbilder. Die würden sich zu der Story vom verhungerten Penner gut machen.«

Die Frau blieb so reglos, daß Lisa glaubte, sie hätte ihr nicht zugehört. Sie versuchte es noch einmal. »Fünf Minuten, Amanda, mehr brauchen wir nicht. Sie könnten sich vielleicht dahin stellen, wo Sie ihn gefunden haben, ein bißchen bekümmert oder so.«

Das einzige Geräusch im Zimmer war das Ticken einer Uhr auf dem Kamin, und es schien immer lauter zu werden, während sich Amanda Powells Schweigen in die Länge zog. Deacon hatte den Eindruck, als wartete sie auf etwas, und er hielt den Atem an und wartete mit ihr. Er erschrak beinahe, als sie plötzlich sprach. »Tut mir leid«, sagte sie zu Lisa, »aber Sie und ich sind wirklich grundverschieden. Ich könnte so wenig mit tränenumflortem Blick an der Stelle posieren, wo Billy gestorben ist, wie ich Ihre Bums-mich-Fummel oder Bums-mich-Make-up tragen könnte. Weder bin ich so ordinär, noch habe ich es so verzweifelt nötig, beachtet zu werden.«

Beim letzten Satz gerieten die Zischlaute ein ganz klein wenig undeutlich, und ihre vorsichtige Sprechweise verriet sie. Verblüfft erkannte Deacon, daß sie betrunken war.

### 3

Es war gefährlich, wenn sich ein Schweigen zu lange ausdehnt. Die Wirkung ihrer Worte verpuffte nicht in einem Vakuum; vielmehr wuchs sie und gewann an Gewicht. Deacon konnte nicht umhin, Lisa mit ihren Augen zu sehen, und stellte erstaunt fest, wie zutreffend ihre Beschreibung der jungen Frau war. Verglichen mit der Schneekönigin im Sessel gegenüber war Lisa mit ihrem dunkel umrandeten Schmollmund und dem knallengen Röckchen schrill und aufreizend, und er fühlte sich hintergangen durch die Tatsache, daß er so lange stumm nach ihr gegiert hatte, da sie doch Begierde geradezu herausforderte. Er kam sich vor wie einer von Pawlows Hunden, den man mit List und Tücke dazu gebracht hatte, jedesmal zu sabbern, wenn sein Appetit stimuliert wurde, und die Vorstellung widerte ihn an. Er nahm seine Schlüssel aus der Tasche und schlug Lisa vor, den Wagen zu nehmen, um mit ihrer Ausrüstung in die Redaktion zurückzufahren. »Ich nehme ein Taxi, wenn ich fertig bin«, sagte er. »Hinterleg die Schlüssel bei Glen am Empfang. Ich hole sie mir dann dort ab.«

Sie nickte, froh um einen Vorwand, verschwinden zu können, und er bereute augenblicklich seinen Verrat. Es war kein Verbrechen, sich in leuchtenden Farben zu zeigen; es war das Vorrecht der Jugend. Sie ließ ihren Fotoapparat draußen, als sie zusammenpackte, dann ging sie mit einem kurzen Nicken in Amandas Richtung zur Tür hinaus.

Sie hörten das Klappern der Garagenschlüssel, die vom Tisch im Vestibül genommen wurden. Amanda seufzte. »Ich war sehr grob zu ihr. Das tut mir leid. Es fällt mir schwer, Billys Tod so beiläufig abzuhandeln, wie Sie beide das tun.« Sie betrachtete einen Moment lang ihr Glas, als wüßte sie, daß sie sich verraten hatte, dann stellte sie es auf den Tisch.

»Sie scheinen seinen Tod tatsächlich sehr persönlich zu

nehmen. «

»Er ist in meiner Garage gestorben.«

»Aber deswegen sind Sie doch nicht für ihn verantwortlich.«

Sie sah ihn verständnislos an. »Wer ist dann verantwortlich?«

Die Frage war stark vereinfachend – die Frage eines Kindes.

»Billy selbst«, antwortete Deacon. »Er war alt genug, um für sich zu entscheiden.«

Sie schüttelte den Kopf, dann beugte sie sich vor und sah ihm ernst und forschend ins Gesicht. »Sie haben gestern gesagt, Billys Geschichte hätte Sie berührt, könnten wir also über sein Leben sprechen anstatt über seinen Tod? Ich weiß, ich habe gesagt, daß ich Ihnen nichts darüber erzählen könnte, aber das stimmt nicht ganz. Ich weiß mindestens soviel wie die Polizei.«

»Ich höre.«

»Nach dem Urteil des Pathologen war er fünfundvierzig Jahre alt und einen Meter sechzig groß, und er muß, wenn auch sein Haar inzwischen ganz weiß war, früher dunkel gewesen sein. Zum erstenmal wurde er vor vier Jahren festgenommen, weil er in einem Supermarkt Brot und Schinken gestohlen hatte. Er nannte sich Billy Blake und gab sein Alter mit fünfundsechzig an, machte sich also, wenn der Pathologe recht hat, um fast zwanzig Jahre älter.« Sie sprach rasch und flüssig, als hätte sie viel Zeit darauf verwendet, die Fakten für einen solchen Vortrag zu ordnen. »Er sagte, er lebe seit zehn Jahren auf der Straße, lehnte es aber ab, weitere Auskünfte zu geben. Er weigerte sich zu sagen, woher er kam und ob er Familie hatte. Die Polizei hat dann beim Vermißtendezernat in London und im Südosten nachgefragt, aber in den letzten zehn Jahren war keine Person, auf die seine Beschreibung passen würde, als vermißt gemeldet worden. Seine Fingerabdrücke, soweit vorhanden, befanden sich nicht in den Polizeiakten, und er hatte nichts bei sich, anhand dessen sich seine Identität hätte

feststellen lassen. Mangels anderer Informationen registrierte die Polizei die Angaben, die er machte, und in den folgenden vier Jahren lebte er unter dem Namen Billy Blake. Er verbrachte insgesamt sechs Monate wegen Diebstahls von Nahrungsmitteln oder Alkohol im Gefängnis. Das Strafmaß betrug jedesmal ein oder zwei Monate. Wenn er auf freiem Fuß war, suchte er sich am liebsten ein Quartier, das so nahe wie möglich an der Themse war. Sein bevorzugter Aufenthalt war eine leerstehende Lagerhalle ungefähr anderthalb Kilometer von hier. Ich habe mit einigen der anderen alten Männer gesprochen, die dort untergekrochen sind, aber keiner von ihnen wollte zugeben, irgendwas über Billys Geschichte zu wissen.«

Deacon war beeindruckt vom Umfang ihres Interesses und ihrer Bemühungen. »Was meinten Sie, als Sie eben sagten, ›seine Fingerabdrücke, soweit vorhanden?‹«

»Die Polizei sagte mir, er hätte sich irgendwann bei einem Feuer die Hände verbrannt und sie ohne ärztliche Behandlung heilen lassen. Beide waren so stark vernarbt, daß die Finger nur noch wie Klauen waren. Die Polizei meint, er habe sich absichtlich verstümmelt, um zu vermeiden, daß er wegen eines früher verübten Verbrechens zur Rechenschaft gezogen wurde.«

»Scheiße!« sagte er unbedacht.

Sie stand auf und ging zu dem Glasschrank an der gegenüberliegenden Wand. »Wie ich vorhin schon sagte, es gibt Fotos von ihm.« Sie nahm einen Umschlag aus dem Schrank, dessen Inhalt sie in ihre Hand gleiten ließ, als sie zurückkam. »Ich habe die Polizei überredet, mir zwei zu überlassen. Das ist das beste von denen, die in der Pathologie gemacht wurden. Es ist nicht gerade vorteilhaft, und sie haben Zweifel, daß ihn nach diesem Foto jemand erkennen würde.« Sie reichte ihm die Aufnahme. »Sein Gesicht ist durch die Abmagerung sehr geschrumpft. Die Tatsache, daß Stirn und

Kinn so stark hervortreten, läßt darauf schließen, daß er, als er noch bei Gesundheit war, ein wesentlich volleres Gesicht hatte.«

Deacon betrachtete das Bild. Sie hatte recht. Es war nicht sehr erfreulich. Er mußte an die Leichenberge in Bergen-Belsen bei der Befreiung durch die Alliierten denken. Das Gesicht war nahezu fleischlos, so straff spannte sich die Haut über den Knochen. Sie reichte ihm das andere Foto. »Das wurde vor vier Jahren gemacht, als er zum erstenmal festgenommen wurde. Aber es ist nicht viel besser. Er war schon damals nur Haut und Knochen. Es vermittelt allerdings eine klarere Vorstellung davon, wie er vielleicht einmal ausgesehen hat.«

Konnte dies wirklich das Gesicht eines Einundvierzigjährigen sein? Greisenhaftigkeit hatte sich in tiefen Kerben rund um den Mund eingegraben, und die Augen, die in die Kamera blickten, waren wäßrig und gelblich verfärbt. Nur das Haar über der hohen Stirn besaß eine gewisse Lebendigkeit, auffallend in seinem Weiß über dem gelblichen Teint. »Könnte der Pathologe sich hinsichtlich seines Alters geirrt haben?« fragte er.

»Anscheinend nicht. Wie ich gehört habe, hat er einen zweiten Sachverständigen hinzugezogen, als die Polizei seinem Urteil nicht glaubte. Ich habe mir gedacht«, fuhr sie fort, »daß jemand mit der richtigen Software aus den Bildern etwas weiterentwickeln könnte, aber ich kenne niemanden, der auf diesen Gebiet Spezialist ist. Wenn Ihre Zeitschrift das tun könnte, wären solche Bilder weit bessere Illustrationen für Ihren Artikel als ein Foto von mir.«

»Und warum hat die Polizei das nicht versucht?«

»Er hat vor seinem Tod kein Verbrechen verübt, also interessiert er sie auch nicht. Ich glaube, sie haben seine Beschreibung in einen Computer des Vermißtendezernats eingegeben, aber sie deckte sich mit keiner der gespeicherten

Daten, da haben sie ihn eben abgeschrieben.«

»Darf ich mir die Bilder ausleihen? Wir lassen Abzüge machen, und dann kann ich sie ihnen zurückgeben.« Er schob die Fotografien zwischen die Blätter seines Blocks, als sie zustimmend nickte. »Hat die Polizei eigentlich noch eine andere mögliche Erklärung dafür gefunden, daß er sich ausgerechnet in Ihrer Garage verkroch – ich meine, neben der Tatsache, daß an dem fraglichen Tag zufällig das Tor offen war?«

Sie setzte sich wieder und faltete ihre Hände im Schoß. Deacon bemerkte überrascht, wie weiß ihre Handknöchel hervortraten. »Sie meinte, er könnte mir vom Büro aus nach Hause gefolgt sein. Einen einleuchtenden Grund dafür, warum er das hätte tun sollen, konnte sie mir allerdings nicht nennen. Wenn er sich mich ausgesucht hat, weil er meinte, es würde sich lohnen, mir zu folgen, dann hätte er mich doch um Hilfe gebeten. Meinen Sie nicht auch?«

Sie wandte sich auf einer intellektuellen Ebene an ihn, aber Deacon fühlte sich mehr von dem nervösen Zucken ihres Mundwinkels angesprochen. Er hatte es zuvor nicht bemerkt. Er begriff langsam, daß ihre Gefäßtheit rein oberflächlich war und unter der Oberfläche weit turbulentere Strömungen am Werk waren.

»Ja«, antwortete er. »Es wäre unsinnig gewesen, Ihnen ohne Grund zu folgen. Also? Könnte es noch einen anderen Grund gegeben haben?«

»Was denn für einen?«

»Vielleicht glaubte er, Sie zu erkennen.«

»Als wen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wäre es denn nicht noch wahrscheinlicher, daß er mich angesprochen hätte, wenn er geglaubt hätte, mich zu kennen?« Sie warf ihm die Frage so schnell entgegen, daß er den Verdacht hatte, sie habe sie sich selbst bereits viele Male

gestellt.

Er kratzte sich am Kinn. »Vielleicht war er zu dem Zeitpunkt schon zu geschwächt. Wo ist denn Ihr Büro genau?«

»Zweihundert Meter von der alten Lagerhalle entfernt, in der Billy untergekrochen war. Das ganze Gebiet soll saniert werden. Unser Büro hat Räume in einem Lagerhaus gemietet, das vor drei Jahren während der ersten Sanierungsphase renoviert wurde. Die Polizei war der Meinung, die Tatsache, daß die beiden Gebäude so nah beieinander liegen, könne kein Zufall sein, aber ich bin nicht unbedingt dieser Meinung. Zweihundert Meter sind in einer Stadt wie London eine große Entfernung.« Sie wirkte unzufrieden, und er vermutete, daß sie dieses Argument weniger überzeugend fand, als sie vorgab.

Er hob die Blätter seines Blocks, um nochmals das Bild des Totenschädels zu studieren. »Ist dieses Haus hier ein Meredith-Bau?« fragte er, ohne aufzusehen. »Haben Sie es billiger bekommen, weil Sie Angehörige der Firma sind?«

Sie antwortete nicht gleich. »Ich denke, das geht Sie nichts an«, sagte sie dann.

Er lachte leise. »Wahrscheinlich nicht, aber ein Haus wie dieses kostet ein Vermögen, und bei der Inneneinrichtung haben Sie auch nicht gerade gespart. An Kleingeld fehlt es Ihnen nicht, wenn Sie sich das alles hier leisten und fünfhundert Pfund für die Einäscherung eines Unbekannten ausgeben können. Ich bin neugierig, Amanda. Sie sind entweder eine sehr erfolgreiche Architektin, oder Sie haben eine andere Einkommensquelle.«

»Ich sagte es schon, Mr. Deacon, es geht Sie nichts an.« Flüchtig verzerrte der Alkohol wieder ihre Aussprache. »Wollen wir nicht zu Billy zurückkehren?«

Er zuckte die Achseln. »Sie hätten es vermutlich bemerkt, wenn so jemand Sie beobachtet hätte?« fragte er, mit dem Finger auf das Foto tippend.

Sie richtete sich langsam auf, einen zweifelnden Ausdruck

im Gesicht. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Wie hätten Sie ihn übersehen können?«

»Durch die Vermeidung von Blickkontakt«, bekannte sie widerstrebend. »Das ist das einzige Mittel, sich vor Belästigung zu schützen. Selbst wenn ich jemandem etwas gebe, sehe ich die Person nur selten an. Ganz sicher könnte ich später keine genaue Beschreibung von ihr geben.«

Deacon dachte an die obdachlosen Jugendlichen, die er bereits für seinen Artikel interviewt hatte, und wurde sich bewußt, daß er Mühe hätte, die einzelnen jungen Leute zu beschreiben. Es deprimierte ihn, es zugeben zu müssen, aber sie hatte recht. Aus reiner Verlegenheit sah man die Notleidenden niemals zu lange an.

»Gut«, meinte er, »sagen wir, es war reiner Zufall, daß Billy sich Ihre Garage aussuchte, um darin zu sterben. Dann muß aber doch jemand ihn bemerkt haben. Wenn er auf der Suche nach einem Versteck durch die Straßen ging, gerade in einem exklusiven Viertel wie diesem, kann er nicht unbemerkt geblieben sein. Hat jemand von Ihren Nachbarn sich als Zeuge gemeldet?«

»Niemand hat ein Wort gesagt.«

»Hat die Polizei nachgefragt?«

»Das weiß ich nicht. Das Ganze war innerhalb von drei oder vier Stunden vorüber. Der Arzt kam und erklärte ihn für tot, und das war's. Der Arzt sagte, er sei eines natürlichen Todes gestorben, und der Constable, der auf meinen Notruf gekommen war, behauptete, ihnen allen wäre klar gewesen, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis Billy Blake irgendwo als Leiche gefunden werden würde. Seine Worte waren: ›Der dumme alte Kerl hat ja seit Jahren Selbstmord auf Raten begangen. Kein Mensch kann so leben wie er und erwarten, daß er das überlebt.‹«

»Haben Sie ihn gefragt, was er damit gemeint hat?«

»Er sagte, die einzigen ordentlichen Mahlzeiten hätte Billy

im Gefängnis zu sich genommen. Sonst hätte er von Alkohol gelebt.«

»Der arme Kerl«, sagte Deacon mit einem Blick auf ihr Glas. »Ein Leben mit Narkose war wohl erträglicher als ein Leben ohne.«

Wenn sie die Anzüglichkeit seiner Bemerkung registrierte, so zeigte sie es nicht. »Ja«, antwortete sie nur.

»Sie meinten, Billy Blake sei nicht sein wahrer Name gewesen; den habe er sich erst zugelegt, als er vor vier Jahren zum erstenmal festgenommen wurde. Woher hatte er dann aber das Geld, um sich Alkohol zu besorgen? Um Sozialhilfe zu bekommen, hätte er sich anmelden müssen.«

Sie schüttelte wieder den Kopf. »Das habe ich die alten Männer in der Lagerhalle auch gefragt, und sie haben gesagt, er hätte sich lieber mit Bettelei durchgeschlagen als von staatlichen Almosen zu leben. Er hat unten an der Themse, wo die Vergnügungsboote losfahren, Pflasterbilder gemalt und von den Touristen genug bekommen, um sich seinen Alkohol kaufen zu können. Nur im Winter, wenn das Geschäft mit den Touristen nicht mehr lief, hat er es mit Diebstahl versucht. Wenn Sie sich sein Strafregister ansehen, werden Sie feststellen, daß er immer in den Wintermonaten im Gefängnis saß.«

»Das hört sich an, als hätte er sein Leben recht gut organisiert gehabt.«

»Stimmt.«

»Was hat er denn für Bilder gemalt? Wissen Sie das?«

»Er hat immer das gleiche Bild gemalt. So, wie die Männer es mir beschrieben haben, muß es die Geburt Christi gewesen sein. Außerdem hat er jedem, der vorüberkam, die Verdammung gepredigt, die alle Sünder erwartet.«

»War er geisteskrank?«

»Es scheint so.«

»Hatte er immer denselben Platz für seine Malerei?«

»Nein. Soviel ich weiß, wurde er ziemlich regelmäßig von der Polizei weitergeschickt.«

»Aber er malte immer nur das eine Bild?«

»Ich glaube, ja.«

»Und war es gut?«

»Die alten Männer sagen, ja. Sie schilderten ihn mir als einen richtigen Künstler.« Unerwartet lachte sie, und in ihren Augen blitzte es übermütig. »Aber sie waren betrunken, als ich mit ihnen sprach. Ich bin deshalb nicht sicher, wie zuverlässig ihr Urteil ist.«

Die Erheiterung erlosch so rasch, wie sie aufgeflammt war, doch Deacon überließ sich neuen Phantasien. Er redete sich ein, sie kenne wahres Begehren nicht, und es sei ein erfahrener Mann nötig, ihre Leidenschaft freizusetzen ... »Was konnten Sie sonst noch in Erfahrung bringen?«

»Nichts. Das ist leider schon alles.«

Er beugte sich vor, um den Recorder auszuschalten. »Sie sagten vorhin, Billys Geschichte müsse erzählt werden«, erinnerte er sie, »aber alles, was Sie über ihn wissen, läßt sich in ein oder zwei Sätze fassen. Und wenn ich ehrlich bin, würde ich sagen, daß es nicht einmal gerechtfertigt wäre, ihm diesen Raum zu geben.« Er nahm sich einen Moment Zeit, um die Informationen im Kopf zu überschlagen. »Er war Alkoholiker und ein kleiner Dieb, der bezüglich seines Alters gelogen hat und unter falschem Namen reiste. Er war vor irgend jemandem oder irgend etwas auf der Flucht, wahrscheinlich vor einer Ehefrau und einer unglücklichen Ehe, und er rutschte ab, weil er entweder lebensuntüchtig oder geisteskrank war. Er besaß gewisse künstlerische Fähigkeiten, und er starb in Ihrer Garage, weil Sie nahe beim Fluß wohnen und das Tor zufällig offenstand.« Er sah zu, wie seine Zigarette, die er in der Untertasse hatte liegenlassen, zu Asche zerfiel. »Habe ich etwas ausgelassen?«

»Ja.« Das Zucken an ihrem Mundwinkel wurde unversehens

stärker. »Sie haben nicht erklärt, warum er sich zu Tode gehungert und seine Hände zu Klauen verbrannt hat.«

Er machte eine Geste der Entschuldigung. »Das ist typisch für chronische Alkoholiker mit schwerer Depression, Amanda. Sie trinken anstatt zu essen – darum hat der Pathologe körperliche Vernachlässigung als Todesursache mitgenannt –, und sie verstümmeln sich, das ist eine Form der Externalisierung ihrer Qual an einem Leben ohne Hoffnung. Meiner Meinung nach war Ihr Billy klinisch krank, und weil er trank, um sich besser zu fühlen, starb er schließlich in Ihrer Garage.«

Er sah ihrer resignierten Miene an, daß er ihr nichts gesagt hatte, worauf sie nicht schon selbst gekommen war, und seine Neugier wuchs. Wieso diese Fixierung auf Billy Blakes Leben? Sie wurde von etwas weit Tiefergehendem bewegt, dachte er, als schlichtem Mitgefühl oder noblen Ansichten über den Wert eines Menschen für die Gesellschaft.

»Ich habe niemanden auch nur im entferntesten dafür interessieren können, zu versuchen herauszufinden, wer er wirklich war«, murmelte sie, den Kopf zu der Schale mit Rosenblättern hinuntergeneigt, die sie müßig durch ihre Finger gleiten ließ. »Die Polizei war höflich, aber gelangweilt. Ich habe meinem Abgeordneten geschrieben und dem Innenministerium und darum gebeten, daß man versucht, seine Familie ausfindig zu machen. Mir wurde geantwortet, daß man dafür nicht zuständig sei. Die einzigen, die etwas Anteilnahme zeigten, waren die Leute von der Heilsarmee. Sie haben jetzt seine Personenbeschreibung bei ihren Unterlagen und haben versprochen, sich bei mir zu melden, wenn jemand ihn suchen sollte, aber optimistisch sind sie nicht.« Sie sah sehr bekümmert aus. »Ich weiß einfach nicht, was ich noch tun soll. Nach sechs Monaten stehe ich vor einer Wand.«

Er beobachtete sie einige Augenblicke, fasziniert vom Wechselspiel der Gefühle, die sich in ihrem Gesicht spiegelten.

Er vermutete, daß ein offenerer Mensch als sie vermutlich nicht nur Bekümmern, sondern tiefe Verzweiflung gezeigt hätte.

»Wenn es Ihnen so wichtig ist, warum engagieren Sie dann nicht einen Privatdetektiv?« meinte er.

»Haben Sie eine Ahnung, was diese Leute verlangen?«

»Sie sind der Möglichkeit also nachgegangen?«

Sie nickte. »Und ich könnte die Kosten niemals rechtfertigen. Man hat mir gesagt, so was könnte Wochen oder sogar Monate dauern, und es gibt keine Erfolgsgarantie.«

»Aber wir haben doch bereits festgestellt, daß Sie eine wohlhabende Frau sind. Vor wem müßten Sie denn die Kosten rechtfertigen?«

Ein Schatten von Emotion – Verlegenheit? – flog über ihr Gesicht. »Vor mir selbst«, antwortete sie.

»Nicht vor Ihrem Mann?«

»Nein.«

»Heißt das, er hätte nichts dagegen, wenn Sie ein Vermögen dafür ausgäben, die Familie eines unbekannten Toten ausfindig zu machen?« Der nicht faßbare Mr. Powell erregte seine Neugier.

Sie sagte nichts.

»Sie haben Billy bereits dadurch Respekt gezollt, daß Sie seine Bestattung bezahlt haben. Warum reicht Ihnen das nicht?«

»Weil das Leben zählt, nicht der Tod.«

»Das reicht als Begründung nicht aus, jedenfalls für eine solche Besessenheit wie die, von der Sie offenbar erfaßt sind.«

Sie lachte wieder, und das Geräusch ließ Deacon aufhorchen. Es war viel zu schrill, aber er konnte nicht sagen, ob es der Alkohol war – oder Furcht? –, der den Unterton von Hysterie hervorgerufen hatte. Sie machte eine sichtbare Anstrengung, sich in den Griff zu bekommen. »Sie kennen sich wohl aus mit Besessenheit, Mr. Deacon?«

»Ich weiß, daß hinter dieser Geschichte noch etwas anderes

steckt, was Sie mir nicht verraten haben. Mir scheint, Sie unternehmen außerordentliche Anstrengungen, um Billy Blake zu identifizieren und seine Familie zu finden. Beinahe«, fügte er nachdenklich hinzu, »als fühlten Sie sich verpflichtet. Ich glaube, daß Sie mit ihm gesprochen haben, und er Sie bat, etwas Bestimmtes zu tun. Habe ich recht?«

Sie starre mit dem gleichen Ausdruck der Enttäuschung durch ihn hindurch, den seine Mutter gezeigt hatte, als er sie das letztemal gesehen hatte. So oft hatte er gewünscht, er hätte damals einen Versuch der Versöhnung gemacht, daß er jetzt in einem seltsamen, wirren Akt der Übertragung für eine Fremde zu tun versuchte, was *er* für Penelope nicht getan hatte. Er legte Amanda teilnehmend die Hand auf den Arm, aber ihre Haut war kalt und abweisend unter seiner Berührung, und wenn sie die Geste überhaupt wahrnahm, zeigte sie es nicht.

Statt dessen lehnte sie ihren Kopf an die Rückenlehne des Sessels und starre zur Decke hinauf, und Deacon war, als wäre eine Tür zugefallen, eine Gelegenheit verpaßt.

»Könnten Sie dafür sorgen, daß ich meine Garagenschlüssel zurückbekomme, wenn Sie in Ihre Redaktion zurückfahren?« fragte sie höflich. »Wenn Ihre Kollegin nicht noch draußen ist, hat sie sie mitgenommen.«

»Was hat er zu Ihnen gesagt, Amanda?«

Sie sah ihn flüchtig an, aber es war nur Langeweile in ihren Augen zu lesen. Er war für sie nicht länger von Interesse. »Ich habe Ihre und meine Zeit verschwendet, Mr. Deacon. Ich hoffe, Sie finden ohne große Schwierigkeiten ein Taxi. Es ist im allgemeinen leichter, wenn Sie sich links halten, sobald Sie aus der Anlage herauskommen, und dann die Hauptstraße hinaufgehen.«

Er wünschte, er verstünde sich besser darauf, weibliche Charaktere zu verstehen. Er war überzeugt, daß sie ihn belog, aber Frauen belogen ihn seit Jahren, ohne daß er merkte, wann sie es taten.

Am Empfang warteten eine Nachricht und zwei Schlüssel. »Was für eine Ziege! Hoffe, sie hat Dich nicht bei lebendigem Leib gefressen, nachdem ich weg war. Ich hab' ihre blöden Schlüssel eingesteckt und vergessen. Hier sind sie zusammen mit Deinen Autoschlüsseln. Ich dachte, es sei besser, Du gibst sie zurück und nicht ich. Falls es Dich interessiert, ich hab' den Film bei Barry abgegeben. Er hat versprochen, ihn heute abend zu entwickeln. Bis morgen. Lisa.«

Deacon hatte es nicht eilig und ging in die dritte Etage hinauf, wo Barry Grover in einer Doppelrolle als Filmentwickler und Archivbibliothekar wirkte. Er war ein ziemlich kläglicher Mann Anfang Dreißig, ein Einzelgänger, klein gewachsen, mit einem Bäuchlein und Froschaugen hinter dicken Brillengläsern, der mit der Begierde eines Sammlers in seinem Archiv über seinen Bildern saß und statt nach Hause zu gehen bis tief in die Nacht hinein in der Redaktion herumgeisterte. Die Frauen im Haus mieden ihn tunlichst und erfanden hinter seinem Rücken boshafte Klatschgeschichten über ihn. Im Lauf der Jahre hatten sie ihn abwechselnd und stets im Brustton der Überzeugung als Pädophilen, Spanner und Exhibitionisten bezeichnet, weil sie sich nur so seine Faszination für Bilder erklären konnten. Deacon, dem er so unsympathisch war wie den Frauen, hatte dennoch Mitleid mit ihm. Barry führte ein seltsam karges Leben.

»Noch hier?« fragte er mit falscher Herzlichkeit, als er die Tür öffnete und den Mann über einen Zeitungsausschnitt gebeugt an seinem Schreibtisch sitzen sah.

»Wie Sie sehen, Mike.«

Er schob eine Gesäßbacke auf die Schreibtischkante. »Lisa hat mir gesagt, daß Sie ihren Film entwickelt haben. Ich wollte mal sehen, wie er geworden ist.«

»Ich hole Ihnen die Kontaktabzüge.« Barry watschelte, einer dicken weißen Küchenschabe ähnlich, eilig aus dem Zimmer, und Deacon, der ihn kritisch betrachtete, sagte sich, es müsse

die Art sein, wie er sich bewegte, die andere so abstieß. Die kleinen Trippelschrittschen, die er machte, hatten etwas sehr Weibisches, und Deacon fragte sich nicht zum erstenmal, ob Barrys Schwierigkeiten nicht mehr mit unterdrückter Homosexualität als mit den heterosexuellen Perversionen zu tun hatten, die die Frauen ihm zuschrieben.

Er zündete sich eine Zigarette an und zog den Zeitungsausschnitt zu sich heran, den Barry gerade gelesen hatte, um ihn sich anzusehen.

## Bankiersfrau auf freiem Fuß

Amanda Streeter, 31, wurde gestern nach zweitägigen Verhören durch die Polizei ohne Anklage auf freien Fuß gesetzt. »Wir haben uns davon überzeugt«, erklärte ein Polizeisprecher, »daß Mrs. Streeter nicht in den Diebstahl von 10 Millionen Pfund bei Lowenstein's Merchant Bank verwickelt ist und keinerlei Kenntnis vom Verbleib ihres Ehemannes hat.« Er bestätigte, daß vermutet wird, daß James Streeter, 38, irgendwann in der Nacht zum 27. April außer Landes geflohen ist. »Seine Beschreibung ist bereits in die ganze Welt hinausgegangen, und wir erwarten, daß er innerhalb von Tagen gefunden wird. Sobald wir von seinem Aufenthaltsort in Kenntnis gesetzt werden, werden die Auslieferungsformalitäten eingeleitet werden.«

Amanda Streeters Anwalt

gab folgende Erklärung an die Presse: »Mrs. Streeter ist tief erschüttert von den Ereignissen der letzten acht Tage und hat die Polizei bei der Suche nach ihrem Ehemann nach besten Kräften unterstützt. Jetzt, da die Ermittlungen gegen sie eingestellt sind, bittet sie, in Ruhe gelassen zu werden. Sie kann den Informationen, die der Öffentlichkeit bereits bekannt sind, nichts hinzufügen.«

James Streeter wird beschuldigt, im Lauf der letzten fünf Jahre seine Position bei der Lowenstein-Bank dazu benutzt zu haben, Konten zu fälschen und mehr als 10 Millionen Pfund zu unterschlagen. Die Unregelmäßigkeiten kamen bereits vor etwa sechs Wochen ans Licht, Details wurden jedoch geheimgehalten, um eine

Panik unter den Bankkunden zu vermeiden.

Als sich zeigte, daß die hausinternen Untersuchungen erfolglos bleiben würden, beschloß der Aufsichtsrat, die Polizei

hinzuzuziehen. Nur Stunden nach diesem Beschuß verschwand James Streeter. Gegen ihn wird in Abwesenheit Anklage erhoben werden.

»Ich habe ihr Gesicht erkannt.«

Deacon hatte Barry nicht zurückkommen hören und fuhr zusammen, als er in der Stille plötzlich die leicht keuchende Stimme hörte. Barry schob mit feistem Finger den Zeitungsausschnitt zur Seite und wies auf eine körnige Fotografie, die darunter lag.

»Das ist sie mit ihrem Mann vor seiner Flucht. Lisa nannte sie Mrs. Powell, aber es ist dieselbe Frau. Sie erinnern sich wahrscheinlich an den Fall. Er ist nie gefaßt worden.«

Deacon blickte auf die Fotografie von Amanda Powell-Streeter, 31 Jahre alt, hinunter. Sie trug eine Brille, ihr Haar war kürzer und dunkler, und ihr Gesicht war im Halbprofil. Er hätte sie nicht erkannt, doch jetzt, da er wußte, wer sie war, sah er die Ähnlichkeiten. Nachdenklich betrachtete er einen Moment den Mann an ihrer Seite und suchte nach einer Ähnlichkeit mit Billy Blake, aber so leicht machte es einem das Leben nicht. »Wie machen Sie das nur?« fragte er Barry.

»Ich werde schließlich dafür bezahlt.«

»Das erklärt nicht, wie Sie es machen.«

Barry lächelte vor sich hin. »Manche sagen, es sei eine Gabe, Mike.« Er legte die Kontaktabzüge auf den Tisch. »Da hat Lisa wirklich Mist gebaut. Es sind nur fünf oder sechs dabei, die halbwegs annehmbar sind. Sie muß sie noch mal machen.«

Deacon hielt die Bögen ans Licht und musterte sie genau.

Sie waren alle gleich schlecht, unscharf oder so unmöglich belichtet, daß Amandas Gesicht wie aus Granit gemeißelt aussah. Die letzten sechs der Folge waren gute Aufnahmen einer leeren Garage. Er drückte seine Zigarette in einem Aschenbecher auf Barrys Schreibtisch aus, neben dem unübersehbar ein Schild stand, das besagte: »Ich bitte Sie, im Interesse meiner Gesundheit nicht zu rauchen.«

»Wie, zum Teufel, hat sie's fertiggebracht, solchen Pfusch zu produzieren?« fragte er ärgerlich.

Barry leerte den Aschenbecher pingelig in seinen Papierkorb.

»Offensichtlich ist an ihrem Apparat was nicht in Ordnung. Ich werd' ihn mir morgen holen, um ihn prüfen zu lassen. Ein Jammer. Im allgemeinen ist sie sehr zuverlässig.«

Angesichts der schlechten Qualität der Bilder war es um so erstaunlicher, daß Barry die Verbindung hatte herstellen können. Deacon kramte seinen Block aus seiner Jackentasche und nahm die beiden Fotografien von Billy Blake heraus. »Den erkennen Sie wohl nicht zufällig?«

Barry nahm die Fotos und legte sie nebeneinander auf seinen Arbeitstisch. Er betrachtete sie lange. »Vielleicht«, sagte er schließlich.

»Was soll das heißen, vielleicht? Entweder ja oder nein.«

Barry machte ein gereiztes Gesicht. »Sie haben keine Ahnung, Mike. Angenommen, ich würde Ihnen ein paar Takte Mozart vorspielen, dann könnten Sie vielleicht erkennen, daß es Mozart ist, aber Sie könnten bestimmt nicht sagen, aus welchem seiner Werke die Tonfolge stammt.«

»Was hat das mit dem Erkennen einer Fotografie zu tun?«

»Das würden Sie ja doch nicht verstehen. Es ist sehr kompliziert. Ich muß mich erst mal damit beschäftigen.«

Deacon fühlte sich gehörig zurechtgewiesen. Und nicht zum erstenmal an diesem Abend. Aber Gedanken an Barry würden ihn wahrscheinlich kaum quälen; eher schon Gedanken an eine

Frau, die ihn an seine Mutter erinnerte.

»Können Sie mir ein paar gute Negative von den Bildern machen? Höchstwahrscheinlich hat er ganz anders ausgesehen, als er noch gesund und bei Kräften war. Wir könnten vielleicht mit dem Computer versuchen, ihm ein Gesicht zu geben. Das wäre für Sie ein besserer Ausgangspunkt, oder?«

»Möglich. Von wem haben Sie die Bilder?«

»Von Mrs. Powell. Er ist in ihrer Garage gestorben. Er nannte sich Billy Blake, aber sie glaubt nicht, daß das sein wahrer Name war.« Er gab Barry eine rasche Zusammenfassung dessen, was Amanda ihm berichtet hatte. »Sie ist ganz besessen davon, ihn zu identifizieren und seine Familie ausfindig zu machen.«

»Warum?«

Deacon tippte auf die Zeitungsausschnitte. »Ich weiß es nicht. Vielleicht hat es etwas damit zu tun, was aus ihrem Mann geworden ist.«

»Die Negative kann ich Ihnen leicht machen. Wann wollen Sie sie haben?«

»Gleich morgen früh?«

»Ich mach's Ihnen jetzt.«

»Danke.« Deacon sah auf seine Uhr, als er aufstand, und stellte überrascht fest, daß es nach zehn war. »Plan geändert«, verkündete er und griff nach Barrys Mantel, der an einem Haken hinter der Tür hing. »Sie gehen jetzt mit mir einen trinken. Mensch, Mann, Sie sind doch nicht das Eigentum dieser verdammten Zeitschrift. Warum schicken Sie uns alle nicht ab und zu zum Teufel?«

Barry Grover ließ sich von Deacon, der ihn unnachgiebig an der Schulter gepackt hatte, widerstrebend die Straße entlangschieben. Er hatte solche spontanen Einladungen schon früher genossen. Er wußte, wie das lief, wußte, daß er nur aufgefordert worden war, weil Deacon unregelmäßig von seinem Gewissen gequält wurde, wußte, er würde innerhalb

von Minuten nach Betreten des Pubs vergessen sein. Deacons Zechkumpane würden in Trauben am Tresen hängen, und Barry würde unbeachtet abseits stehen, nicht bereit, sich aufzudrängen, wo er nicht erwünscht war, nicht bereit, durch vorzeitigen Aufbruch Aufmerksamkeit zu erregen.

Doch wie immer lähmte ihn ein schreckliches Schwanken zwischen Furcht und Sehnsucht, als sie sich dem Pub näherten. Er fürchtete die unvermeidliche Zurückweisung, und er sehnte sich danach, als Deacons Freund akzeptiert zu werden. Deacon hatte Barry, seit er beim *Street* arbeitete, mehr saloppe Kameradschaftlichkeit gezeigt, als diesem seit Jahren widerfahren war. Nur ein einziges Mal akzeptiert zu werden, sagte er sich, wäre genug. Es war ja ein so bescheidener Wunsch. Sich einen einzigen Abend lang dazugehörig zu fühlen, einen Witz zu erzählen und Gelächter hervorzurufen, am nächsten Morgen sagen zu können: Ich war mit einem Freund einen trinken.

Vor dem Pub blieb er unvermittelt stehen und begann mit einem großen weißen Taschentuch wie ein Wilder seine Brille zu putzen. »Ich glaube, ich fahr' doch besser nach Hause, Mike. Ich wußte nicht, daß es schon so spät ist. Wenn ich Ihnen diese Negative machen soll, kann ich's mir nicht leisten zu verschlafen.«

»Ach was, für ein Glas Bier haben Sie schon noch Zeit«, versetzte Deacon unbekümmert. »Wo wohnen Sie? Ich setz' Sie ab, wenn's auf meinem Weg ist.«

»Camden.«

»Na bitte. Ich muß nach Islington.« Er schwang Barry freundschaftlich einen Arm um die Schultern und schob ihn durch die Tür ins *Lame Beggar*.

Aber Barrys düstere Vorahnungen erwiesen sich als wohlbegündet. Innerhalb von Minuten war Deacon im feuchtfrohlichen Gedränge vorweihnachtlicher Zecher untergetaucht, während Barry nichts anderes zu tun blieb, als

die Wand anzustarren und peinliche Verlegenheit und Einsamkeit hinter einer Miene gespielter Unbekümmertheit zu verbergen. Als er sah, daß Deacon zu betrüken war, um ihn nach Hause zu fahren oder sich überhaupt noch an sein Angebot zu erinnern, begann ein scheußliches Gefühl erlittenen Unrechts in ihm zu wachsen. Konfuse Anwandlungen von Heldenverehrungen verwandelten sich in erbitterten Groll. Seinetwegen konnte die Welt untergehen, ehe Deacon von ihm erfahren würde, wer Billy Blake wirklich war.

### 23 Uhr – Kapstadt, Südafrika

Es war ein warmer Sommerabend am westlichen Kap. Eine gutgekleidete Frau saß allein auf der Glasveranda des *Victoria-and-Alfred-Hotels* vor einer Tasse Kaffee, die sie kaum anrührte. Sie kam regelmäßig hierher, dennoch war nicht mehr über sie bekannt, als daß ihr Name Mrs. Metcalfe war. Sie aß und trank stets wenig, und den Kellnern war es ein Rätsel, warum sie überhaupt kam. Sie schien an ihrer einsamen Mahlzeit wenig Vergnügen zu finden und zog es vor, den anderen Gästen möglichst den Rücken zu kehren. Sie blickte zum Hafen hinaus, wo sie, wäre es Tag gewesen, die Seehunde gesehen hätte, die zwischen den vertäuten Schiffen zu spielen pflegten. Der Abend bot weniger Zerstreuung, und ihr Gesicht war wie immer gelangweilt.

Um elf Uhr erschien ihr Fahrer am Empfang, und nachdem sie die Rechnung bezahlt hatte, ging sie. Ihr Kellner steckte das stattliche Trinkgeld ein und überlegte nicht zum erstenmal, was sie trieb, regelmäßig jeden Mittwochabend hierherzukommen, um drei Stunden lang etwas zu tun, das sie so unerfreulich fand.

Wäre sie nur im entferntesten zugänglich gewesen, so hätte er sie vielleicht danach gefragt, aber sie war eine typische zugeknöpfte, verkniffene Weiße, und ihre Beziehung war rein

geschäftlicher Natur.

Auch wenn Deacon überrascht war, daß Barry Grover verschwunden war, ohne ein Wort zu sagen, machte er sich doch weiter keine Gedanken darüber. Er war selbst schon zu oft mitten im schönsten Besäufnis gegangen, um es als ungewöhnlich zu betrachten. Außerdem war er froh, den Mann nicht nach Hause fahren zu müssen. Er war nicht so betrunken, wie Barry geglaubt hatte, aber er hatte sein Maß eindeutig überschritten und beschloß deshalb, seinen Wagen stehenzulassen und ein Taxi zu nehmen. Er lebte in einer gemieteten Mansardenwohnung, und je näher sie Islington kamen, desto tiefer drückte die Depression ihn in seinen Sitz. Er und Barry hatten etwas gemeinsam, dachte er, wenn Barrys lange Arbeitszeiten bedeuteten, daß er Deacons Abneigung gegen das Nachhausekommen teilte. Die Parallele machte ihn plötzlich neugierig. Was für Gründe hatte Barry? Fürchtete er wie Deacon die Leere einer Wohnung, die nichts Persönliches barg, weil es nichts aus seiner Vergangenheit gab, woran er sich gern erinnern wollte?

Er versank noch tiefer in wehleidiger Düsternis und ergab sich seinem vom Alkohol inspirierten Selbststekel. Er war an allem schuld. Am Tod seines Vaters. An seinen kaputten Ehen. An der Bitterkeit und Ablehnung seiner Familie. (Herrgott noch mal, er wünschte, er könnte die Erinnerung an die Augen dieser verdammten Frau loswerden. Die Erinnerung an seine Mutter hatte ihn den ganzen Abend gepeinigt.) Keine Kinder. Keine Freunde, weil sie alle die Partei seiner ersten Frau ergriffen hatten. Er mußte von allen guten Geistern verlassen gewesen sein, die eine Frau zu betrügen, nur um dann zu erfahren, daß die zweite den Preis nicht wert war, den er für sie bezahlt hatte.

Von Zeit zu Zeit warf ihm der Taxifahrer durch den

Rückspiegel einen teilnahmsvollen Blick zu. Er erkannte die Melancholie eines Menschen, der trank, um seinen Kummer zu ertränken. Diesen Leuten begegnete man in der Vorweihnachtszeit überall in London.

Deacon erwachte mit einem Gefühl zielbewußter Entschlossenheit, was bei ihm ungewöhnlich war. Er schrieb es der Tatsache zu, daß er im Unterbewußtsein das Gespräch mit Amanda Powell wieder und wieder durchgespielt hatte und dadurch seine Neugier weiter angefacht worden war. Wieso rief die Erwähnung Billy Blakes, eines Wildfremden, eine emotionale Reaktion hervor, die ihres Mannes, James Streeter, hingegen nicht? Nicht einmal Zorn.

In der Einsamkeit seiner Küche dachte er über die Frage nach, während er seinen Kaffee umrührte und mißmutig auf die kahlen weißen Wände und die kahlen weißen Einbauten starrte, die ihn umgaben. Wie vorauszusehen, wandten seine Gedanken sich nach innen. Zeigte wohl eine seiner beiden verflossenen Ehefrauen Gefühl, wenn sein Name erwähnt wurde? Oder war er für sie nichts weiter als eine vergessene Episode?

Er könnte sterben wie Billy Blake, dachte er, zusammengekauert in einer Ecke dieser elenden Wohnung, und wenn er Tage später gefunden würde, dann beinahe mit Sicherheit von einem Fremden. Wer würde ihn schon suchen? JP? Lisa? Seine Trinkbrüder?

Du meine Güte! War sein Leben tatsächlich so leer – so wertlos? – wie das Billy Blakes?

Er war früh in der Redaktion, schlug im Telefonbuch und im Londoner Adressbuch nach, hinterließ am Empfang, daß er später zurücksein würde, holte seinen Wagen und fuhr den Fluß entlang nach Osten zum ehemals geschäftigen Hafen Londons. Wie in so vielen Häfen überall auf der Welt waren die Schiffsflotten und Piers längst Vergnügungsdampfern, teuren Wohnvierteln und Jachthäfen gewichen.

Er fuhr die Westseite der Isle of Dogs hinunter und fand das

renovierte Lagerhaus, in dem das Architekturbüro W. R. Meredith seine Räume hatte, fuhr dann weiter zu einem verwahrlosten, mit Brettern vernagelten Gebäude, das bis auf seine rechteckigen Linien und das Giebeldach keinerlei Ähnlichkeit mit seinen Nachbarn hatte. Er brauchte allerdings nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was man aus diesem traurigen Relikt des viktorianischen London machen könnte. Er lebte lang genug in der Hauptstadt, um die Verwandlung der alten Hafenbauten in edle Wohnhäuser miterlebt zu haben, und er brauchte sich nur die umgebauten Lagerhäuser rundherum anzusehen, um sich ins Gedächtnis zu rufen, was machbar war.

Er stellte seinen Wagen ab, nahm eine Taschenlampe und eine Flasche Bell's Whisky aus dem Handschuhfach und suchte sich durch ein Loch im Zaun seinen Weg zur Vorderseite des Gebäudes. Er prüfte Türen und Fenster, die mit Brettern vernagelt waren, ehe er um die Halle herumging. Ein fünf oder sechs Meter breiter Streifen Gebüsch und Gestrüpp trennte die hintere Mauer vom Fluß, und er zog seinen Mantel fest um sich, als ihm der bitterkalte Wind, der über die Themse pfiff, ins Gesicht peitschte. Wie man sich freiwillig solcher Unbill aussetzen konnte, war ihm schleierhaft, dennoch hockte eine kleine Gruppe Männer, offenbar unempfindlich für Kälte und Feuchtigkeit des Morgens, zusammengedrängt um eine Tonne mit brennendem Holz vor einem offenen Tor in der Mauer des Lagerhauses. Sie musterten ihn argwöhnisch, als er näher kam.

»Hallo«, sagt er und ließ sich, die Flasche zwischen den Füßen, in einer Lücke im Kreis nieder. »Mein Name ist Michael Deacon.« Er zog seine Zigaretten heraus und reichte sie herum. »Ich bin Reporter.«

Einer der Männer, weit jünger als die anderen, lachte kurz und ahmte Deacons kultivierte Sprechweise nach. »Hallo. Mein Name ist A. R. Schloch. Ich bin Penner.« Er nahm eine Zigarette.

»Danke. Die heb' ich mir zum Cocktail vor dem Dinner auf, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Keineswegs, Mr. Schloch. Aber es wäre schade, bis zum Dinner zu warten.«

Der Junge hatte ein mageres, blasses Gesicht und einen kahlgeschorenen Schädel. »Ich heiß' Terry. Was wollen Sie, Sie Mistkerl?«

Er war wirklich noch sehr jung, dachte Deacon, aber in der aggressiven Haltung seines Kopfes drückte sich die Durchtriebenheit des Straßenjungen aus und in den zusammengekniffenen Augen ein schrecklicher Zynismus. Leicht schockiert wurde ihm klar, daß Terry ihn für einen gutbürgerlichen Homosexuellen hielt, der auf der Suche nach einem Strichjungen war.

»Informationen«, antwortete er sachlich. »Über einen Mann namens Billy Blake, der hier geschlafen hat, wenn er nicht im Knast war.«

»Wer sagt, daß wir ihn gekannt haben?«

»Die Frau, die seine Beerdigung bezahlt hat. Sie hat mir erzählt, daß sie hier war und auf einige ihrer Fragen Antworten bekommen hat.«

»Ach, Amanda«, sagte einer der anderen. »An die erinner' ich mich. Ich hab' sie vor kurzem drüben an der Ecke getroffen, und sie hat mir 'n Fünfer gegeben.«

Terry unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Wieso interessiert sich ein Reporter für Billy? Der ist seit sechs Monaten tot.«

»Das weiß ich selbst noch nicht«, sagte Deacon aufrichtig. »Vielleicht möchte ich nur beweisen, daß Billys Leben einen Wert hatte.« Er legte seine Hände um die Flasche. »Wer mir was Nützliches sagen kann, kriegt den Whisky.«

Die alten Männer fixierten die Flasche; Terry fixierte Deacon. »Und was genau heißt nützlich?« fragte er ironisch. »Ich weiß, daß er aufs Leben geschissen hat. Ist das nützlich?«

»Das hätte ich mir denken können, Terry. Nach dem, wie er gestorben ist. Nützlich ist alles, was ich nicht schon weiß oder was mich zu jemandem führt, der mir mehr über ihn sagen kann. Fangen wir mit seinem wahren Namen an. Wer war er, bevor er Billy Blake wurde?«

Sie schüttelten die Köpfe.

»Er hat Pflasterbilder gemalt«, sagte ein Alter. »Er hat seinen Platz unten bei den Vergnügungsdampfern gehabt.«

»Das weiß ich. Amanda hat mir erzählt, daß er immer dasselbe Bild gemalt hat, die Geburt Christi. Weiß einer von euch, warum?«

Wieder Kopfschütteln. Sie sahen aus wie Gestalten aus einem *Krieg-der-Sterne-Film*, dachte Deacon. Kleine verhutzte Affenmenschen, in Mäntel vermummt, die ihnen zu groß waren, aber mit wachen Wieselaugen, die eine Schläue verrieten, die er niemals besitzen würde.

»War so 'ne Art Familienbild, das jeder gleich erkannt hat«, sagte Terry. »Er war nicht blöd, und er hat Geld gebraucht. Er hat ›Gesegnet seien die Armen‹ drunter geschrieben und sich daneben gelegt. Die meiste Zeit hat er so beschissen ausgesehen, daß die Leute gleich ein schlechtes Gewissen gekriegt haben, wenn sie das Bild und die Unterschrift gesehen haben. Er hat ganz gut gelebt davon, und er war nur aggressiv, wenn er richtig was getanzt hatte und angefangen hat, zu wettern. Das hat die Leute abgeschreckt, und er ist dann immer blank nach Haus gekommen und mußte erst mal wieder nüchtern werden.«

Die alten Männer rundherum grinsten bei der Erinnerung.

»Er war 'n guter Maler, wenn er nüchtern war«, sagte der Alte, der sich schon vorher zu Wort gemeldet hatte. »Sauschlecht, wenn er blau war.« Er kicherte leise, und das ledrige Gesicht unter der verfilzten Wollmütze krauste sich. »Nüchtern hat er den Himmel gemalt, besoffen die Hölle.«

»Er hat zwei verschiedene Bilder gemalt?«

»Hunderte hat er gemalt, solange er Papier hatte.« Der Alte wies mit dem Kopf zu den Bürogebäuden. »Abends hat er oft Berge alter Briefe aus den Mülltonnen gezogen und die ganze Nacht gemalt. Dann hat er das Zeug einfach liegengelassen.«

»Was ist aus den Bildern geworden?«

»Wir haben sie am nächsten Tag verbrannt.«

»Und Billy hatte nichts dagegen?«

»Nee«, sagte ein anderer. »Der wollt's auch warm haben, genau wie wir. Der hat sogar noch gelacht dabei.« Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Der war total plemplem. Dauernd hat er vom Höllenfeuer gefaselt und daß alle Sünder durch die Teufelsflammen gereinigt werden müssen. Einmal hat er seine Hand mitten in einen Haufen brennendes Papier geschoben und so lang drin gelassen, bis wir sie rausgezogen haben.«

»Warum hat er das getan?«

Ein gleichgültiges Achselzucken pflanzte sich wie eine Welle im Kreis fort. Die Handlungen eines Verrückten haben keine Logik, schien der allgemeine Konsens zu sein.

»Er hat das dauernd getan«, bemerkte Terry. »Manchmal hat er mit beiden Händen reingelangt, aber oft nur mit der rechten. Mich hat das immer wütend gemacht. An manchen Tagen konnte er seine Finger überhaupt nicht bewegen, weil er so schlimme Blasen hatte, aber seine verdammten Bilder hat er trotzdem gemalt. Er hat sich die Kreide einfach zwischen zwei Fingern geklemmt und die ganze Hand bewegt beim Malen. Er hat immer gesagt, er müßte den Schmerz der Schöpfung spüren.«

»Terry hat gemeint, er wäre schizo«, erklärte der ledergesichtige Alte in der Wollmütze. »Er hat ihm immer gesagt, er soll sich 'ne Medizin verschreiben lassen, aber das hat Billy gar nicht interessiert. Er hat gesagt, mit seinem Kopf wäre alles in Ordnung und er würde zu keinem Arzt gehen. Für seine Krankheit wär' der Tod das einzige Heilmittel.«

»Hat er mal versucht, sich das Leben zu nehmen?«

Terry lachte wieder und machte eine umfassende Handbewegung. »Wie würden Sie das hier nennen? Leben oder Sterben?«

Deacon nahm die Bemerkung mit einem Nicken zur Kenntnis. »Ich meinte, ob er je einen Selbstmordversuch unternommen hat.«

»Nein«, antwortete der Junge bestimmt. »Er hat immer gesagt, er hätte nicht genug gelitten und müßte langsam sterben.« Er kroch tiefer in seinen Mantel, als eine scharfe Bö über das Wasser fegte und aus dem brennenden Holz Funken in die Luft jagte. »Ich sag' Ihnen was, Kumpel, der arme Hund hatte die galoppierende Schizophrenie, genau wie Walt hier.« Er puffte den verummmten Mann, der mit dem Kopf auf den Knien neben ihm hockte, ganz ähnlich wie Billy in seiner Ecke gehockt haben mußte, als Amanda Powell ihn gefunden hatte. »Walt kriegt Tabletten, aber die meiste Zeit vergißt er, sie zu nehmen. Von Rechts wegen müßte er im Krankenhaus sein, aber es gibt ja keine Krankenhäuser mehr. Eine Zeitlang hat er bei seiner Mutter gewohnt, als die Ärzte gesagt haben, er könnte draußen leben, aber er hat der armen Alten eine Heidenangst gemacht, und am Ende hat sie ihn vor die Tür gesetzt.« Er drehte den Kopf, um in die Lagerhalle hineinzusehen. »Da drinnen sind noch zwanzig von seiner Sorte. Wir Gesunden kümmern uns um sie, und das ist ein echt beschissener Witz, wenn Sie mich fragen.«

Deacon stimmte ihm zu. Was war das für eine Gesellschaft, in der die Ausgestoßenen sich um die geistig Kranken kümmern mußten? »Hat Billy mal was davon gesagt, daß er im Krankenhaus war?«

Terry schüttelte den Kopf. »Er hat fast nie von der Vergangenheit geredet.«

»Okay. Und im Gefängnis? Wissen Sie, in welchem er gesessen hat?«

Terry wies auf den ledergesichtigen alten Mann. »Tom und er haben mal einen Monat lang zusammen in Brixton gesessen.«

»Wo war er untergebracht?« wandte Deacon sich an Tom.  
»In der Krankenabteilung oder in einer Zelle?«

»In 'ner Zelle. Genau wie ich.«

»Hat er Medikamente bekommen?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Im Gefängnis haben sie also keine Schizophrenie festgestellt?«

Tom schüttelte den Kopf. »Die Wärter da haben doch gar nicht die Zeit oder die Lust, sich wegen eines Penners den Kopf zu zerbrechen, der vier Wochen absitzen muß. Solange braucht der ja schon zum Trockenwerden, und wenn er regelmäßig herumschreit, sagen die einfach, das ist das Delirium oder was ihnen sonst in den Kram paßt.«

»Hat er sich so verrückt verhalten wie draußen?«

Tom bewegte eine Hand hin und her. »Er ist immer so rauf und runter gegangen, hin und wieder war er total fertig, aber sonst war er okay. Ist brav zum Gottesdienst gegangen und hat sich gut geführt. Ich glaub', den hat der Alkohol verrückt gemacht. Der ist nur ausgerastet, wenn er voll war. Nüchtern war der so klar wie Sie und ich.«

Deacon reichte ein zweitesmal seine Zigaretten herum und klappte dann den Kragen seines Mantels gegen den Wind hoch, um sich selbst eine anzuzünden. »Und keiner von euch weiß, woher er kam oder wer er gewesen sein könnte oder warum er sich Billy Blake genannt hat?«

»Wieso glauben Sie, daß das nicht sein richtiger Name war?« fragte Terry. Diesmal entschied er sich, seine Zigarette gleich zu rauchen, und zog ein brennendes Stück Holz aus dem Feuer, um sie anzuzünden.

Deacon zuckte die Achseln. »Es ist nur eine Vermutung.« Er zog kräftig an seiner Zigarette, um sie am Brennen zu halten.

»Wie hat er gesprochen? Hatte er einen Akzent?«

»Nicht daß man's gemerkt hätte. Ich hab' ihn mal gefragt, ob er früher Schauspieler war, weil er ganz schön hochtrabend geredet hat, wenn er ausgerastet ist. Aber er hat nein gesagt.«

»Was hat er denn getan, wenn er ausgerastet ist?«

»Ach, da hat er alles rausgebrüllt, was ihm gerade in den Kopf gekommen ist. Manchmal hat sich's gereimt, aber ich weiß nicht, ob er sich die Verse selbst ausgedacht hat oder ob sie von jemand anderem waren. An manches kann ich mich noch erinnern – an eins ganz besonders, weil er's so oft gesagt hat. Ziemlich verrückt, da hat der Vater geweint und die Mutter geschrien und der böse Feind ist in Wolken gehüllt in die Welt gesprungen.«

»Wissen Sie den Text noch?«

Terry sah die anderen hilfesuchend an. »Nicht richtig«, antwortete er, als er nirgends Hilfe fand. »Er hat immer mit ›Der Vater weinte, Mutter gellt‹ angefangen, aber was danach kam, weiß ich nicht mehr.«

Deacon legte schützend die Hände um seine Zigarette und grub tief in seiner Erinnerung. »›Der Vater weinte, Mutter gellt!‹« murmelte er. »So sprang ich in die rauhe Welt: Hilflos, nackt und lauthals schreiend: In Wolken gehüllt wie der böse Feind.«

»Genau«, sagte der junge Mann überrascht und beeindruckt.  
»Mann, woher kennen Sie'n das?«

»Es ist ein Gedicht mit dem Titel ›Kindliches Lied‹ von einem Mann namens William Blake. Ich habe vor Jahren eine Arbeit über ihn geschrieben. Er war ein Dichter und Kupferstecher des achtzehnten Jahrhunderts, den seine Zeitgenossen für verrückt hielten, weil er behauptete, Visionen zu haben.« Deacon lächelte schwach. »William hat ein paar wunderbare Gedichte geschrieben, aber er hat in Armut gelebt und ist in Armut gestorben, weil man sein Genie erst nach seinem Tod erkannte. Ich vermute, Ihr Freund kannte William

und sein Werk ziemlich genau.«

»Garantiert«, meinte Terry, der sofort begriff. »William Blake, Billy Blake. Was hat der Kerl sonst noch geschrieben?«

»Tiger, Tiger! Brand, entfacht / In den Wäldern tiefer  
Nacht ...« Deacon hielt inne, um den Jungen den Vers vollenden zu lassen.

»Welch unsterblich Aug' und Hand / Hat dich in dein Maß gebannt?« deklamierte der Junge triumphierend. »Ja, das hat Billy dauernd runtergeleiert.«

Deacon nickte und fragte sich flüchtig, ob Billy Blake vielleicht Lehrer gewesen war. »Im nächsten Vers hieß es in einer Zeile: ›Wessen Hand die Funken schlug?‹ Was meinen Sie, hatte er das im Kopf, als er seine Hand ins Feuer hielt?«

»Keine Ahnung. Kommt drauf an, was es heißt.«

»Der Tiger verkörpert Macht, Energie und Grausamkeit. In dem Gedicht wird er als ein schönes, aber unbezähmbares Geschöpf beschrieben, das im Feuer geschmiedet wurde, und dann wird die Frage gestellt, woher sein Schöpfer den Mut nahm, etwas so Gefährliches zu schaffen.« Deacon sah, daß die anderen ihm nicht mehr folgten, doch in Terrys Gesicht blitzte noch waches Interesse. »Es ist die Hand des Schöpfers, die die Funken schlug; vielleicht hat Billy geglaubt, er hätte etwas angefangen, das er nicht beherrschen konnte.«

»Vielleicht.« Ein geistesabwesender Ausdruck trat in die Augen des jungen Mannes, als er über den Fluß starrte. »Ist der Schöpfer Gott?«

»Ein Gott. Blake sagt nicht, welcher.«

»Billy hat gemeint, es gäbe massenhaft Götter. Kriegsgötter. Liebesgötter. Flußgötter. Götter für alles und jedes. Er hat sie immer beschimpft. ›Es ist eure Schuld, ihr Pack‹, hat er oft geschrien, ›laßt mich in Ruhe und laßt mich sterben.‹ Ich hab' gesagt, er solle doch einfach nicht mehr daran glauben, daß es die Götter gibt, dann müßte er sie auch nicht hassen. Ist doch logisch, oder?« Das magere Gesicht wandte sich wieder dem

Feuer zu.

»Was glaubte er denn, woran die Götter schuld seien?«

»Er hat es nicht *geglaubt*«, verbesserte Terry mit Nachdruck, »er hat es *gewußt*.« Er hob den Arm und griff mit der Hand in die Luft. »Er hat jemanden erdrosselt, weil die Götter es ihm zum Schicksal bestimmt hatten. Drum hat er die Hand ins Feuer gehalten. Er hat sie das »sündige Werkzeug« genannt und gesagt, »solche Opfer sind notwendig, wenn der Zorn der Götter abgelenkt werden soll. Der arme Hund. Die meiste Zeit hat er nicht mal gewußt, wo rechts und links ist.«

Auf Terrys Rat gab Deacon die Flasche Whisky in die Obhut des Alten mit der Wollmütze, ehe er Terry in die Lagerhalle folgte, um sich anzusehen, wo Billy seinen Schlafplatz gehabt hatte.

»Nichts als Zeitverschwendung«, murkte der Junge. »Er ist seit sechs Monaten tot. Was erwarten Sie denn, da zu finden?«

»Irgendwas.«

»Mensch, seit er krepiert ist, haben hundert Kerle an seinem Platz gepennt. Da finden Sie bestimmt nichts.« Dennoch führte er Deacon in die Finsternis. »Hey, spinnen Sie?« fragte er belustigt, als Deacon seine Taschenlampe anmachte. »Das bißchen Licht hilft Ihnen gar nichts. Warten Sie einfach ab, okay. Ihre Augen gewöhnen sich schon an die Dunkelheit. Durch die Tür kommt genug Licht.«

Langsam erkannte Deacon eine graue Mondlandschaft, eine Ödnis aus verbogenem Metall, Backsteinhaufen und ausrangiertem Lagerhallenmobiliar. Es war eine Trümmerlandschaft wie nach dem Krieg, wo nichts Wiedererkennbares mehr existierte und nur der beißende Geruch nach Urin auf menschliches Dasein schließen ließ. »Wie lange sind Sie schon hier?« fragte er Terry, als er inmitten des Chaos die ersten Schlafenden ausmachte.

»Zwei Jahre mit Unterbrechungen.«

»Warum hier? Warum haben Sie sich nicht ein besetztes

Haus oder ein Wohnheim gesucht?«

Der Junge zuckte die Achseln. »Das hab' ich schon hinter mir. So übel ist das hier nicht.« Er ging voraus an einem Backsteinhaufen vorbei und wies auf eine notdürftig gebaute Höhle aus Kunststoffplatten und alten Decken. Er zog eine der Decken zur Seite und griff in die Öffnung, um eine batteriebetriebene Sturmlaterne einzuschalten. »Schauen Sie sich's an«, lud er ein. »Das ist mein Lager.«

Deacon war auf eine merkwürdige Art neidisch. Es war ein zusammengeschustertes Zelt mitten in einem nach Urin stinkenden Trümmergrundstück, aber es besaß persönlichen Charakter, der seiner eigenen Wohnung fehlte. An die Kunststoffwände waren Poster von halbnackten Frauen gepinnt, auf dem Boden lag eine Matratze mit einer handgemachten Patchworkdecke, auf einem Büroschrank aus Metall standen verschiedene Ziergegenstände, über einem Korbstuhl lag ein Morgenrock, und auf einem kleinen gestrichenen Tisch stand ein Marmeladenglas mit roten Plastikkrosen. Deacon ging hinein und setzte sich auf den Stuhl, wobei er den Morgenrock sorgsam auf seinem Schoß faltete. »Nett hier. Sie haben es schön eingerichtet.«

»Mir gefällt's. Das meiste Zeug hab' ich vom Sperrmüll. Es ist total irre, was die Leute alles wegschmeißen.« Terry drängte sich nach ihm in das Zelt und legte sich auf das Bett. Entspannt sah er jünger aus als vorher in der angespannten Konzentration gegen den Wind. »Man hat hier mehr Freiheit als in einem Wohnheim, und es ist nicht so eng wie in einem besetzten Haus. Da gehen einem die anderen schnell auf die Nerven.«

»Haben Sie keine Familie?«

»Nee. Bin mein Leben lang nur rein in die Heime, raus aus den Heimen. Ein Mann hat mir mal erzählt, daß meine Mutter ins Gefängnis gekommen und ich deshalb in Pflege gekommen sei, aber ich hab' nie versucht, sie zu finden. Die hat's eh nicht geschafft, da wär's nur Zeitverschwendung gewesen, sie zu

suchen. Ich komm' ganz gut über die Runden.«

Deacon prägte sich bewußt das junge Gesicht ein, um sich später daran erinnern zu können. Aber es war nichts Bemerkenswertes an dem Jungen. Er war nicht anders als Hunderte kahlgeschorener junger Burschen im gleichen Alter, alle gleich farblos, alle gleich unattraktiv. Er überlegte kurz, warum Terry keinen Vater erwähnt hatte, und vermutete, daß der Vater unbekannt und daher belanglos war. Er dachte an die vielen Frauen, mit denen er selbst im Lauf der Jahre geschlafen hatte. War eine von ihnen von ihm schwanger geworden und hatte einen Terry geboren, den sie dann verlassen hatte?

»Trotzdem kann's doch nicht sehr lustig sein, so primitiv zu leben.«

»Na ja, ich bin nicht der erste, der's tut, und ich werd' bestimmt auch nicht der letzte sein. Wie ich schon gesagt hab', ich komme zurecht. Alles was der Mensch getan hat, kann der Mensch tun.«

Der Ausdruck schien ungewöhnlich von einem Jungen wie Terry. »Hat Billy das gesagt?«

Der Junge zuckte gleichgültig die Achseln. »Kann schon sein. Der hat mir ja dauernd Predigten gehalten.« Er versuchte, einen kultivierten Ton anzuschlagen. »»Es gibt keine Rechte ohne Verantwortung, Terry. Die schwerste Sünde des Menschen ist der Stolz, weil er Gott auf eigene Gefahr entthront. Sei bereit – der Tag des Jüngsten Gerichts ist näher, als du glaubst.«« Er kehrte zu seiner eigenen ungehobelten Sprache zurück. »Ich sag' Ihnen, man ist ganz blöd im Kopf geworden, wenn man ihm zugehört hat. Die meiste Zeit war er echt verrückt, aber er hat's gut gemeint, und ich glaub', ich hab' einiges von ihm gelernt.«

»Zum Beispiel?«

Terry lachte. »Zum Beispiel: Narren stellen Fragen, die Weise nicht beantworten können.«

Deacon lächelte. »Wie alt sind Sie?«

»Achtzehn.«

Deacon bezweifelte das. Bei all seiner geistigen und sprachlichen Schlagfertigkeit, die es ihm ermöglichte, die verwahrlosten Alten, mit denen er zusammenlebte, zu beherrschen, war Terry doch noch ein grüner Junge mit flaumigem Kinn, der zu schnell wuchs. Seine großen knochigen Hände hingen ihm wie Bootspaddel aus den Ärmeln, und es würde noch eine Weile dauern, ehe männliche Reife seine Brust und Schultern kräftigte. Gerade das aber reizte Deacons Neugier über den Prediger – und Lehrer? –, der Terry zu seinem Freund gemacht hatte, um so mehr.

»Wie lange haben Sie Billy gekannt?« fragte er.

»Zwei Jahre.«

Also seit er in der Lagerhalle hauste. »War sein Schlafplatz auch so gut wie der hier?«

Terry schüttelte den Kopf. »Der wollte leiden. Ich hab's Ihnen doch schon gesagt, das war ein echter Irrer. Letztes Jahr um diese Zeit hab' ich ihn splinternackt hier rumgeistern sehen. Sie können sich nicht vorstellen, wie kalt es war. Er war von oben bis unten blau angelaufen. Ich hab' gesagt, was machst du da für 'n Scheiß, du blöder Kerl, und er hat gesagt, er kasteit das Fleisch ... « – er hielt inne, unsicher, ob er das richtige Wort gebraucht hatte –, »oder so was Ähnliches. Er hat sich nie ein Lager gebaut. Er hat sich immer nur in eine alte Decke eingewickelt und am Feuer gepennt. Er hat nichts gehabt, wissen Sie, und er wollte auch nichts haben, er fand's sinnlos, sich's irgendwie gemütlich zu machen. Er hat gewußt, daß die Götter ihn am Ende doch kriegen würden, und er wollt's den verdammten Mistkerlen so leicht wie möglich machen.«

»Weil er ein Mörder war?«

»Kann sein.«

»Hat er gesagt, wen er getötet hat? Ob Mann oder Frau?«

Terry verschränkte seine Arme hinter dem Kopf. »Ich weiß nicht mehr.«

»Warum hat er es Ihnen erzählt und nicht den anderen?«

»Woher wissen Sie, daß er's denen nicht erzählt hat?«

»Ich habe ihre Gesichter beobachtet.«

»Die sind die meiste Zeit so besoffen, daß sie sich an nichts erinnern.« Terry schloß die Augen. »Für einen Zehner kommt's vielleicht wieder.«

Deacons prustendes Gelächter fächselte die Ecke eines der Poster auf. »Ich bin nicht von gestern, Sie Goldstück.« Er nahm eine Karte aus seiner Brieftasche und schnippte sie Terry auf die Brust. »Rufen Sie mich an, wenn Sie mir was zu bieten haben, was ich überprüfen kann, aber kommen Sie mir nicht mit irgendwelchem Quatsch. Die Informationen müssen Hand und Fuß haben, wenn Sie Geld dafür wollen.« Er stand auf und blickte in das junge Gesicht hinunter. »Wie alt sind Sie wirklich, Terry?« Er schätzte ihn auf sechzehn.

»Auf jeden Fall alt genug, um einen Knicker zu erkennen.«

Bei der Rückkehr in sein Büro fand Deacon auf seinem Schreibtisch einen Zettel von Barry Grover und dazu die Originalfotos von Billy Blake in einer Klarsichthülle. »Ich kann diesen Mann in meinen Unterlagen nicht finden«, hatte er geschrieben, »aber ich habe die Negative und die neuen Abzüge an Paul Garrety weitergegeben. Er will sehen, was er auf dem Computer damit anfangen kann. B. G.«

Paul Garrety, Leiter der Grafik, schüttelte den Kopf, als Deacon zu ihm kam und fragte, wie er mit Billy Blakes Fotos vorankäme. JP hatte sich überreden lassen, massiv in die EDV für die Grafikabteilung zu investieren, nachdem man ihm versichert hatte, daß die moderne Technologie für Image und Design des *Street* – und somit höhere Auflagenzahlen – das leisten könne, was ein Heer von Grafikern vorher nicht geschafft hatte. Aber JP hing zu sehr am althergebrachten Bild der Zeitschrift, um Paul mit den Apparaten freie Hand zu lassen, und Garrety lag ebenso wie Deacon in fast ständigem Kampf mit seinem Chef.

»Da brauchen Sie einen Fachmann, Mike«, sagte er jetzt. »Ich kann Ihnen hundert verschiedene Versionen des Mannes erstellen, aber nur jemand, der was von Physiognomie versteht, kann Ihnen sagen, welche der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommt.« Er wies auf seinen Bildschirm. »Schauen Sie hin. Man kann das Gesicht voller machen, das heißt, man polstert das Ganze einfach aus. Man kann nur die Wangen voller machen, indem man lediglich die untere Gesichtshälfte auspolstert. Man kann ihm ein Doppelkinn verpassen, die Augenpartie aufschwemmen, das Haar voller machen. Es gibt unbegrenzte Möglichkeiten, und jede sieht anders aus.«

Deacon beobachtete, wie die verschiedenen Gesichter eins nach dem anderen auf dem Bildschirm erschienen. »Ich versteh'e, was Sie meinen.«

»Es ist eine Wissenschaft. Am besten wäre es, Sie suchen sich einen Pathologen oder einen Fachmann auf diesem Gebiet, der sich auf Gesichter spezialisiert hat. Wir könnten jede beliebige dieser Variationen wählen, aber die Frage ist, ob sie auch nur die geringste Ähnlichkeit mit Ihrem Toten hätte.«

»Es gibt wohl keine Hoffnung, daß JP zu meinem Text das Original bringt?«

Garrety lachte. »Überhaupt keine, und ausnahmsweise muß ich ihm da recht geben. Das würde dem wohlgesonnenen Leser gründlich das Frühstück verderben. Überlegen Sie doch mal. Wer will sich schon zu seinen Cornflakes einen verschrumpelten alten Säufer angucken, der an Hunger gestorben ist?«

»Er war erst fünfundvierzig«, sagte Deacon milde. »Drei Jahre älter als ich und zehn Jahre jünger als Sie. So besehen ist die Sache gar nicht so komisch, oder?«

Michael Deacons Feature über Armut und Obdachlosigkeit erschien im *Street* dieser Woche ohne ein Wort über Amanda Powell oder Billy Blake. In der Tat sah das Endprodukt genauso aus, wie es ihm zu Beginn vorgeschwebt hatte: eine

nachdenkliche Analyse sich wandelnder sozialer Trends, die sich auf Fragen nach Ursachen und langfristigen Lösungen konzentrierte. JP zweifelte, daß der Artikel die Leser fesseln würde (»Er ist verdammt langweilig, Mike. Wo bleibt der menschliche Aspekt, der die Leute anruhrt, Herrgott noch mal?«), aber ohne ein annehmbares Foto von Billy oder Amanda Powell hatte es kaum einen Sinn, die wenig originellen Aussagen von Mrs. Powell über die Obdachlosigkeit im allgemeinen zu bringen. JP wiederholte seine Drohungen, daß er Deacons Vertrag nicht verlängern werde, wenn er nicht endlich einsehe, daß politische Schlammschlachten zum bewährten Repertoire der Zeitschrift gehören, und Deacon antwortete sarkastisch, nach den Auflagenzahlen zu urteilen ließen die *Street*-Leser ihre Intelligenz ebensogern beleidigen wie der Rest der Bevölkerung.

Amanda Powell, die ihre Garagenschlüssel und die beiden Fotos von Billy zusammen mit einem anonymen »Überreicht von«-Zettel des *Street* mit der Post erhalten hatte, war enttäuscht, aber nicht überrascht, als sie feststellte, daß sie und Billy in Deacons Artikel nicht erwähnt wurden. Doch sie las ihn mit Interesse, besonders die Passage mit der Beschreibung eines ausrangierten alten Lagerhauses und seiner Gemeinschaft geistesgestörter Bewohner, die von einer Handvoll alter Männer und einem Jugendlichen betreut wurden. In ihrem Blick stand Erleichterung, als sie die Zeitschrift aus der Hand legte.

Einige Nachforschungen an einem ruhigen Nachmittag forderten die Namen und Adressen von den Eltern und dem Bruder James Streeters zutage sowie einige phantasievolle – und bewußt verleumderische? – Presseerklärungen der Vereinigung der Freunde James Streeters, die als Sitz die Adresse des Bruders in Edinburgh angaben. Die letzte Erklärung war vom August 1991.

Trotz zwölfmonatiger intensiver Bemühungen seitens der Vereinigung der Freunde James Streeters ist nicht eine einzige Zeitung den Behauptungen der Vereinigung nachgegangen, daß James in der Nacht zum Freitag, dem 27. April 1990, ermordet wurde, weil ein Aufsichtsratsmitglied der Lowenstein-Bank gedeckt und die Bank vor dem katastrophalen Zusammenbruch bewahrt werden sollte, der die unvermeidliche Folge des Verlusts an Vertrauen in die Unternehmensleitung gewesen wäre.

**IM INTERESSE DER GERECHTIGKEIT MÜSSEN FOLGENDE FAKTEN UNTERSUCHT WERDEN:**

- James Streeter verfügte nicht über das Fachwissen, um den Betrug zu bewerkstelligen, dessen er beschuldigt wird. Es wird behauptet, er hätte sich seine Computerkenntnisse während seiner Auslandsaufenthalte in Frankreich und Belgien angeeignet. Die VFJS hat Zeugnisse seiner früheren Arbeitgeber und seiner ersten Ehefrau gesammelt, aus denen hervorgeht, daß das nicht zutrifft (siehe Anlagen).
- James Streeter hatte keine Möglichkeit, sich vorzeitig über den Fortschritt der hausinternen Untersuchung der Lowenstein-

Bank oder über Aufsichtsratsbeschlüsse zu informieren; er kann daher den »idealen« Tag, außer Landes zu gehen, gar nicht gewußt haben. Die VFJS hat entsprechende Zeugenaussagen seiner Sekretärin und Angehöriger seiner Abteilung (siehe Anlagen).

- James Streeter machte in den sechs Monaten vor seinem Verschwinden Freunden und Kollegen gegenüber Andeutungen über die Inkompetenz Nigel de Vriess', seines Bereichsleiters, der 1990 Mitglied des Aufsichtsrats des Bankhauses Lowenstein war und inzwischen das Unternehmen verlassen hat. Die VFJS hat drei eidesstattliche Versicherungen des Inhalts, daß James im Januar 1990 sagte, Mr. de Vriess sei »bestenfalls inkompetent und schlimmstenfalls kriminell motiviert« (siehe Anlagen).

- Viel Gewicht wurde den belastenden Behauptungen beigemessen, die Amanda Streeter in einer schriftlichen Aussage vor der Polizei gegen ihren Mann erhob: 1. James unterhalte eine Beziehung zu einer Frau, die für ein Software-Unternehmen tätig sei – Name Marianne Filbert, Aufenthaltsort unbekannt. 2. Er habe einmal gesagt, »jeder Narr kann die Maschinen bedienen, wenn ihm jemand zeigt, auf welche Knöpfe er drücken muß«. 3. Er sei besessen gewesen von dem Gedanken, reich zu werden.

- Die VFJS weist alle drei Behauptungen als falsch zurück. Nr. 1 und Nr. 3 beruhen einzig auf dem Wort Amanda Streeters. Nr. 2 bezieht sich auf die Aussage eines Kollegen von James, der inzwischen eingeräumt hat, daß er selbst 1990 nicht sicher war, ob James die Person war, die diese Bemerkung machte.

#### AUSSERDEM:

Die VFJS ist im Besitz von Beweisen, daß Amanda Streeter ihrerseits eine Affäre hatte und ihr Liebhaber Nigel de Vriess war. Wir haben Fotokopien von Rechnungen und die Aussagen von Augenzeugen über zwei heimliche Rendezvous des Paares

in den Jahren 1986 und 1989 im George Hotel in Bath. Das erste fand nur Wochen vor Amandas Heirat mit James statt, das zweite drei Jahre später (siehe Anlagen).

#### WIR KLAGEN AMANDA STREETER UND NIGEL DE VRIESS AN.

Der Mord an James Streeter ist ungestraft geblieben. Wenn die Presse nicht ihre Apathie abschüttelt und jetzt endlich handelt, wird der Schuldige weiterhin vom Tod eines Unschuldigen profitieren. Die VFJS fordert eine ordnungsgemäße Untersuchung der Aktivitäten Nigel de Vriess' und seiner Geliebten, Amanda Streeter. Bitte setzen Sie sich über Fax oder Telefon unter den o. a. Nummern mit uns in Verbindung. Wir stehen Ihnen gern mit weiteren Informationen zur Verfügung. John und Kenneth Streeter sind jederzeit zu Interviews bereit.

Zwei Tage später rief Deacon, weil er gerade nichts Besseres zu tun hatte, John Streeter abends in Edinburgh an. Eine Frau meldete sich.

»Hallo«, sagte sie mit weichem schottischem Akzent.

Deacon stellte sich als Londoner Journalist vor, der daran interessiert sei, sich mit einem Sprecher der Vereinigung der Freunde James Streeters zu unterhalten.

»Ach, du meine Güte!«

Er wartete einen Moment. »Gibt es Schwierigkeiten?«

»Nein, es ist nur – also, um ehrlich zu sein, es ist über ein Jahr her, daß – ach, warten Sie einen Moment, ja?« Eine Hand legte sich über die Sprechmuschel. »John! Jo-ohn!« Die Hand wurde entfernt. »Am besten sprechen Sie mit meinem Mann.«

»Gern.«

»Verzeihen Sie, ich habe Ihren Namen nicht verstanden.«

»Michael Deacon.«

»Er kommt sofort.« Wieder legte sich die Hand auf die Sprechmuschel, und diesmal klang ihre Stimme gedämpft. »Schnell, beeil dich. Es ist ein Journalist. Er will über James reden. Er heißt Michael Deacon. Nein, jetzt komm! Du hast deinem Vater versprochen, du würdest nicht aufgeben.« Die Stimme wurde wieder klar. »Ich gebe Ihnen jetzt meinen Mann.«

»Hallo?« Eine tiefe Männerstimme. »Ich bin John Streeter. Was kann ich für Sie tun?«

Deacon zückte seinen Kugelschreiber und zog seinen Block zu sich heran. »Bedeutet die Tatsache, daß Sie Ihre letzte Presseerklärung vor dreieinhalb Jahren rausgeschickt haben, daß Sie mittlerweile die Schuld Ihres Bruders akzeptiert haben?« fragte er direkt.

»Sind Sie bei einer überregionalen Zeitung, Mr. Deacon?«

»Nein.«

»Dann sind Sie selbständiger Journalist?«

»Soweit es diese Fragen betrifft, ja.«

»Haben Sie eine Ahnung, mit wie vielen selbständigen Journalisten ich im Lauf der Jahre gesprochen habe?« Er machte eine Pause, aber Deacon biß nicht an. »Mit ungefähr dreißig«, fuhr er fort, »und nicht eine Zeile ist dabei für uns herausgesprungen, weil kein Redakteur die Story haben wollte. Ich fürchte, ich würde nur unser beider Zeit verschwenden, wenn ich Ihre Fragen beantworte.«

Deacon klemmte das Telefon fester unter sein Kinn und zeichnete eine Spirale auf seinen Block. »Dreißig ist gar nichts, Mr. Streeter. Ich weiß von ähnlichen Kampagnen wie der Ihren, wo man an Hunderte von Journalisten herantrat, ehe man Erfolg hatte. Aber mal ganz abgesehen davon, man könnte Sie wegen fast allem, was Sie in Ihrer Presseerklärung behaupten, verklagen. Sie können von Glück sagen, daß Sie bisher einer Verleumdungsklage entgangen sind.«

»Was an sich schon etwas beweist, meinen Sie nicht? Wenn

unsere Behauptungen verleumderisch sind, warum belangt uns dann niemand?«

»Weil Ihre Zielpersonen nicht so dumm sind. Warum Ihrer Kampagne noch Auftrieb durch kostenlose Publicity geben, wenn sie gerade im Begriff ist, ganz von selbst im Sand zu verlaufen? Es wäre etwas anderes, wenn es Ihnen gelänge, einen Redakteur zu bewegen, gegen sein besseres Urteil zu handeln. Wollen Sie sagen, daß niemals ein Wort zur Verteidigung Ihres Bruders veröffentlicht worden ist?«

»Nur ein abfälliger Artikel in einer Anthologie ungelöster Kriminalfälle, die letztes Jahr herausgekommen ist. Ich habe zwei Tage geopfert, um mit Roger Hyde, dem Autor, zu sprechen, und dafür hat er nichts weiter als eine langweilige Zusammenfassung geschrieben, die mit seiner eigenen unausgegorenen Schlußfolgerung, daß James schuldig sei, endete.« Er wirkte zornig und frustriert. »Ich bin es langsam müde, mit dem Kopf gegen Wände zu rennen.«

»Dann sind Sie vielleicht nicht mehr so fest von der Schuldlosigkeit Ihres Bruders überzeugt wie vor fünf Jahren?«

Streeter fluchte unterdrückt. »Das ist doch das einzige, was Sie und Ihresgleichen wollen – die Bestätigung, daß James schuldig ist.«

»Ich gebe Ihnen hier eine Gelegenheit, ihn zu verteidigen, aber Sie scheinen nicht sehr erpicht darauf, sie zu ergreifen.«

John Streeter ignorierte die Bemerkung. »Mein Bruder stammt aus einer ehrlichen, fleißigen Familie. Haben Sie eine Ahnung, was es für meine Eltern bedeutet, daß man ihren Sohn einen Dieb nennt? Sie sind anständige und achtbare Leute und können nicht verstehen, warum Journalisten wie Sie ihnen nicht einmal zuhören.« Er holte zornig Luft. »Die Fakten interessieren Sie gar nicht. Sie sind einzig daran interessiert, den Ruf eines Menschen noch weiter zu zerstören.«

»Spielen Sie denn nicht das gleiche Spiel?« murmelte Deacon ohne besonderen Nachdruck. »Wenn ich Ihre

Erklärungen nicht mißverstanden habe, beruht Ihre Verteidigung Ihres Bruders doch ausschließlich darauf, Nigel de Vriess und Amanda Streeter anzuschwärzen.«

»Mit gutem Grund. Es gibt keinen Beweis für Amandas Behauptung, daß James eine Affäre hatte, aber wir haben Beweise für ihre Beziehung zu de Vriess gefunden. Er hat die Bank um zehn Millionen betrogen, und sie hat ihm dabei geholfen, indem sie die Schuld auf ihren Mann abwälzte.«

»Das ist eine schwere Beschuldigung. Können Sie die beweisen?«

»Nicht ohne Zugang zu den Bank- und Anlagekonten der beiden, aber man braucht sich ja nur die Adressen der beiden anzusehen, um zu begreifen, daß da plötzlich irgendwo Geld herkam. Amanda hat sich nur Monate nach James' Verschwinden ein Haus im Wert von 600 000 Pfund an der Themse gekauft, und de Vriess hat sich kurz danach ein Herrenhaus in Hampshire zugelegt.«

»Sehen sich die beiden noch?«

»Wir glauben nicht. De Vriess hat in den letzten drei Jahren mindestens drei Geliebte gehabt, während Amanda ein wahres Nonnenleben führt.«

»Und warum, glauben Sie?«

Streeters Ton wurde hart. »Wahrscheinlich aus demselben Grund, aus dem sie nie die Scheidung eingereicht hat. Sie möchte den Eindruck erwecken, daß James irgendwo noch am Leben ist.«

Deacon blätterte in einigen seiner Kopien. »Okay, sprechen wir mal von James' angeblicher Affäre mit« – er suchte die entsprechende Passage – »Marianne Filbert. Wenn es keine Beweise für diese Beziehung gibt, weshalb hat die Polizei sich dann allein mit Amanda Streeters Wort zufriedengegeben? Wer ist Marianne Filbert? Wo ist sie? Was sagt sie dazu?«

»Ich werde die Fragen der Reihe nach beantworten. Die Polizei hat sich mit Amandas Wort zufriedengegeben, weil es

ihr in den Kram paßte. Sie brauchten einen Computerfachmann für ihre Theorie, und Marianne Filbert erfüllt alle Voraussetzungen. Sie gehörte einem Forschungs- und Entwicklungsteam an, das Mitte der achtziger Jahre für Softworks Limited tätig war. Softworks wurde 1986 beauftragt, einen Bericht für das Bankhaus Lowenstein zu erstellen; es weiß allerdings niemand, ob Marianne Filbert damit überhaupt zu tun hatte. Sie ist 1989 nach Amerika gegangen.« Er machte eine kurze Pause. »Sie arbeitete sechs Monate bei einer Software-Firma in Virginia, bevor sie nach Australien auswanderte.«

»Und?« hakte Deacon nach, als Streeter nicht weitersprach.

»Danach gibt es keine Spur mehr von ihr. Wenn sie wirklich nach Australien gegangen ist, was jetzt zweifelhaft erscheint, dann unter einem anderen Namen.«

»Wann hat sie das Unternehmen in Virginia verlassen?«

»Im April 1990«, antwortete Streeter widerstrebend.

Er tat Deacon leid. John Streeter war kein Dummkopf, und blindes Vertrauen war unverkennbar nicht seine Sache. »Die Polizei sieht also einen Zusammenhang zwischen dem Verschwinden Ihres Bruders und dem Marianne Filberts? Mit anderen Worten, er hat ihr das Signal zur Flucht gegeben.«

»Nur haben sie nie nachgewiesen, daß James und Marianne Filbert einander überhaupt kannten. Wir sind überzeugt, daß de Vriess und Amanda ihr grünes Licht gaben, zu verschwinden.«

»Also eine Dreier-Verschwörung?«

»Warum nicht? Das ist genauso plausibel wie die Theorie der Polizei. Überlegen Sie doch mal, Amanda war diejenige, die der Polizei Marianne Filberts Namen genannt und ihnen erzählt hat, die Frau sei nach Amerika gegangen. Ohne diese Aussage gäbe es keine Verbindung zu einer Computerspezialistin und keine Möglichkeit zu behaupten, James habe den Betrug eingefädelt. Die gesamte Beweisführung der Polizei beruht auf der Voraussetzung, daß

James fachliche Hilfe hatte, aber Amandas Aussage über seine angebliche Affäre mit Marianne Filbert ist niemals von dritter Seite bestätigt worden.«

»Es fällt mir schwer, das zu glauben, Mr. Streeter. Den Zeitungen zufolge wurde Amanda Streeter zwei Tage lang von der Polizei vernommen, das heißtt, daß sie auf der Liste der Verdächtigen ganz oben rangierte. Es heißtt außerdem, daß sie Überzeugenderes als bloß einen Namen zu bieten gehabt haben muß. Was war es?«

»Es war kein Beweis«, erklärte Streeter störrisch.

Deacon zündete sich eine Zigarette an, während er wartete.

»Sind Sie noch da?« fragte Streeter.

»Ja.«

»Sie konnte eine Beziehung zwischen den beiden nicht beweisen. Sie konnte nicht einmal beweisen, daß sie sich kannten.«

»Ich höre.«

»Sie hat der Polizei eine Serie Fotos vorgelegt. Die meisten zeigten James' Wagen vor der Wohnanlage in Kensington, in der Marianne Filbert wohnte, bevor sie in die Staaten ging. Außerdem waren drei unscharfe Aufnahmen von einem Pärchen dabei, das sich küßte. Sie behauptete, es wären Marianne Filbert und James, aber wenn Sie mich fragen, hätten es x-beliebige Personen sein können. Und dann gab es noch eine Rückenansicht von einem Mann in einem Mantel, der so ähnlich aussah wie der von James, beim Betreten des Wohnhauses. Wie ich schon sagte, das alles beweist überhaupt nichts.«

»Wer hat die Aufnahmen gemacht?«

»Ein Privatdetektiv, den Amanda beauftragt hat.«

Derselbe, bei dem sie Billy Blakes wegen gewesen war?  
»Waren sie datiert?«

»Ja.«

»Von wann waren sie?«

»Von Januar bis August '89.«

»Sie sagen, die meisten Bilder zeigten James' Wagen. Saß er drin, als sie aufgenommen wurden?«

»Ja, es saß jemand drin, aber die Qualität der Bilder ist nicht so gut, daß man sagen könnte, ob es James war oder nicht.«

»Vielleicht war es Nigel de Vriess«, murmelte Deacon mit einer Ironie, die bei dem anderen nicht ankam. Er bekam langsam den Eindruck, daß John Streeter noch besessener davon war, die Unschuld seines Bruders zu beweisen, als Amanda von ihrem Bemühen, Billy Blakes wahre Identität herauszubekommen. Fixe Ideen schienen ja in den Nachwehen des Verrats üppige Blüten zu treiben.

»Wir sind überzeugt, daß der Mann de Vriess war«, sagte Streeter.

»Die beiden wollten also Ihren Bruder absichtlich zum Sündenbock machen?«

»Ja.«

»Na, das ist ja wirklich eine tolle Verschwörungstheorie.« Diesmal troff Deacons Stimme von Sarkasmus. »Sie behaupten, daß diese Leute bereits ein Jahr vor dem Ereignis planten, wie sie einen völlig Unschuldigen ermorden wollten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, was sich alles in der Zwischenzeit ereignen könnte. Und mit dieser Theorie sind Sie zufrieden?« Asche rieselte von seiner Zigarette auf das Revers seines Jacketts. »Ist Ihre Schwägerin ein Ungeheuer, Mr. Streeter? Das müßte sie ja wohl sein, wenn sie imstande wäre, das Haus mit einem Mann zu teilen, dessen Ermordung sie längst geplant hatte. Also? Mit wem haben wir's hier zu tun? Mit Medusa?«

Schweigen.

»Und wer wäre so dumm, sich darauf zu verlassen, daß der Status quo ewig bestehen bleibt? James war ein freier Mensch. Er hätte jederzeit seine Frau verlassen oder seine Stellung aufgeben können, und was wäre dann aus der schönen

Verschwörung geworden?« Er hielt inne, um den anderen antworten zu lassen, aber Streeter sagte nichts. »Die naheliegende Erklärung«, fuhr er deshalb fort, »ist die, von der sich die Polizei hat überzeugen lassen. James hatte eine Affäre mit Marianne Filbert, und Amanda bereitete ihr ein Ende, indem sie ihn beobachten und fotografieren ließ. Danach setzte sie ihn unter Druck und erreichte, daß Marianne Filbert in die Staaten ging.«

»Und wieso konnte sie der Polizei sagen, wo Marianne Filbert zu erreichen ist?«

»Weil sie nicht dumm ist. Sie hätte in dem Bemühen, ihre Ehe zu retten, garantiert einen Beweis verlangt, daß Marianne Filbert weit ab vom Schuß ist. Und da wäre nur etwas Überprüfbares akzeptabel gewesen, wie zum Beispiel eine Adresse oder ein gültiger Vertrag mit dem Namen einer Firma drauf.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Mit wem?«

»Mit Amanda.«

»Nein«, log Deacon. »Sie sind der erste, mit dem ich in dieser Sache spreche, Mr. Streeter. Ich bin zufällig auf Ihre Presseerklärung gestoßen, und sie interessierte mich ausreichend, um diesen Anruf zu machen. Sagen Sie«, fuhr er mit der Geschmeidigkeit des routinierten Lügners fort, »was hat Sie überhaupt veranlaßt, nach einer Verbindung zwischen Amanda und de Vriess zu suchen?«

»Sie hat James durch de Vriess kennengelernt, bei irgendeinem offiziellen Anlaß. De Vriess war damals verheiratet, aber es war ein offenes Geheimnis, daß er vorhatte, seine Frau Amandas wegen zu verlassen. Er hat sich immer mit ihr gezeigt, wenn seine Frau nicht dabei war. Nachdem uns klargeworden war, daß de Vriess hinter dem Schwindel steckte, erschien es uns logisch, daß auch Amanda in die Sache verwickelt sein mußte, und wir haben uns bemüht, Beweise

dafür zu finden, daß die Affäre nicht zu Ende war.«

»Nur scheinen Ihre Beweise ebenso dürftig zu sein wie Ihre Logik.« Er zog die relevanten Fotokopien zu sich heran. »Sie haben eine Hotelrechnung, die von de Vriess unterschrieben und im Jahr 1986 datiert ist, dazu die Beschreibung einer Frau, die Amanda Streeter gewesen sein könnte. Ihre Beweise für das Jahr 1989 sind sogar noch fadenscheiniger.« Er schob die oberste Kopie auf die Seite und suchte auf der darunterliegenden. »Ein Kellner behauptet, einem Paar in Zimmer 306 Champagner gebracht zu haben. Es habe sich um dieselben beiden Personen gehandelt, sagt er, aber es gibt keine unterzeichnete Rechnung, die diese Aussage bestätigt. Sie können nicht einmal beweisen, daß der Mann de Vriess war, geschweige denn, daß es sich bei der Frau um Amanda handelte.«

»Das zweitemal hat er bar bezahlt.«

»Was für ein Name stand auf der Rechnung.«

»Smith.«

Deacon drückte seine Zigarette aus. »Und da wundert es Sie, daß niemand zu einer Veröffentlichung bereit ist? Keine Ihrer Behauptungen ist haltbar.«

»Wir verfügen nur über begrenzte Mittel und begrenzten Einfluß. Wir brauchen einen Reporter bei einer überregionalen Zeitung, der ein bißchen Druck machen kann. Man hat uns gesagt, daß in den Hotelunterlagen noch mehr zu finden ist, wenn wir bereit sind, dafür zu bezahlen.«

»Das wird eine teure Angelegenheit werden, und am Ende stehen Sie mit leeren Händen da.«

»Ich würde für die Ehrlichkeit meines Bruders die Hand ins Feuer legen.«

»Dann machen Sie sich was vor«, entgegnete Deacon grob. »An seiner Unehrllichkeit gibt es keinen Zweifel. Er hat seine Frau betrogen, und sie konnte es beweisen, und Ihr Zorn darüber hat Ihr Urteil getrübt. Ihr Ausgangspunkt hätte die

Anerkennung der Tatsache sein müssen, daß James an seinem eigenen Untergang mitgewirkt hat.«

»Ich hab' ja gewußt, daß es nur Zeitverschwendug sein würde«, sagte John Streeter aufgebracht.

»Sie schießen dauernd auf die falschen Ziele, Mr. Streeter. Damit verschwenden Sie Ihre Zeit.«

Der andere legte auf.

Deacons Nachfragen über Billy Blake bei der Polizei der Isle of Dogs hatte wenig Nützliches erbracht, obwohl er darauf hingewiesen hatte, daß Billy möglicherweise ein Mörder gewesen war. Er hatte darauf die überraschende Antwort erhalten, daß die Polizei zum Zeitpunkt von Billys erstmaliger Festnahme genau diese Möglichkeit untersucht hätte.

»Ich hab' für den Coroner seine Akte durchgesehen«, berichtete der uniformierte Constable, der den Abtransport von Billys Leiche beaufsichtigt hatte. »Er wurde das erstmal 1991 festgenommen, weil er mehrfach Nahrungsmittel in Supermärkten gestohlen hatte. Er hat schon damals gehungert, und es wurde kurz überlegt, ob man ihn unter Anklage stellen oder in ein Heim einweisen sollte. Schließlich hat man sich dafür entschieden, ihn psychiatrisch untersuchen zu lassen, weil er sich die Fingerkuppen verbrannt hatte. Irgendein heller Kopf meinte, er hätte es mit Absicht getan, um einer Mordanklage zu entkommen, und plötzlich hatten alle Sorge, er könnte gemeingefährlich sein.«

»Und?«

Der Constable zuckte die Achseln. »Er hatte in Brixton ein paar Gespräche und wurde für gesund erklärt. Der Psychiater war der Ansicht, er wäre eher eine Gefahr für sich selbst als für andere.«

»Wie erklärte er die verbrannten Fingerkuppen?«

»Soweit ich mich erinnere, sprach er von einem krankhaften Interesse an Selbstkasteiung. Er beschrieb Billy als einen Büßer.«

»Was heißt das?«

Neuerliches Achselzucken. »Vielleicht sollten Sie das den Psychiater selbst fragen.«

Deacon nahm seinen Block heraus. »Wissen Sie seinen Namen?«

»Den kann ich feststellen.« Zehn Minuten später kam er zurück und reichte Deacon einen Zettel mit Namen und Adresse darauf. »Gibt's sonst noch was?« erkundigte er sich, begierig, sich endlich wieder mit wichtigeren Dingen beschäftigen zu können als einem toten Penner.

Widerstrebend stand Deacon auf. »Die Information, die ich bekommen habe, war ziemlich präzise.« Er steckte den Notizblock wieder ein. »Mir wurde gesagt, Billy Blake hätte jemanden erdrosselt.«

Der Constable zeigte mildes Interesse, bis Deacon gestand, daß sein Informant nichts weiter wußte als das, was Billy eines Abends in volltrunkenem Zustand herumgebrüllt hatte.

»Wen soll er denn erdrosselt haben, Sir? Einen Mann oder eine Frau?«

»Das weiß ich nicht.«

»Können Sie mir einen Namen nennen?«

»Nein.«

»Wo ist dieser Mord verübt worden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wann?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Dann tut es mir leid, Sir, aber unter diesen Umständen kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

Deacon hatte den Westminster Pier aufgesucht, wo die Vergnügungsdampfer lagen, hatte aber vergeblich nach jemandem gesucht, den er über einen Pflastermaler, der früher einmal hier Almosen gesammelt hatte, befragen konnte. Es frappierte ihn, wie feindselig der Fluß im Winter erschien, wie verstohlen sein Wasser gegen die überwinternden

Vergnügungsdampfer schlug, wie schwarz und geheimnisvoll seine Tiefen waren. Er erinnerte sich an etwas, das Amanda Powell gesagt hatte: ... er wollte so nahe wie möglich an der Themse sein. Aber warum? Welcher Art war das Band, das Billy mit dieser großen Schlagader im Herzen Londons verknüpfte? Er beugte sich vor und starre ins Wasser.

Eine alte Frau, die vorbeikam, blieb stehen. »Ein vorzeitiger Tod ist nie die Lösung, junger Mann. Er wirft weit mehr Fragen auf, als er klärt. Haben Sie bedacht, daß auf der anderen Seite vielleicht jemand auf Sie wartet, und Sie noch gar nicht bereit sind, ihm gegenüberzutreten?«

Er drehte sich herum, wußte nicht, ob er pikiert oder gerührt sein sollte. »Keine Sorge, Madam. Ich hab' nicht vor, mir das Leben zu nehmen.«

»Vielleicht heute nicht«, entgegnete sie, »aber Sie haben schon daran gedacht.« Sie hatte einen kleinen weißen Pudel an der Leine, der Deacon mit wedelndem Stummelschwanz begrüßte. »Ich erkenn' die Leute sofort, die schon mal dran gedacht haben. Sie suchen Antworten, die es nicht gibt, weil Gott sie noch nicht offenbart hat.«

Er kauerte nieder, um dem kleinen Hund die Ohren zu kraulen. »Ich habe gerade an einen Freund von mir gedacht, der sich vor sechs Monaten das Leben genommen hat. Ich habe mich gefragt, warum er nicht in den Fluß gegangen ist. Es wäre ein weniger schmerzhafter Tod gewesen als der, den er gewählt hat.«

»Aber würden Sie über ihn nachdenken, wenn er nicht unter Schmerzen gestorben wäre?«

Deacon richtete sich auf. »Wahrscheinlich nicht.«

»Dann hat er vielleicht darum diesen Weg gewählt.«

Er zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr das erste Foto Billys. »Vielleicht haben Sie ihn einmal gesehen. Er hat im Sommer hier Pflasterbilder gemalt. Er hat Christi Geburt gemalt und darunter ›Gesegnet seien die Armen‹ geschrieben.

Erkennen Sie ihn?«

Sie studierte das Gesicht einige Sekunden lang. »Ja, ich glaube«, sagte sie bedächtig. »Auf jeden Fall erinnere ich mich an einen Pflastermaler, der Bilder der Heiligen Familie gemalt hat, und ich glaube, das war der Mann.«

»Haben Sie einmal mit ihm gesprochen?«

»Nein.« Sie gab die Fotografie zurück. »Ich konnte ihm nichts sagen.«

»Aber Sie haben doch mit mir gesprochen«, sagte Deacon.

»Weil ich dachte, Sie würden auf mich hören.«

»Und bei ihm dachten Sie das nicht?«

»Ich wußte es. Ihr Freund wollte leiden.«

Auf die wenn auch entfernte Möglichkeit hin, daß Billy Blake Lehrer gewesen war, und da es ein landesweites Verzeichnis aller Lehrer, wie er festgestellt hatte, nicht gab, lud Deacon einen Bekannten, der ein hoher Funktionär in der Lehrergewerkschaft war, zum Essen ein, berichtete ihm, was er wußte, und bat ihn, auf der Säumnisliste der Gewerkschaft nach Englischlehrern zu suchen, deren Beitragszahlungen in den letzten zehn Jahren ohne triftigen Grund ausgeblieben waren.

»Das soll doch hoffentlich ein Witz sein«, sagte sein Bekannter mit einiger Erheiterung. »Haben Sie eine Ahnung, wie viele Lehrer es in diesem Land gibt und wie hoch der Wechsel ist? Bei der letzten Zählung waren es mehr als vierhunderttausend Vollzeitkräfte ohne die Universitäten.« Er schob seinen Teller zur Seite. »Und was soll das heißen, ›ohne triftigen Grund‹? Depressionen? Das ist beinahe gang und gäbe. Invalidität infolge von Gewaltanwendung fünfzehnjähriger Schläger? Das kommt weit häufiger vor, als zugegeben wird. Im Augenblick gibt es meiner Schätzung nach mehr inaktive Lehrer als aktive. Wer will schon die Hölle im Klassenzimmer, wenn sich etwas Zivilisierteres bietet? Sie verlangen von mir, daß ich die sprichwörtliche Nadel im

Heuhaufen suche. Sie haben außerdem bequemerweise das Datenschutzgesetz vergessen, das mir verbietet, Ihnen die Information zu geben, selbst wenn ich sie hätte.«

»Der Mann ist seit sechs Monaten tot«, entgegnete Deacon. »Sie würden also keinen Vertrauensbruch begehen, und seine Beitragszahlungen wurden wahrscheinlich schon vor mindestens vier Jahren eingestellt. Sie müßten sich die Säumnislisten zwischen 1984 und 1990 ansehen.« Er lächelte plötzlich. »Na schön, es war ein Versuch.«

»Einen Versuch nennen Sie das? Es war von Anfang an eine Niete, mein Lieber. Sie wissen seinen Namen nicht und haben keine Ahnung, woher er kommt oder ob er überhaupt Gewerkschaftsmitglied war.«

»Ja, sicher ... «

»Sie wissen nicht einmal, ob er überhaupt Lehrer war. Sie vermuten es nur, weil er Gedichte von William Blake auswendig konnte.« Der Mann lächelte liebenswürdig. »Tun Sie mir einen Gefallen, Deacon, lassen Sie sich mal gründlich den Kopf waschen. Ich bin ein überarbeiteter, unterbezahlter Gewerkschaftsmensch, kein gottverdammter Hellseher.«

Deacon lachte. »Okay. Ich hab' schon kapiert. Es war kein guter Einfall.«

»Was ist an dem Burschen überhaupt so wichtig? Das haben Sie mir gar nicht erklärt.«

»Vielleicht nichts.«

»Warum dann dieser Drang herauszubekommen, wer er war?«

»Ich möchte gern wissen, was einen gebildeten Mann zur Selbstzerstörung treibt.«

»Ach so«, sagte der andere verständnisvoll. »Es ist was Persönliches.«

*The Street, Fleet Street, London EC 4*

Dr. Henry Irvine  
St. Peter's Hospital  
London SW 10

10. Dezember 1995

Sehr geehrter Dr. Irvine,  
Ihr Name wurde mir in Verbindung mit einem Häftling genannt, über den Sie 1991 im Gefängnis Brixton ein Gutachten angefertigt haben. Sein Name war Billy Blake. Sie haben vielleicht von seinem Hungertod in einer Garage im Londoner Hafenviertel im Juni dieses Jahres gelesen. Seine Geschichte, eine tragische, wie mir scheint, hat mein Interesse geweckt, und ich erlaube mir die Frage, ob Sie vielleicht Informationen besitzen, die mir helfen würden festzustellen, wer er war und woher er kam.

Meiner Meinung nach wählte er das Alias William Blake, weil er in seinem eigenen Leben Parallelen zum Leben des Dichters sah. Wie William war auch Billy von Gott (und/oder Göttern) besessen und predigte jedem, der es hören wollte, seine (oder ihre) Bedeutung. Doch seine Botschaft war zu esoterisch, um verstanden zu werden. Beide Männer waren Maler und Visionäre, beide starben in Not und Armut. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß ich meine Magisterarbeit über William Blake geschrieben habe und daher diese Parallelen besonders faszinierend finde.

Nach dem wenigen, was ich bisher über Billy weiß, scheint er ein gequälter Mensch gewesen zu sein, der möglicherweise an Schizophrenie gelitten hat. Ferner behauptet einer meiner Informanten (nicht sehr zuverlässig), Billy habe gestanden, irgendwann in der Vergangenheit einen Menschen erdrosselt zu haben. Können Sie mir irgend etwas berichten, was diese Behauptung bestätigen oder widerlegen würde?

Ich bin mir natürlich völlig im klaren darüber, daß Ihre Gespräche mit Billy vertraulich waren, dennoch finde ich, daß sein Tod eine Untersuchung

fordert, und wäre Ihnen daher für jede Information dankbar. Es liegt mir fern, Ihr berufliches Renommee in irgendeiner Weise gefährden zu wollen, und alles, was Sie mir an Unterlagen überlassen, werde ich ausschließlich im Rahmen meiner Recherchen über Billys Geschichte verwenden.

Vielleicht ist Ihnen meine Arbeit bekannt; wenn nicht, sollten die beigelegten Beispiele Ihrer Orientierung dienen. Ich hoffe, sie werden Sie davon überzeugen, daß Sie sich auf meine Diskretion verlassen können.

Mit freundlichen Grüßen  
Michael Deacon

Dr. Henry Irvine, MB, FRCP  
St. Peter's Hospital  
London

17. Dezember 1995

Sehr geehrter Mr. Deacon,  
besten Dank für Ihr Schreiben vom 10. Dezember.  
Mein Befund über Billy Blake ist seit 1991  
öffentlicht bekannt, ich kann daher keinen  
Vertrauensbruch darin sehen, wenn ich Ihnen die  
Informationen liefere, die Sie wünschen. Auch ich  
bin der Meinung, daß sein Tod untersucht werden  
sollte. Es hat mich sehr geärgert, als man mir  
weitere Gespräche mit ihm verwehrte, nachdem ich  
darauf hingewiesen hatte, daß Billys  
Selbstverstümmelung eher die Folge eines  
persönlichen Traumas als einer Straftat sei: Ich  
war der festen Überzeugung, daß weitere Sitzungen  
mir ermöglicht hätten, ihm zu helfen. Ich bot ihm  
zwar kostenlose Behandlung nach Abbüßung seiner  
Gefängnisstrafe an, doch ich konnte ihn natürlich  
nicht zwingen, von dem Angebot Gebrauch zu machen,  
und so verlor ich, wie es unvermeidlich war, den  
Kontakt zu ihm. Ihr Brief ist die einzige  
Rückmeldung, die ich je zu diesem Fall erhalten  
habe.

Zur Erläuterung meiner Rolle in diesem Fall muß  
ich vorausschicken, daß die Polizei nicht davon  
überzeugt war, daß der Diebstahl von Brot und  
Schinken aus einem Supermarkt Billy Blakes erste  
Straftat war. Sie fanden heraus, daß er einen  
falschen Namen benutzte, und wurden mißtrauisch  
angesichts seiner verstümmelten Hände, die eine  
Prüfung seiner Fingerabdrücke unmöglich machten. Es  
gelang ihnen jedoch trotz langer Vernehmungen  
nicht, ihn zu »knacken«, und sie erhoben  
schließlich Anklage wegen Ladendiebstahls, den er  
bereits gestanden hatte. Ich wurde im Hinblick auf  
die ungewöhnliche Natur des Mannes beauftragt, ein  
psychologisches Gutachten zu erstellen. Einfach  
gesagt, übertrug man mir die Aufgabe festzustellen,

ob Billy eine Gefahr für die Gemeinschaft sei, und begründete dies mit dem Argument, daß er sich die Finger nicht auf so fürchterliche Weise verbrannt hätte, wenn er nicht fürchtete, eines früheren Gewaltverbrechens überführt zu werden.

Obwohl ich Billy nur dreimal gesehen habe, hat er mich außerordentlich beeindruckt. Er war unglaublich abgemagert, sein Haar war schlohweiß, und er war, obwohl er unverkennbar an akuten Symptomen des Alkoholentzugs litt, stets Herr seiner selbst. Er besaß eine starke Präsenz und beträchtlichen Charme, und am ehesten würde ich ihn als »Fanatiker« oder »Heiligen« beschreiben. Diese Bezeichnungen mögen im London der neunziger Jahre seltsam anmuten, doch sein leidenschaftliches Bemühen, andere zu retten, während er selbst Qualen litt, läßt, nachdem einmal die naheliegenden geistigen Störungen ausgeschlossen waren, eine andere Beschreibung nicht zu. Er war ein ziemlich besonderer Mensch.

Ich lege den Schlußteil des psychiatrischen Gutachtens bei sowie die Aufzeichnung eines Teils eines Gesprächs, das ich mit Billy geführt habe und das Sie vielleicht interessieren wird. Ich gestehe, daß mir der Bezug zu William Blake entgangen ist, aber Billys Reden waren in der Tat visionär. Wenn ich Ihnen sonst noch irgendwie behilflich sein kann, stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung

Mit den besten Wünschen  
Henry Irvine

PS: Zu den Aufzeichnungen: Es sind natürlich die Antworten, die Billy verweigerte, die uns am meisten über ihn sagen.

## **Psychiatrisches Gutachten**

Patient: Billy Blake \*\*/5387

Interviewer: Dr. Henry Irvine

### *Beurteilung:*

Billy Blake verfügt über ein vollentwickeltes Verständnis moralischer und ethischer Gesetze, bezeichnet sie jedoch als »rituelle Werkzeuge zur Unterwerfung des Einzelwillens unter den Stammeswillen«, woraus ich entnehme, daß seine eigenen moralischen Anschauungen in Konflikt mit den sozialen und rechtlichen Definitionen von Recht und Unrecht stehen. Er zeigt außergewöhnliche Selbstkontrolle und gewährt keinen Einblick in seine Herkunft und seine Geschichte. Der Name Billy Blake ist beinahe mit Sicherheit ein angenommener Name, auch wenn Fragen nach bestimmten Straftaten keine Reaktion bei ihm hervorrufen. Er hat einen hohen IQ, und es ist schwierig einzuschätzen, welches die Gründe für seine Weigerung sind, über seine Vergangenheit zu sprechen. Er hat ein krankhaftes Interesse an Hölle und Kasteierung, stellt aber eher eine Bedrohung für sich selbst als seine Mitmenschen dar. Ich kann keine Anzeichen einer gefährlichen geistigen Störung entdecken. Er scheint klare vernunftgemäße Gründe für die Wahl seines Lebensstils zu haben – ich würde es als Büßerleben beschreiben –, und ich halte es für weit wahrscheinlicher, daß ein Trauma persönlicher Art, das mit einem Verbrechen nichts zu tun hat, ihn motiviert.

Er präsentiert sich als passiver Mensch, mir sind jedoch Zeichen von Erregung aufgefallen, sobald man ihm Fragen darüber stellt, wo er sich aufgehalten und was er getan hat, bevor er das erstmal amtsbekannt wurde. Ich gebe zu, es könnte in seiner Vergangenheit ein Verbrechen gegeben haben – er war ja durchaus zielstrebig genug, sich selbst zu

verstümmeln, um einen bestimmten Zweck zu erreichen –, aber ich halte es für unwahrscheinlich. Er entwickelte rasch einen starken Widerstand gegen meine Fragen zu diesem Thema, und es ist zu bezweifeln, daß weitere Sitzungen ihn zu mehr Aufgeschlossenheit bewegen könnten. Ich bin jedoch der wohlüberlegten Meinung, daß eine Therapie für ihn gewinnbringend wäre, denn ich fürchte, daß sein gesellschaftliches „Exil“, das von einem beinahe fanatischen Bestreben, Hunger und Entbehrung zu leiden, begleitet ist, sonst unnötig zu seinem vorzeitigen Tod führen wird.

Henry Irvine

## PROTOKOLL EINES AUFGEZEICHNETEN GESPRÄCHS MIT BILLY BLAKE VOM 12.7.91 (NUR AUSZUGSWEISE)

IRVINE: Wollen Sie damit sagen, daß Ihre persönlichen ethischen Grundsätze von höherem Rang sind als die religiösen Gesetze?

BLAKE: Ich will sagen, daß sie anders sind.

IRVINE: In welcher Hinsicht?

BLAKE: Absolute Werte gibt es in meinem Moralsystem nicht.

IRVINE: Können Sie das erklären?

BLAKE: Unterschiedliche Umstände verlangen unterschiedliche ethische Gebote. Zum Beispiel ist es nicht immer eine Sünde zu stehlen. Wäre ich eine Mutter mit hungernden Kindern, würde ich es für eine schwerere Sünde halten, sie verhungern zu lassen.

IRVINE: Mit diesem Beispiel machen Sie es sich zu einfach, Billy. Die meisten Menschen würden Ihnen zustimmen. Wie sieht es mit Mord aus?

BLAKE: Nicht anders. Ich bin der Meinung, es gibt Zeiten und Anlässe, wo ein Mord, ob nun vorsätzlich oder nicht, angemessen ist. (Pause) Aber ich halte es für unmöglich, mit den Konsequenzen eines solchen Verbrechens zu leben. Das Tabu, ein Mitglied der eigenen Gattung zu töten, ist sehr stark, und es ist schwer, Tabus zu rationalisieren.

IRVINE: Sprechen Sie aus persönlicher Erfahrung?

BLAKE: (Gibt keine Antwort)

IRVINE: Sie haben sich, wie mir scheint, selbst schwer bestraft, besonders mit der Verbrennung Ihrer Hände. Wie Sie zweifellos bereits wissen, vermutet die Polizei dahinter einen bewußten Versuch von Ihnen, Ihre Fingerabdrücke unkenntlich zu machen.

BLAKE: Nur weil sie sich einen anderen Grund nicht vorstellen können, weshalb ein Mensch den Wunsch haben sollte, sich über den einzigen Gegenstand auszudrücken, der

ihm wahrhaft gehört – seinen Körper.

IRVINE: Selbstverstümmelung ist im allgemeinen ein Hinweis auf einen verwirrten Geist.

BLAKE: Würden Sie das auch sagen, wenn ich meinen Körper mit Tätowierungen entstellt hätte? Die Haut ist eine Leinwand, auf der jeder mit seiner eigenen Kreativität spielen kann. Ich sehe in meinen Händen die gleiche Schönheit, wie eine Frau sie in ihrem Gesicht sieht, wenn sie sich vor einem Spiegel schminkt. (Pause) Wir glauben, unseren Geist zu beherrschen, aber so ist es nicht. Er lässt sich so leicht manipulieren. Machen Sie ihn reich, und Sie machen ihn hochmütig. Heilige und Sünder sind die einzigen Freidenker in einer beherrschten Gesellschaft.

IRVINE: Was sind Sie?

BLAKE: Keines von beiden. Ich bin unfähig, frei zu denken. Mein Geist ist gefesselt.

IRVINE: Womit?

BLAKE: Mit den gleichen Fesseln wie Ihrer, Doktor. Durch den Intellekt. Sie sind zu vernünftig, um gegen Ihre eigenen Interessen zu handeln, darum mangelt es Ihrem Leben an Spontaneität. Sie werden in den Ketten sterben, die Sie sich selbst geschmiedet haben.

IRVINE: Sie wurden wegen Diebstahls verhaftet. Haben Sie damit nicht gegen Ihre eigenen Interessen gehandelt?

BLAKE: Ich war hungrig.

IRVINE: Sie finden es vernünftig, im Gefängnis zu sitzen?

BLAKE: Es ist kalt draußen.

IRVINE: Sagen Sie mir mehr über die Ketten, die ich mir selbst geschmiedet habe.

BLAKE: Es sind geistige Ketten. Sie passen sich den Verhaltensmustern an, die andere Ihnen vorschreiben. Sie werden niemals das tun, was Sie tun wollen, weil der Wille des Stammes stärker ist als Ihr eigener.

IRVINE: Aber Sie sagten eben, Ihr Geist sei ebenso

eingeschränkt wie meiner, Billy, und Sie sind kein Konformist. Wenn Sie einer wären, säßen Sie nicht im Gefängnis.

BLAKE: Gefängnishaftlinge sind die allergewissenhaftesten Konformisten, sonst würden in Einrichtungen wie dieser ständig Rebellion und Aufruhr toben.

IRVINE: Das meine ich nicht. Sie scheinen mir ein gebildeter Mann zu sein, dennoch führen Sie das Leben eines Ausgestoßenen. Ist die Einsamkeit der Straße der konventionelleren Existenz mit Heim und Familie vorzuziehen?

BLAKE: (Lange Pause) Ich muß den Begriff verstehen, ehe ich die Frage beantworten kann. Wie definieren Sie Heim und Familie, Doktor?

IRVINE: Das Heim sind die Ziegel und der Mörtel, die Ihrer Familie – Frau und Kindern – Geborgenheit bieten. Es ist ein Ort, den die meisten von uns lieben, weil dort die Menschen leben, die wir lieben.

BLAKE: Dann habe ich einen solchen Ort nicht zurückgelassen, als ich wegging.

IRVINE: Was *haben* Sie zurückgelassen?

BLAKE: Nichts. Ich trage alles bei mir.

IRVINE: Erinnerungen, meinen Sie?

BLAKE: Mich interessiert nur die Gegenwart. Die Art, wie wir unsere Gegenwart leben, bestimmt unsere Vergangenheit und unsere Zukunft.

IRVINE: Mit anderen Worten, Freude an der Gegenwart erzeugt erfreuliche Erinnerungen und eine optimistische Sicht in die Zukunft.

BLAKE: Ja. Wenn es das ist, was man wünscht.

IRVINE: Wünschen *Sie* das denn nicht?

BLAKE: Freude ist auch so ein Begriff, der mir Unverständlich ist. Ein Mittelloser freut sich über eine Kippe im Rinnstein, ein Reicher findet sie eklig. Mir genügt es, in Frieden zu leben.

IRVINE: Hilft Ihnen das Trinken dabei, diesen Frieden zu erreichen?

BLAKE: Es ist ein schneller Weg ins Vergessen, und ich würde Vergessen als Frieden bezeichnen.

IRVINE: Sie mögen Ihre Erinnerungen nicht?

BLAKE: (Gibt keine Antwort)

IRVINE: Können Sie sich für mich eine böse Erinnerung ins Gedächtnis rufen?

BLAKE: Ich habe Erfrorene in der Gosse gefunden, und ich habe zugesehen, wie Menschen eines gewaltsamen Todes starben, weil der Zorn andere zum Wahnsinn getrieben hatte. Der menschliche Geist ist so zerbrechlich, daß jede mächtige Emotion seine inneren Gebote umstürzen kann.

IRVINE: Ich bin mehr an Erinnerungen von Ihnen aus der Zeit interessiert, bevor Sie zum Vagabunden wurden.

BLAKE: (Gibt keine Antwort)

IRVINE: Halten Sie es für möglich, daß man von der Art Wahnsinn gesundet, die Sie eben beschrieben haben?

BLAKE: Sprechen Sie von Rehabilitation oder Erlösung?

IRVINE: Von beidem. Glauben Sie an die Erlösung?

BLAKE: Ich glaube an die Hölle. Nicht an das Höllenfeuer und die Folter der Inquisition, sondern an die eisige Hölle ewiger Verzweiflung, in der es keine Liebe gibt. Es ist schwer vorstellbar, wie Erlösung bis zu einem solchen Ort vordringen soll, wenn Gott nicht existiert. Nur eine göttliche Hand kann eine Seele retten, die dazu verdammt ist, auf ewig in der Einsamkeit des Abgrunds der Hölle zu existieren.

IRVINE: Glauben Sie an Gott?

BLAKE: Ich glaube, daß in jedem von uns die Möglichkeit des Göttlichen steckt. Wenn Erlösung möglich ist, dann kann sie nur im Hier und Jetzt erfolgen. Sie und ich werden nach den Bemühungen gerichtet werden, die wir unternehmen, die Seele eines anderen vor der ewigen Verzweiflung zu retten.

IRVINE: Liegt in der Rettung einer anderen Seele der

Schlüssel zum Himmel?

BLAKE: (Gibt keine Antwort)

IRVINE: Können wir uns die Erlösung selbst verdienen?

BLAKE: Nicht, wenn wir andere im Stich lassen.

IRVINE: Wer wird uns richten?

BLAKE: Wir richten uns selbst. Unsere Zukunft, ob jetzt oder im Jenseits, wird durch unsere Gegenwart bestimmt.

IRVINE: Haben Sie jemanden im Stich gelassen, Billy?

BLAKE: (Gibt keine Antwort)

IRVINE: Ich kann mich täuschen, aber mir scheint, Sie haben sich selbst bereits gerichtet und verdammt. Wie kommt das, wenn Sie doch an die Erlösung für andere glauben?

BLAKE: Ich suche noch nach der Wahrheit.

IRVINE: Das ist eine sehr düstere Philosophie, Billy. Gibt es denn in Ihrem Leben keinen Raum für Glück?

BLAKE: Ich betrinke mich, sooft ich kann.

IRVINE: Macht Sie das glücklich?

BLAKE: Natürlich, aber ich definiere ja Glück auch als Abwesenheit des Intellekts. Sie haben wahrscheinlich eine andere Definition.

IRVINE: Möchten Sie darüber sprechen, was Sie getan haben, das es Ihnen unmöglich macht, anders als auf dem Weg des Vergessens durch geistige Benebelung mit Ihren Erinnerungen fertig zu werden?

BLAKE: Ich leide in der Gegenwart, Doktor, nicht in der Vergangenheit.

IRVINE: Genießen Sie es zu leiden?

BLAKE: Ja, wenn es Mitleiden hervorruft. Es gibt keinen Weg aus der Hölle außer durch Gottes Erbarmen.

IRVINE: Warum überhaupt in die Hölle gehen? Können Sie sich nicht schon jetzt erlösen?

BLAKE: Meine eigene Erlösung interessiert mich nicht. (Billy weigerte sich, mehr zu dem Thema zu sagen, und wir sprachen einige Minuten über allgemeine Dinge, bis die

Sitzung zu Ende war.)

## 6

Eines Morgens lagen zwei Weihnachtskarten auf Deacons Schreibtisch. Die erste war von seiner Schwester Emma. »Hugh sieht immer wieder Deinen Namen im *Street*, wir nehmen darum an, daß diese Karte Dich erreichen wird«, schrieb sie. »Wir werden alle nicht jünger, wäre es nicht Zeit für einen Waffenstillstand? Ruf wenigstens mich an, wenn Du schon Ma nicht anrufen willst. Es kann doch nicht so schwer sein, ›tut mir leid‹ zu sagen und einen neuen Anfang zu machen.«

Die andere war von seiner ersten Frau, Julia. »Ich habe neulich zufällig Emma getroffen, und sie erzählte mir, daß Du beim *Street* bist. Anscheinend ist Deine Mutter das ganze letzte Jahr ziemlich krank gewesen, aber Emma hat ihr versprochen, Dir nichts davon zu sagen, weil Penelope nicht will, daß Du aus Schuldgefühl oder Mitleid zurückkommst. Da ich ein solches Versprechen nicht gegeben habe, halte ich es für richtig, es Dir zu schreiben. Aber wenn Du Dich nicht in den letzten Jahren grundlegend geändert hast, wirst Du diese Karte wahrscheinlich zerreißen und nichts unternehmen. Du warst immer schon noch störrischer als Penelope.«

Wie Julia geahnt hatte, zerriß er ihre Karte; Emmas jedoch stellte er auf seinem Schreibtisch auf.

Obwohl Deacon stundenlang an Paul Garettys Computer saß und versuchte, eine Übereinstimmung zwischen Billy Blakes Bild und dem John Streeters herzustellen, erreichte er gar nichts. Paul erklärte ihm, daß es immer nur Zeitverschwendungen bleiben würde, wenn er nicht ein besseres Foto von James Streeter auftreiben könne. »Sie vergleichen Äpfel mit Birnen«, erläuterte er. »Die Aufnahmen von Billy sind von vorn, und das Bild von Streeter ist im Halbprofil. Sie sollten noch mal zu seiner Frau gehen und sehen, was sie noch an alten Fotos hat.«

»Es ist einfach Zeitverschwendungen, basta«, sagte Deacon

verdrossen. Er kippte seinen Stuhl nach hinten und starre die beiden Gesichter an. »Es sind zwei verschiedene Personen.«

»Was ich Ihnen bereits seit drei Tagen predige. Warum können Sie es nicht akzeptieren?«

»Weil ich nicht an Zufälle glaube. Wenn Billy James war, ergibt es einen Sinn, sonst überhaupt keinen.« Er zählte die Argumente an seinen Fingern ab. »James hatte Grund, seine Frau aufzusuchen – ein Fremder nicht. Amanda bezahlte aus Schuldgefühl für die Bestattung, aber ihr Schuldgefühl ist nur logisch, wenn sie ihren Mann beerdigte hat – unlogisch, wenn sie einen Fremden beerdigte hat. Sie ist davon besessen, herauszubekommen, wer Billy war, aber warum, wenn er ihr völlig unbekannt war?« Er trommelte mit den Fingern auf seinen Schreibtisch. »Ich glaube, sie sagt die Wahrheit, wenn sie erklärt, sie hätte nicht gewußt, daß er da war. Ich glaube auch, sie sagt die Wahrheit, wenn sie behauptet, sie hätte ihn nicht erkannt. Aber ich bin überzeugt, ihr wurde *hinterher* sehr schnell klar, daß der Mann, der in ihrer Garage gestorben ist, James war.«

Paul zweifelte: »Warum hat sie's nicht der Polizei gesagt?«

»Weil sie Angst hatte, man würde glauben, sie hätte ihn absichtlich in der Garage eingesperrt.«

»Aber warum ist sie dann auf Ihr Interesse eingegangen? Warum hat sie die Geschichte nicht einfach einschlafen lassen?«

Deacon zuckte die Achseln. »Da kann ich mir zwei Gründe vorstellen. Der erste ist schlichte Neugier. Sie möchte wissen, was aus James geworden ist, nachdem er aus ihrem Leben verschwunden war. Der zweite ist Freiheit. Solange er nicht amtlich für tot erklärt ist, wird sie immer an ihn gebunden sein.«

»Sie könnte sich morgen wegen böswilligen Verlassens von ihm scheiden lassen.«

»Aber für alle Welt würde das heißen, daß er noch lebt, und

folglich würden immer wieder Leute wie ich bei ihr aufkreuzen und Fragen stellen.«

Paul schüttelte den Kopf. »Dieses Argument ist totaler Quatsch, Mike. Wenn Sie gesagt hätten, sie wollte ihn aus finanziellen Gründen endlich für tot erklärt haben, würde mir das einleuchten. Nehmen wir an, er hat vor seinem Tod noch mit ihr gesprochen und ihr gesagt, wie sie an das Geld kommen kann. Als seine Witwe würde sie alles erben. Denken Sie mal daran, mein Freund.«

»Meine Theorie funktioniert nur, wenn sie *nicht* mit ihm gesprochen hat«, sagte Deacon ruhig. »Wenn sie es getan hat, sieht die Sache ganz anders aus. Im übrigen habe ich den Eindruck, daß sie an das Geld schon vor langer Zeit gekommen ist.«

»Sie können sich Ihre Theorien an den Hut stecken, Sportsfreund. Der Mann da – er tippte auf die Fotografie von Billy Blake – »ist nicht James Streeter.«

»Wer war er dann, und was, zum Teufel, hatte er in ihrer Garage zu suchen?«

»Setzen Sie Barry darauf an. Der kann Ihnen am ehesten weiterhelfen.«

»Das hab' ich schon versucht. Er weiß nichts. Er hat nichts über den Mann in seinem Archiv.«

Paul Garety war überrascht. »Hat er Ihnen das gesagt?« Deacon nickte. »Wieso hält er mich dann wochenlang hin, ohne zuzugeben, daß er kapitulieren muß?«

»Vielleicht hat er sich über sie geärgert«, meinte Deacon, der nicht ahnte, wie ironisch es war, daß die Worte gerade aus seinem Mund kamen.

Am Wochenende vor Weihnachten, als er freie Zeit hatte, rief Deacon Kenneth Streeter an, erwähnte sein Gespräch mit John und fragte, ob er nach Bromley herauskommen und sich mit den Eltern Streeter unterhalten könne. Kenneth war freundlicher und entgegenkommender als sein jüngerer Sohn

und lud Deacon für den Sonntagnachmittag ein.

Sie wohnten in einem altersmüden Reihenhaus in einer bescheidenen Straße, und Deacon bemerkte den Kontrast zwischen diesem und Amandas Haus. Woher stammte ihr Geld? Er läutete und lächelte den alten Herrn, der ihm öffnete, freundlich an. »Michael Deacon«, sagte er und streckte ihm die Hand hin.

Kenneth Streeter übersah die Hand, forderte ihn jedoch mit einer Geste auf einzutreten. »Kommen Sie rein«, sagte er barsch, »die Nachbarn brauchen nicht zu hören, was ich Ihnen zu sagen habe.« Er schloß die Tür, doch er hielt Deacon im düsteren Flur fest. »Ich mag es nicht, wenn man versucht, mich reinzulegen, Mr. Deacon. Sie haben mir zu verstehen gegeben, John würde es begrüßen, wenn ich mit Ihnen spreche, aber als ich heute morgen mit ihm telefonierte, habe ich festgestellt, daß das Gegenteil zutrifft. Ich werde nicht zulassen, daß die Presse einen Keil zwischen mich und meinen Sohn treibt, Sie haben die Fahrt also leider umsonst gemacht.« Er griff zum Türknauf. »Einen guten Tag noch.«

»Ihr Sohn hat mich mißverstanden, Mr. Streeter. Als ich zu ihm sagte, James habe an seinem eigenen Untergang mitgewirkt, dachte er, ich spräche von der Unterschlagung; aber ich sprach von James' Zurückweisung durch seine Frau.« Er trat einen Schritt von der Tür weg, als diese seinen Rücken berührte. »Ich meine, wenn man möchte, daß die eigene Frau im Ernstfall zu einem steht, verspielt man nicht ihr Vertrauen, indem man fremdgeht.«

»Sie ist diejenige, die fremdgegangen ist. Sie hat de Vriess nie aufgegeben«, erklärte Kenneth Streeter verbittert.

»Sind Sie da ganz sicher? Ihre Beweise sind arg dünn.« Er sprach eilig weiter, als der Druck der Tür gegen seinen Rücken etwas nachließ. »Ich habe zu John gesagt, er habe auf die falschen Ziele gefeuert, ich habe nicht gesagt, daß James schuldig ist. Nehmen wir an, er wurde ermordet, wie Sie und

John glauben, wie wollen Sie der Wahrheit auf den Grund gehen, wenn Sie hartnäckig bestreiten, daß James eine Affäre mit Marianne Filbert hatte? Wenn die Beweise eindeutig genug waren, um die Polizei zu überzeugen, müßten sie doch auch Sie überzeugen.«

Die Augen des alten Mannes wurden feucht. »Wenn wir in diesem Punkt nachgeben, haben wir nichts mehr in den Händen, außer unserer persönlichen Gewißheit, daß James unschuldig ist. Und was gilt das Wort eines Vaters über die Ehrlichkeit seines Sohnes? Wer würde mir schon glauben?«

»Niemand«, antwortete Deacon brutal. »Sie müssen James' Unschuld beweisen.«

»In diesem Land muß die Schuld nachgewiesen werden, nicht die Unschuld«, versetzte der alte Mann störrisch. »Ich habe vor fünfzig Jahren um dieses Recht gekämpft, und es ist unerhört, daß James ohne ordnungsgemäße Anhörung und Bewertung des Beweismaterials verurteilt wurde.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung, Mr. Streeter, aber bis heute war die Verteidigung schlecht organisiert, Sie können nicht einen Feldzug führen, der auf einer Lüge beruht. Auf jeden Fall haben Sie sich gerade den einen Menschen gründlich zum Feind gemacht, der in der besten Lage wäre, Ihnen zu helfen.«

»Amanda, meinen Sie?«

Deacon nickte.

»Wir glauben, daß sie an seiner Ermordung beteiligt war.«

»Aber Sie haben doch gar keinen Beweis, daß er ermordet wurde.«

»Er hat sich nie bei uns gemeldet. Das ist Beweis genug.«

Deacon zog das Polizeifoto von Billy Blake aus seiner Brusttasche. »Erinnert dieser Mann Sie irgendwie an James?«

Streeter runzelte verwirrt die Stirn. »Wie denn? Er ist viel zu alt.«

»Er war Mitte Vierzig, als diese Aufnahme vor sechs Monaten gemacht wurde.«

Streeter zog die Tür weiter auf, um das Foto bei Tageslicht zu betrachten. »Das ist nicht mein Sohn«, erklärte er. »Wie, um alles in der Welt, sind Sie auf die Idee gekommen, er könnte es sein?«

»Der Mann war ein Obdachloser mit falschem Namen, und er ist in der Garage Ihrer Schwiegertochter gestorben. Er hat nicht mit ihr gesprochen oder sonstwie auf seine Anwesenheit aufmerksam gemacht, aber sie bezahlte für seine Feuerbestattung und bemüht sich seitdem herauszubekommen, wer er war. Die naheliegende Erklärung für ihr Interesse kann meiner Ansicht nach nur sein, daß sie vermutet, der Vagabund könnte James gewesen sein.«

Schweigend starnte Kenneth Streeter in das Gesicht Billy Blakes. »Es ist unmöglich«, sagte er schließlich, aber sein Ton war nicht mehr so sicher. »Wie könnte er in fünf Jahren dermaßen gealtert sein? Und weshalb hätte er ein Leben als Obdachloser führen sollen, wenn er hier jederzeit willkommen gewesen wäre?«

»Er wäre verhaftet worden, wenn er hierhergekommen wäre. Sie hätten ihn vor Ihren Nachbarn nicht versteckt halten können.«

»Wollen Sie mir allen Ernstes sagen, daß dieser Mann James ist?«

»Nicht unbedingt«, antwortete Deacon. »Aber wenn Ihre Schwiegertochter später vermutete, er könnte James gewesen sein, dann muß sie im Juni, als dieser Mann tot in ihrer Garage gefunden wurde, geglaubt haben, er sei noch am Leben. Und das heißt, daß sie an James' vorgeblicher Ermordung vor fünf Jahren nicht beteiligt gewesen sein kann.«

»Aber was ist dann aus ihm geworden?« fragte Kenneth Streeter verzweifelt. »Er war kein Dieb, Mr. Deacon. Er wurde zur Ehrlichkeit erzogen, und es wäre ihm ganz einfach nicht in den Sinn gekommen, krumme Sachen zu machen. Schauen Sie, ihm lag ebensoviel an dem Prestige, das mit Reichtum

einhergeht, wie am Reichtum selbst, deshalb hätten Diebstahl und die Gefahr, ins Gefängnis zu wandern, ihn niemals reizen können.« Wieder runzelte erverständnislos die Stirn. »Zum Zeitpunkt seines Verschwindens hatten er und Amanda gerade ihr ganzes Geld in eine alte Schule an der Themse in Teddington gesteckt. Sie wollten Luxuswohnungen daraus machen, und James war von der Sache genauso begeistert wie sie. Sie hätten ganz schön was verdient, wenn aus dem Projekt etwas geworden wäre. Aber weshalb hätte er wegen einer halben Million in Aufregung geraten sollen, wenn er schon zehn im Hintergrund hatte?«

Weil sich hier ein legitimer Weg geboten hätte, die gestohlenen Millionen zu waschen, dachte Deacon zynisch. »Was ist aus dem Projekt geworden?«

»Es wurde 1992 von einer Baufirma namens Lowndes fertiggestellt, aber wir können nicht feststellen, ob Amanda selbst es durchgezogen hat oder ob Lowndes ihr das Grundstück abgekauft hat. Wir haben mehrere Briefe geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Wie dem auch sei, uns würde interessieren, wie sie das Geld zusammengebracht hat, um 1991 das Haus zu kaufen, in dem sie jetzt lebt. Wenn sie vorher die Schule verkauft hat, kann sie nicht mehr als die vierhunderttausend aufgebracht haben, die James und sie ursprünglich hineingesteckt hatten. Aber nach neun Monaten Zinsen auf Bankdarlehen war es sicherlich weit weniger und gewiß nicht genug, um ein teures Anwesen an der Themse zu kaufen. Wenn sie die Schule nicht verkauft, sondern das Projekt fertiggestellt hat, dann hätte sie '91 überhaupt kein Kapital haben dürfen.« Er lächelte trübe. »Sie verstehen jetzt wohl, warum wir ihr gegenüber so argwöhnisch sind.«

»Vielleicht hatten sie und James andere Gelder, von denen sie Ihnen nichts erzählt haben.«

Daran glaubte Kenneth Streeter nicht. Vierhunderttausend Pfund sei bereits ein größerer Betrag, als die meisten jungen

Paare zur Verfügung hätten, entgegnete er, und es sei ehrlich verdientes Geld gewesen. James hatte seine Wertpapiere verkauft, um das Projekt mitzufinanzieren. Deacon nahm das mit einem Lächeln zur Kenntnis, während er seinen eigenen Überlegungen nachging. Das würde erklären, warum Amanda keine Scheidung gewollt hatte. Wenn keine Gütertrennung bestand, hatte sie Zugriff auf das gesamte Vermögen, solange sie die Partnerschaft nicht löste, bevor er sieben Jahre nach seinem Verschwinden gesetzlich für tot erklärt werden konnte. Und wenn es weitere Gelder auf James' Namen gab – *unehrlich verdient?* –, mußte sie noch zwei Jahre warten, ehe sie ihn als seine Witwe beerben konnte.

*Wieviel praktischer wäre es, wenn er vor sechs Monaten in ihrer Garage gestorben wäre ...*

»Haben Sie eine Fotografie von James, die Sie mir leihen können, Mr. Streeter? Am liebsten eine Aufnahme von vorn. Ich kann sie Ihnen bis zum Dienstag zurückgeben.«

*... und wie frustrierend, wenn sie es nicht beweisen konnte*

... »Die Polizei hat doch sicher James' Bankkonten überprüft, als er verschwand«, bemerkte er, als er das Foto nahm, das Kenneth Streeter ihm reichte. »Hat man da etwas gefunden, was nicht hingehörte?«

»Natürlich nicht. Es gab nichts zu finden.«

»Haben Sie die Polizei von Ihrem Verdacht bezüglich Amandas plötzlichem Wohlstand in Kenntnis gesetzt?«

Ein Ausdruck tiefer Müdigkeit flog über das Gesicht des alten Mannes. »So regelmäßig, daß ich eine Verwarnung bekommen habe, weil ich angeblich die Zeit der Polizei verschwende. Es ist schwieriger, als Sie glauben, die Unschuld eines Menschen zu beweisen, Mr. Deacon.«

Er rief einen älteren, jetzt im Ruhestand befindlichen Kollegen an, der im Lauf seines Arbeitslebens vor allem in den Wirtschaftsressorts verschiedener Zeitungen tätig gewesen war,

und verabredete sich mit ihm für den Abend in einem Pub in Camden Town. »Ich darf eigentlich nichts trinken«, hatte Alan Parker geknurrt, »darum kann ich dich nicht hierher bitten. Wir haben keinen Tropfen Alkohol im Haus.«

»Kaffee bringt mich nicht um«, sagte Deacon.

»Aber mich. Wir sehen uns um acht im *Three Pigeons*. Bestell mir einen doppelten Bell's, wenn du vor mir da bist.«

Deacon hatte Alan Parker seit zwei Jahren nicht mehr gesehen und war erschrocken über den Anblick seines alten Freundes. Er war schrecklich abgemagert, und seine Haut war quittengelb wie bei einer Gelbsucht. »Tu ich da wirklich das Richtige?« fragte er ihn, als er für ihre Whiskys bezahlte.

»Sag mir jetzt bloß nicht, daß ich ausseh' wie der wandelnde Tod, Mike.«

Er sah tatsächlich so aus, aber Deacon lächelte nur und schob ihm sein Glas hin. »Wie geht's Maggie?« fragte er. Maggie war Alans Frau.

»Die würde mir den Kragen umdrehen, wenn sie wüßte, wo ich bin und was ich gerade tue.« Er hob sein Glas und trank einen Schluck. »Ich kann ihr einfach nicht klarmachen, daß ich weit besser beurteilen kann, was gut für mich ist, als diese verdammt Ärzte.«

»Und was ist das Problem? Warum haben sie dir den Alkohol verboten?«

Alan lachte leise. »Es ist die neueste Form von Tyrannie, Mike. Da der Tod mit allen Mitteln verhindert werden muß, darf man in seinen letzten Monaten nur noch ein freudloses Dasein fristen. Ich darf nicht rauchen, trinken oder irgendwas essen, was auch nur ein bißchen Würze hat, weil es mich ja umbringen könnte. Es ist offenbar politisch korrekt, vor Langeweile einzugehen, aber nur ja nicht an etwas, das einem Spaß macht.«

»Hey, schnapp mir bloß nicht hier ab, sonst dreht Maggie mir den Kragen um. Nur mal interesseshalber, was glaubt sie

denn, wo du jetzt bist? In der Kirche?«

»Sie weiß genau, wo ich bin, aber sie ist eine Tyrannin mit weichem Herz. Sie wird mir fürchterlich die Leviten lesen, wenn ich nach Hause komme, aber tief im Innern wird sie froh sein, daß ich eine halbe Stunde lang Spaß gehabt habe. Also? Du wolltest doch über irgendwas mit mir sprechen?«

»Über einen Mann namens Nigel de Vriess. Das einzige, was ich von ihm weiß, ist, daß er in einem Herrenhaus in Hampshire lebt, das er 1991 gekauft hat, und daß er eine Zeitlang im Aufsichtsrat von Lowenstein's Merchant Bank war. Ist er dir ein Begriff? Mich würde interessieren, woher er das Geld hatte, dieses Haus zu kaufen.«

»Die Frage ist schnell beantwortet. Er hat es nicht gekauft, es hat ihm bereits gehört. Wenn ich mich recht erinnere, hat seine Frau bei der Scheidung das gemeinsame Haus in Hampstead genommen und er hat das Halcombe House behalten. Ich kann mich jetzt allerdings nicht erinnern, ob das bei seiner ersten oder der zweiten Scheidung war. Seine Kinder sind jedenfalls aus erster Ehe.«

»Mir hat man erzählt, er hätte das Haus gekauft.«

»Stimmt, als er seine erste Million gemacht hatte. Aber das war vor mehr als zwanzig Jahren. In den Achtzigern, als er in eine Fluggesellschaft investierte, die beim Kartellkrieg draufging, hat er so ziemlich alles verloren, aber irgendwie hat er's geschafft, die Grundstücke zu halten. Er ist dann nur zu Lowenstein gegangen, um was Sichereres zu haben, während die Börse sich erholtete. Gegen ein verdammt gutes Gehalt hat er die Geschäfte der Bank bis in den Fernen Osten ausgedehnt und dafür gesorgt, daß sie rund um den Pazifik Fuß gefaßt hat. Er hat gut für die Leute gearbeitet. Sie haben de Vriess ihren weltweiten Ruf zu verdanken.«

»Was ist mit James Streeter, der ihnen zehn Millionen abgeluchst hat?«

»Was soll mit ihm sein? Zehn Millionen sind heutzutage

Peanuts. *Hundert* Millionen waren nötig, um Baring's Bank kaputtzumachen.« Alan trank einen Schluck Whisky. »Lowensteins Fehler war, daß sie den Kerl zur Flucht getrieben und die ganze Sache an die Öffentlichkeit gebracht haben. Ihre zehn Millionen hatten sie innerhalb von achtundvierzig Stunden Handel an den Devisenmärkten wieder drin, aber die schlechte Publicity hat ihrer Glaubwürdigkeit schwer geschadet.«

Deacon zog seine Zigaretten heraus und bot Alan mit hochgezogenen Augenbrauen eine an. »Ich sag' Maggie nichts, wenn du's nicht willst.«

»Du bist ein guter Kerl, Mike.« Er steckte sich die Zigarette andächtig zwischen die Lippen. »Ich hab' nur aufgehört, weil Maggie, das alberne Ding, dauernd geweint hat. Stell dir das mal vor? Ich sterbe an Entzagung, damit ich sie nicht unglücklich mache, wenn sie mir beim Sterben zuschaut. Und sie hat immer gesagt, ich wäre der egoistischste Mensch der Welt!«

Irgendwo fand Deacon ein Lachen. »Und recht hat sie«, sagte er. »Ich erinnere mich heute noch an den Abend, als du mich zum Essen eingeladen hast, und ich bezahlen mußte, weil du angeblich deine Brieftasche zu Hause liegengelassen hattest.«

»Hatte ich auch.«

»Quatsch! Ich hab' die Ausbuchung in deinem Jackett genau gesehen.«

»Du warst damals sehr jung und sehr grün, Mike.«

»Ja, und das hast du weidlich ausgenutzt, du alter Gauner.«

»Du warst ein guter Freund.«

»Was heißt *warst*? Ich bin es immer noch. Wer hat den Whisky spendiert?« Er sah den Schatten, der über Alans Gesicht flog, und wechselte hastig das Thema. »Was treibt de Vriess jetzt?«

»Er hat ein Software-Unternehmen namens Softworks

gekauft, hat es in de Vriess Softworks oder DVS umgetauft, die Hälfte des Personals an die Luft gesetzt und die Kiste innerhalb von zwei Jahren wieder flottgemacht, indem er eine billigere Version von Windows für den Heimcomputermarkt entwickelte. Er ist ein arroganter Schweinehund, aber aufs Geldmachen versteht er sich. Mit dreizehn hat er Zeitungen ausgetragen, und von da an ging's nur noch bergauf.«

»Du hast aber eben gesagt, daß er in den Achtzigern mal pleite war«, erinnerte Deacon ihn.

»Ein vorübergehender Aussetzer, Mike, daher der Job bei Lowenstein. Jetzt ist er wieder da, wo er vor dem Zusammenbruch war. Die Aktien haben sich erholt, und DVS bringt ihm eine Menge Geld ein.«

»Für Softworks hat damals eine Frau namens Marianne Filbert gearbeitet. Sagt dir der Name was?«

Alan schüttelte den Kopf. »In was für einer Verbindung steht sie zu de Vriess?«

Deacon erklärte kurz John Streeters Theorie einer Verschwörung gegen James. »Ich habe den Verdacht, daß seine gesamte Argumentation auf Wunschdenken beruht, aber es ist doch interessant, daß de Vriess ausgerechnet die Firma gekauft hat, in der James Streeter seine Computerexpertin fand.«

»Das ist völlig logisch, wenn man de Vriess kennt. Ich vermute, Softworks wurde genauestens unter die Lupe genommen, um festzustellen, ob die Bankgelder irgendwie den Weg in die Bücher dieser Firma gefunden hatten, und im Verlauf dieser Untersuchung erkannte de Vriess die Gelegenheit. Er hat einen scharfen Riecher.«

»Das klingt, als bewunderst du ihn.«

»Tue ich. Der Kerl hat Mumm. Nicht, daß ich ihn besonders mag – wenige mögen ihn, aber solche Kleinigkeiten kümmern ihn nicht. Frauen lieben ihn, und das reicht ihm. Er ist ein geiler alter Bock.« Er lachte wieder. »Das sind reiche Männer oft. Im Gegensatz zu den anderen können sie es sich leisten, für

ihre Fehler zu bezahlen.«

»Du warst schon immer ein Zyniker«, sagte Deacon liebevoll.

»Ich sterbe an Leberkrebs, Mike, aber wenigstens ist mein Zynismus gesund geblieben.«

»Wie lange hast du noch?«

»Sechs Monate.«

»Hast du Angst?«

»Entsetzliche Angst, Mike, aber ich halte mich an Heinrich Heines letzte Worte: ›Gott wird mir verzeihen. Es ist seine Aufgabe‹«

Barry Grover hielt das Foto von James Streeter ins Licht und musterte es genau. »Das ist eine bessere Aufnahme«, sagte er widerwillig. »Mit der können Sie eher Vergleiche anstellen als mit der anderen.«

Deacon hockte lässig auf der Schreibtischkante, über Barry geneigt, wie dieser es haßte, und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. »Sie sind der Fachmann«, sagte er. »Ist das Billy oder nicht?«

»Ich wär' Ihnen dankbar, wenn Sie nicht rauchen würden«, brummte Barry und rückte sein Schild mit der Aufschrift ›Im Interesse meiner Gesundheit bitte ich Sie, nicht zu rauchen‹ zurecht. »Ich habe Asthma.«

»Warum haben Sie das nicht vorher gesagt?«

»Ich dachte, Sie könnten lesen.«

Er stieß einen Ordner gegen Deacons Hüfte, um ihn zum Aufstehen zu veranlassen, aber Deacon lachte ihn nur an.

»Zigarettenrauch ist immer noch angenehmer als der Geruch von Schweißfüßen. Wann haben Sie sich das letztemal neue Schuhe gekauft?«

»Das geht Sie nun wirklich nichts an.«

»Sie tragen immer nur schwarze, und wenn mir das auffällt, dann ist das garantiert schon sämtlichen Leuten im Haus aufgefallen. Ich glaube langsam, Sie haben überhaupt nur ein

Paar, was wahrscheinlich Ihr Asthma erklärt.«

»Sie sind ein unverschämter Kerl.«

Deacons Lachen wurde breiter. »Sie haben's gestern abend wohl krachen lassen? Daher die schlechte Laune.«

»Ja«, log Barry bitter. »Ich war mit ein paar Freunden unterwegs.«

»Wenn's ein Kater ist, ich hab' Kodein in meinem Büro, und wenn nicht, dann reißen Sie sich zusammen, Herrgott noch mal, und sagen Sie mir Ihre Meinung zu diesem Bild. Sehen Sie da Gemeinsamkeiten mit Billy?«

»Nein.«

»Aber die zwei sehen sich doch ziemlich ähnlich.«

»Die Münder sind anders.«

»Für zehn Millionen kann man sich die besten Schönheitschirurgen kaufen.«

Barry nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Wenn man jemanden identifizieren möchte, vergleicht man nicht einfach zwei Fotos und tut alles, was nicht paßt, als künstliche Veränderung durch kosmetische Operation ab. Ein bißchen wissenschaftlicher ist es schon, Mike.«

»Ich höre.«

»Viele Menschen haben Ähnlichkeit miteinander, besonders auf Fotografien, man muß deshalb auch das prüfen, was man über sie weiß. Es ist sinnlos, Ähnlichkeiten in zwei Gesichtern aufzuspüren, wenn das eine das eines Mannes in Amerika ist und das andere das eines Mannes in Frankreich.«

»Aber das ist doch genau der springende Punkt. James ist 1990 verschwunden, und Billy kreuzt erst '91 bei der Polizei auf, mit völlig verkrüppelten Händen, weil er sich die Fingerkuppen verbrannt hatte. Es ist durchaus möglich, daß die beiden ein und derselbe sind.«

»Aber höchst unwahrscheinlich.« Barry betrachtete wieder die Fotografie. »Was ist aus dem Rest des Geldes geworden?«

»Ich versteh'e nicht.«

»Wie soll er Monate, nachdem er sein Gesicht durch eine kosmetische Operation verändern ließ, zum obdachlosen Penner geworden sein? Was ist mit dem Rest des Geldes geschehen?«

»Daran arbeite ich noch.« Deacon interpretierte Barrys Gesichtsausdruck richtig als einen der verächtlichen Ungläubigkeit, obwohl er in dem Eulengesicht wie immer ziemlich albern wirkte. »Okay, okay. Ich geb' zu, es ist unwahrscheinlich.« Er stand auf. »Ich habe versprochen, die Aufnahme heute zurückzugeben. Haben Sie Zeit, mir ein Negativ zu machen?«

»Im Moment habe ich zu tun.« Barry schob die Papiere auf seinem Schreibtisch hin und her, als wäre das ein Beweis.

Deacon nickte. »Kein Problem. Ich frag' Lisa. Sie kann's mir wahrscheinlich machen.«

Nachdem er gegangen war, zog Barry sein eigenes Foto von James Streeter aus der obersten Schublade. Wenn Deacon dieses Bild gesehen hätte, dachte er, hätte es kein Halten gegeben. Die Ähnlichkeit mit Billy Blake war auffallend.

Aus reiner Neugier rief Deacon bei der Lowndes Building and Development Corporation an und bat um Verbindung mit jemandem, der über ein Bauvorhaben in Teddington im Jahr 1992, bei dem eine alte Schule an der Themse in Wohnungen umgewandelt worden war, Bescheid wisse. Eine Sekretärin gab ihm eine Adresse der Wohnanlage, sagte jedoch, es sei niemand da, der mit ihm über das Projekt sprechen könne. »Um ehrlich zu sein,« erklärte sie leicht nervös, »ich glaube, Mr. Merton hat das Projekt betreut, aber er ist vor zwei Jahren entlassen worden.«

»Warum denn das?«

»Ich weiß nicht genau. Irgend jemand hat gesagt, er hätte Kokain genommen.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wo ich ihn erreichen könnte?«

»Er ist ausgewandert, soviel ich weiß, aber ich glaube nicht, daß wir seine Adresse haben.«

Deacon schrieb sich den Namen Merton auf. Gleich nach Weihnachten würde er sich Nigel de Vriess und diesen Merton vornehmen.

Es war der 21. Dezember. Deacon war in eine langsam dahinkriechende Endlosschlange von Autos eingekeilt, und je näher die obligate Weihnachtsfeier kam, desto finsterer wurde seine Stimmung. Er haßte Weihnachten. Es war der letzte Beweis dafür, daß sein Leben total leer war.

Am Nachmittag hatte er eine Prostituierte interviewt, die behauptete, als »Rechercheurin« getarnt, regelmäßig im Parlamentsgebäude ein und aus gegangen zu sein, um den Abgeordneten bezahlte Liebesdienste zu leisten. Guter Gott! Und das sollte was Neues sein? Er verachtete die britische Gier nach schlüpfrigen Geschichten, die mehr über die unterdrückte Sexualität des Durchschnittsbürgers aussagte als über die Männer und Frauen, deren sexuelle Eskapaden in den Zeitungen breitgetreten wurden. Im übrigen war er sicher, daß die Frau log (wenn nicht hinsichtlich der »Sitzungen« mit den Abgeordneten, dann jedenfalls bezüglich der regelmäßigen Besuche); sie hatte viel zuwenig über die Raumaufteilung in dem Gebäude gewußt. Genauso sicher war er, daß JP, der zu der alten Garde derer gehörte, deren Schlachtruf lautete: »Laßt euch eine gute Story bloß nicht von den Fakten verderben«, ihn wochenlang diesen erbärmlichen Schmutzlügen nachjagen lassen würde, weil er hoffte, es wäre etwas Wahres daran. Ach Gott, war das wirklich alles?

Er schrieb seine Depressionen jahreszeitlich bedingter Störung zu, weil er der Alternative ererbten Wahnsinns nicht ins Gesicht sehen wollte. Alles, was in seinem Leben je schiefgegangen war, hatte sich im Dezember ereignet. Das konnte kein Zufall sein. Sein Vater war im Dezember gestorben; seine beiden Ehefrauen hatten ihn im Dezember

verlassen; im Dezember hatte man ihm beim *Independent* gekündigt. Und warum? Weil er in der Weihnachtszeit die Finger nicht vom Alkohol lassen konnte und seinem Redakteur bei einer Meinungsverschiedenheit über einen Artikel eins auf die Nase gegeben hatte. (Wenn er nicht achtgab, würde er JP aus dem gleichen Grund eins auf die Nase geben.) Im Sommer war er objektiv genug, um zu erkennen, daß er in einem *circulus vitiosus* gefangen war – zu Weihnachten ging alles schief, weil er trank, und er trank, weil alles schiefging –, aber Objektivität war immer dann Mangelware, wenn er sie am meisten brauchte.

Er scherte aus der verstopften Straße aus, um den Weg am Palast vorbei zu nehmen. Der bitterkalte Ostwind der letzten Tage hatte Graupelschauer gebracht, aber jenseits der Windschutzscheibe, über die mit metronomischem Ticken die Scheibenwischer fegten, zeigte sich London in Feststimmung. Überall waren Zeichen zu sehen – die strahlend erleuchtete Tanne, die alljährlich um diese Zeit Nelsons Säule auf dem Trafalgar Square in den Schatten stellte; die bunten Lichter, die Geschäfte und Bürogebäude schmückten; die Menschenmengen, die sich auf den Straßen drängten. Er beobachtete dies alles mit mißmutigem Blick und dachte an das, was auf ihn wartete, wenn die Redaktion über Weihnachten ihre Türen schloß.

Tage des Wartens, daß der verdammte Laden wieder aufmachen würde.

Eine leere Wohnung.

Öde.

JP meinte, an der Geschichte der Prostituierten sei »was dran«, und befahl ihm, mal gründlich im Dreck rumzustochern.

Wenn es auf der Weihnachtsfeier fröhlich zuging, dann in einem anderen Raum. Deacon, der sich vorkam wie auf einer endlosen Leichenwache, machte einen halbherzigen Annäherungsversuch bei Lisa und bekam dafür kräftig eins

übergebraten.

»Benimm dich gefälligst«, sagte sie ärgerlich. »Du bist alt genug, um mein Vater sein zu können.«

Mit einem befriedigten Lächeln ging er daran, sich sinnlos zu betrinken.

Es war fast Mitternacht. Amanda Powell hätte das Läuten an der Tür nicht beachtet, wenn der oder die Unbekannte draußen die Höflichkeit gehabt hätte, den Finger wieder vom Knopf zu nehmen; doch nach dreißig Sekunden ging sie in den Flur hinaus und spähte durch das Guckloch. Als sie sah, wer vor der Tür stand, warf sie einen nachdenklichen Blick zur Treppe, als erwäge sie das Für und Wider eines Rückzugs nach oben, dann öffnete sie die Tür dreißig Zentimeter. »Was wollen Sie, Mr. Deacon?«

Er nahm die Hand von der Klingel, stemmte sich gegen die Tür und stieß diese weit auf, ehe er an ihr vorbeitorkelte und sich in einen zierlichen Korbsessel im Vorsaal fallen ließ. Mit einem Arm winkte er zur Straße hinaus. »Ich bin zufällig vorbeigekommen.« Er bemühte sich, so zu tun, als wäre er nüchtern. »Da fand ich's nur höflich, mal kurz guten Abend zu sagen. Ich hab' mir gedacht, Sie sind vielleicht einsam, wo Mr. Streeter doch nicht da ist.«

Sie sah ihn einen Moment schweigend an, dann schloß sie die Tür. »Das ist eine sehr wertvolle Antiquität, auf der Sie da sitzen«, bemerkte sie ruhig. »Ich denke, es wäre besser, Sie kommen ins Wohnzimmer. Da sind die Sessel etwas stabiler. Ich rufe Ihnen ein Taxi.«

Er sah sie an und verdrehte auf lächerliche Art die Augen. »Sie sind eine schöne Frau, Mrs. Streeter. Hat James Ihnen das mal gesagt?«

»Immer wieder. Da konnte er es sich sparen, sich etwas Originelleres einfallen zu lassen.« Sie schob eine Hand unter seinen Ellbogen und versuchte, ihn hochzuziehen.

»Das war wirklich schlimm, was er getan hat«, sagte Deacon, bei dem ihr Sarkasmus gar nicht ankam. »Sie fragen sich wahrscheinlich, womit Sie so einen Mann verdient

haben.« Whiskyböen wehten ihr ins Gesicht.

»Ja«, antwortete sie, ihren Kopf abwendend. »Ja, das frage ich mich wirklich.«

Tränen stiegen ihm in die Augen. »Er hat Sie nicht sehr geliebt, hm?« Er schob seine Hand über die ihre, die auf seinem Arm lag, und streichelte sie ungeschickt. »Arme Amanda. Ich weiß, wie das ist. Man ist sehr einsam, wenn keiner einen liebt.«

Mit einer heftigen Bewegung krümmte sie die Finger ihrer anderen Hand und bohrte ihm die scharfen Nägel in die Haut unter dem Kinn. »Werden Sie wohl aufstehen, bevor Sie mir meinen Sessel ruinieren, Mr. Deacon? Oder muß ich handgreiflich werden?«

»Es ist doch nur Geld.«

»Schwer verdientes Geld.«

»Das sehen John und Kenneth anders.« Er grinste sie an. »Die sagen, daß das Geld gestohlen sei, und daß Sie und Nigel den armen James umgebracht haben, um es zu kriegen.«

Sie drückte ihm immer noch die Nägel unter das Kinn und zwang ihn, sie anzusehen. »Und was meinen Sie, Mr. Deacon?«

»Ich meine, Sie hätten nie geglaubt, Billy könnte James sein, wenn James schon tot gewesen wäre.«

Ihr Gesicht wurde plötzlich still. »Sie sind ein gescheiter Mann.«

»Ich hab's mir genau überlegt. Es gibt fünf Millionen Frauen in London, aber Billy hat Sie gewählt.« Er wedelte einen Finger vor ihrem Gesicht hin und her. »Warum soll er das getan haben, Amanda, wenn er Sie nicht kannte? Das würd' ich gern wissen.«

Ohne Warnung verstärkte sie wieder den Druck ihrer Fingernägel, und er versuchte mit wenig Erfolg, ihr in die frostigen blauen Augen zu sehen.

»Sie haben soviel Ähnlichkeit mit meiner Mutter. Sie ist

auch eine schöne Frau.« Vom schmerzhaften Druck ihrer Nägel gezwungen, richtete er sich schwankend auf. »Aber wenn sie wütend ist, nicht. Wenn sie wütend ist, ist sie schrecklich.«

»Ich auch.« Amanda zog ihn durch die Tür ins Wohnzimmer und stieß ihn auf das Sofa hinunter. »Wie sind Sie hergekommen?«

»Zu Fuß.« Er rollte sich auf dem Sofa zusammen und legte den Kopf auf die Armlehne.

»Warum sind Sie nicht nach Hause gegangen?«

»Ich wollte herkommen.«

»Na schön, aber Sie können nicht bleiben. Ich rufe ein Taxi.« Sie griff zum Telefon. »Wo leben Sie?«

»Ich lebe nirgends«, brabbelte er in das cremefarbene Leder.

»Ich existiere.«

»In meinem Haus können Sie jedenfalls nicht existieren.«

Aber als sie das sagte, hatte er schon das Bewußtsein verloren, und nichts konnte ihn wecken.

Er blinzelte in graues Morgenlicht und sah sich um. Ihm war so kalt, daß er glaubte, er läge im Sterben, aber er war zu lethargisch, um etwas dagegen zu tun. Passivität war angenehm, Aktivität überhaupt nicht. Eine Uhr auf einem Glasbord zeigte ihm, daß es halb acht war. Er wußte, daß er dieses Zimmer kannte, konnte sich aber nicht erinnern, woher und warum er hier war. Er meinte, Stimmen zu hören – *in seinem Kopf?* –, aber die Kälte betäubte seine Neugier und er schlief wieder ein.

Er träumte, er ertränke in einem tobenden Meer.

»Aufwachen! Wachen Sie auf, Sie Mistkerl!«

Ein Schlag traf seine Wange, und er öffnete die Augen. Er lag auf dem Boden, eingerollt wie ein Fötus, und in seiner Nase hatte er den stinkenden Geruch von Verwesung. Bittere Galle stieg ihm erneut in die Kehle. »Verschlinger deines Vaters«, murmelte er, »nun erneuert sich die unsagbare Qual.«

»Ich dachte, Sie wären tot«, sagte Amanda.  
Einen Moment lang, ehe die Erinnerung wiederkehrte, wußte Deacon nicht, wer sie war. »Ich bin ganz naß«, sagte er, den durchnäßten Kragen seines Hemdes betastend.

»Ich hab' Sie mit Wasser übergossen.« Er sah den leeren Krug in ihrer Hand. »Ich stoße und paffe Sie seit zehn Minuten, und Sie röhren sich nicht.« Sie war sehr blaß. »Ich dachte, Sie wären tot«, sagte sie wieder.

»Vor Toten braucht man keine Angst zu haben«, sagte er, »sie machen höchstens Dreck.« Er richtete sich mühsam auf und drückte sein Gesicht in seine Hände. »Wie spät ist es?«

»Neun.«

Sein Magen meldete sich heftig. »Ich brauche eine Toilette.«

»Gehen Sie rechts. Sie ist am Ende des Flurs.« Sie trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen. »Wenn Sie sich übergeben müssen, würden Sie dann bitte hinterher die Schüssel mit der Bürste saubermachen. Meine Gastfreundschaft hat ihre Grenzen.«

Auf seinem schwankenden Weg durch den Korridor suchte er nach Erklärungen. *Guter Gott, wie, zum Teufel, war er hierhergekommen?*

Sie hatte die Fenster geöffnet und mit irgendeinem Mittel gesprüht, als er zurückkam. Er sah etwas annehmbarer aus, nachdem er sich das Gesicht gewaschen und seine Kleider gerichtet hatte, aber er zitterte von Kopf bis Fuß, und seine Haut war aschgrau. »Ich kann Ihnen nichts sagen«, krächzte er, an der Tür stehend, »außer daß es mir leid tut.«

»Was denn?« Sie saß in dem Sessel, in dem sie zuvor gesessen hatte, und Deacon war geblendet von ihrer sprühenden Lebendigkeit und der Glut der Farben. Ihr Haar und ihre Haut schienen zu leuchten, und ihr Kleid fiel in schimmernd gelben Bahnen über ihren Beinen herab und ergoß sich wie Goldregen auf das Herbstlaub des rostfarbenen Teppichs.

*Zuviel Farbe.* Sie tat seinen Augen weh, und er drückte mit den Fingerspitzen auf seine Lider. »Ich habe Sie in Verlegenheit gebracht.«

»Sie haben vielleicht sich selbst in Verlegenheit gebracht, aber mich ganz sicher nicht.«

So kühl, dachte er. *Oder so grausam?* Er sehnte sich nach einem freundlichen Wort. »Dann ist es ja gut«, sagte er lahm. »Auf Wiedersehen.«

»Trinken Sie wenigstens noch Ihren Kaffee, ehe Sie gehen.«

Er sehnte sich auch nach Entkommen. Das Zimmer roch wieder nach Rosen, und er wollte die parfümierte Luft nicht mit seinem stinkenden Atem und seinem stinkenden Schweiß verseuchen. *Was hatte er gestern abend zu ihr gesagt?* »Um ehrlich zu sein, ich würde lieber gleich gehen.«

»Das kann ich mir denken«, versetzte sie mit Nachdruck, »aber tun Sie mir wenigstens den Gefallen und trinken Sie den Kaffee, den ich Ihnen gemacht habe. Das wäre dann das Höflichste, was Sie getan haben, seit Sie mein Haus betreten haben.«

Er kam ins Zimmer, setzte sich aber nicht. »Es tut mir leid.« Er griff nach der Tasse.

»Bitte« – sie wies zum Sofa – »machen Sie es sich bequem. Oder möchten Sie lieber noch einmal versuchen, dem antiken Sessel in der Diele den Garaus zu machen?«

*War er gewalttätig geworden?* Er lächelte zaghaf. »Es tut mir wirklich leid.«

»Nun hören Sie schon auf damit.«

»Was soll ich denn sonst sagen? Ich weiß nicht, was ich hier tue oder warum ich überhaupt hergekommen bin.«

»Und Sie glauben, ich wüßte es?«

Vorsichtig, um nicht die Übelkeit wachzurütteln, die in seinem Magen lauerte, schüttelte er den Kopf. »Das muß Ihnen alles sehr merkwürdig vorkommen«, murmelte er kleinlaut.

»Aber woher denn!« entgegnete sie mit beißender Ironie.

»Wie kommen Sie denn darauf? Ich habe mich schon richtig daran gewöhnt, alternde Säuber in meinem Haus vorzufinden. Billy hat mit der Garage vorliebgenommen, Sie haben das Wohnzimmer gewählt. Kaum ein Unterschied, außer daß Sie so freundlich waren, mir nicht wegzusterben.« Sie kniff die Augen zusammen, aber er konnte nicht sagen, ob aus Zorn oder Verwunderung. »Ist an mir oder meinem Haus etwas, das zu solchem Verhalten einlädt, Mr. Deacon? Und würden Sie sich jetzt endlich setzen, Herrgott noch mal?« fuhr sie ihn plötzlich gereizt an. »Ich fühl' mich ausgesprochen unbehaglich, wenn Sie da wie ein Turm vor mir stehen.«

Er ließ sich auf die Armlehne des Sofas hinunter und versuchte sich zu erinnern, aber die Anstrengung war zuviel, und er verzog die Lippen zu einem gequälten Lächeln. »Ich glaube, mir wird wieder übel.«

Sie holte ein Handtuch hinter ihrem Rücken hervor und reichte es ihm. »Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es besser ist, man versucht durchzuhalten, aber Sie kennen ja den Weg, falls es nicht klappt.« Sie wartete schweigend einige Sekunden, während er die Übelkeit bekämpfte. »Warum sagten Sie, Sie hätten Ihren Vater verschlungen und daß nun die unsagbare Qual sich erneuern würde? Ich finde, das ist eine sehr ungewöhnliche Bemerkung.«

Er sah sie verständnislos an, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. »Ich weiß nicht.« Er sah die Gereiztheit in ihrem Gesicht. »Ich weiß es nicht!« rief er mit einer Aufwallung von Zorn. »Ich war durcheinander. Ich wußte nicht, wo ich war. Okay? Ist das in diesem Haus gestattet? Oder muß sich jeder jeden Moment im Griff haben?« Er senkte den Kopf und drückte das Handtuch auf seine Augen. »Tut mir leid,« sagte er nach einer kurzen Pause. »Ich wollte nicht pampig werden. Ehrlich gesagt, ich habe ein kleines Problem. Ich kann mich an gestern abend überhaupt nicht erinnern.«

»Sie kamen gegen zwölf.«

»War ich allein?«

»Ja.«

»Warum haben Sie mich reingelassen?«

»Weil Sie Sturm geläutet haben.«

*Guter Gott! Was war ihm da nur eingefallen!* »Was hab' ich gesagt?«

»Daß ich Sie an Ihre Mutter erinnere.«

Er legte das Handtuch in seinen Schoß und begann, es sorgfältig zu falten. »Hab' ich das als Grund für mein Kommen genannt?«

»Nein.«

»Was denn?«

»Sie haben gar keinen Grund genannt.« Er sah sie mit soviel Erleichterung in dem verkaterten schweißfeuchten Gesicht an, daß sie flüchtig lächelte. »Sie haben mich Mrs. Streeter genannt, von meinem Mann und meinem Schwager und meinem Schwiegervater gesprochen und angedeutet, daß dieses Haus samt allem Inventar mit Diebesgeld bezahlt ist.«

»Hatten Sie Angst vor mir?«

»Nein«, antwortete sie gelassen, »mir kann schon lange nichts mehr angst machen.«

Er hätte gern gewußt, wie das kam. Ihm selbst machte allein schon das Leben angst. »Jemand bei der Zeitschrift hat Ihr Gesicht nach einem Foto erkannt, das damals aufgenommen wurde, als Sie nach James' Verschwinden von der Polizei vernommen wurden«, erklärte er. »Das hat mich neugierig gemacht, und ich habe weiter recherchiert.«

Das Zucken über ihrer Lippe begann wieder. Aber sie sagte nichts.

»Das Nächstliegende schien mir, mit John Streeter zu sprechen, darum rief ich ihn an und hörte mir seine Seite der Geschichte an. Er hat – äh – gewisse Vorbehalte Ihnen gegenüber.«

»Ich würde bei jemandem, der seine Schwägerin als Hure,

Mörderin und Diebin bezeichnet, nicht von »gewissen Vorbehalten sprechen, aber vielleicht haben Sie ja mehr Angst vor einer Klage als er.«

Deacon drückte das Handtuch wieder an seinen Mund. Er war überhaupt nicht in der Verfassung für so ein Gespräch, dachte er. Er fühlte sich wie irgend etwas Halbtotes auf einem Seziertisch, das nur darauf wartete, daß ihm das Skalpell durch die Gedärme schnitt. »Sie würden einen Haufen Geld bekommen, wenn Sie ihn auf Schadenersatz verklagen würden«, sagte er. »Er hat keinerlei Beweise für seine Anschuldigungen.«

»Natürlich nicht. Sie sind alle nicht wahr.«

Er leerte seine Kaffeetasse und stellte sie auf den Tisch. »»Verschlänger deines Vaters, nun erneuert sich die unsagbare Qual«, ist eine Zeile von William Blake«, sagte er unvermittelt, als hätte er die ganze Zeit nur daran und an nichts anderes gedacht. »Sie steht in einem seiner visionären Gedichte über soziale Revolution und politische Umwälzung. Die Suche nach Freiheit bedeutet die Zerstörung der etablierten Autoritäten – mit anderen Worten, der Eltern –, und der Drang in die Freiheit bedeutet, daß jede Generation die gleichen Qualen durchmacht.« Er stand auf und blickte zum Fenster mit seiner Aussicht auf den Fluß. »William Blake – Billy Blake. Ihr ungebetener Guest war ein Verehrer eines Dichters, der seit nahezu zweihundert Jahren tot ist. Warum ist es in diesem Haus so kalt?« fragte er abrupt und zog seinen Mantel um sich.

»Es ist nicht kalt. Sie sind verkater. Darum frieren Sie.«

Er blickte zu ihr hinunter. Wie eine strahlende Sonne saß sie da in ihrem teuren Designerkleid in ihrem teuren parfümierten Haus. Doch das Strahlen war nur oberflächlich, dachte er. Unter der glänzenden Fassade spürte er Verzweiflung.

»Ich habe Tod gerochen, als ich vorhin aufgewacht bin«, sagte er. »Ist es das, was Sie mit dem Potpourri und dem Spray zu verdecken suchen?«

Sie sah sehr überrascht aus. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Vielleicht habe ich es mir eingebildet.«

Sie lächelte kaum wahrnehmbar. »Dann kann ich nur hoffen, daß Ihre Phantasie wieder normal wird, wenn Sie den Alkohol ausgeschieden haben. Auf Wiedersehen, Mr. Deacon.«

Er ging zur Tür. »Auf Wiedersehen, Mrs. Streeter.«

Außerhalb des Villengebiets entdeckte er in einer kleinen Grünanlage eine Bank mit Blick auf die Themse. Er verkroch sich tief in seinen Mantel und ließ den Wind den giftigen Alkohol austreiben. Es war Ebbe, und im Schlick vor ihm durchwühlten vier Männer die Abfälle, die über Nacht angespült worden waren. Sie waren unbestimmbaren Alters, wie er vermutmt in dicke Wintermäntel, und nichts an ihrem Äußeren verriet, wer sie waren oder woher sie kamen, jede Vermutung, die er über sie anstellte, würde wahrscheinlich so falsch sein wie ihre Vermutungen über ihn. Wieder, wie an dem Tag, an dem er Terry zum erstenmal begegnet war, wurde Deacon sich bewußt, wie wenig bemerkenswert die meisten menschlichen Gesichter waren; in anderer Umgebung, das wußte er, hätte er keinen dieser Männer wiedererkannt. Letztlich hatten die unterschiedlichen Anordnungen von Augen, Nase, Ohren und Mund mehr Gemeinsamkeiten als Merkmale, die sie voneinander unterschied, und lediglich Schmuck und Ausdruck waren es, die ihnen Individualität verliehen. Entferne sie, dachte er, und Anonymität ist garantiert.

»Nun, wie lautet Ihr Urteil, Michael?« fragte jemand gedämpft an seiner Seite. »Gibt es welche unter uns, die es wert sind, gerettet zu werden, oder sind wir alle verdammt?«

Deacon wandte sich dem gebrechlichen alten Mann mit dem grauen Haar zu, der sich lautlos neben ihn auf die Bank gesetzt hatte und die fleißige Arbeit am Flußufer mit der gleichen Aufmerksamkeit beobachtete wie er. Stirnrunzelnd versuchte

er, sich zu erinnern, woher er dieses Gesicht kannte. Es war jemand, den er einmal interviewt hatte, dachte er; aber er hatte mit so vielen Menschen gesprochen und erinnerte sich später selten ihrer Namen.

»Lawrence Greenhill«, sagte der Alte. »Sie haben vor zehn Jahren mit mir ein Interview zu einem Artikel über Euthanasie mit dem Titel ›Die Freiheit zu sterben‹ gemacht. Ich war damals praktizierender Anwalt und hatte einen Leserbrief an die *Times* geschrieben und auf die praktischen und ethischen Gefahren legalisierten Selbstmords sowohl für den einzelnen als auch seine Familie hingewiesen. Sie waren anderer Meinung als ich und bezeichneten mich wenig schmeichelhaft als einen ›selbstgerechten Richter, der die höchste moralische Weisheit für sich in Anspruch nimmt‹. Ich habe diese Worte nie vergessen.«

Deacon sank der Mut. Das hatte er nicht verdient, nachdem er heute morgen bereits ein Bad in Schuldgefühlen hinter sich hatte. »Ich erinnere mich«, sagte er. Nur zu gut. Der alte Knabe hatte sich mit so viel selbstzufriedener Gelassenheit auf die biblischen Grundlagen seiner Ansichten berufen, daß Deacon ihm am liebsten den Kragen umgedreht hätte. Aber Greenhill hatte natürlich nicht gewußt, daß dieses ganze Thema für Deacon ein Reizthema war. »Selbstmord in jeder Form ist sündhaft, Michael... wir verdammen uns selbst, wenn wir Gottes Macht an uns reißen...«

»Tja, tut mir leid«, sagte er abrupt, »aber ich bin immer noch anderer Meinung als Sie. In meiner Philosophie gibt es keine Verdammnis.« Er drückte seine Zigarette aus und fragte sich, ob er überhaupt glaubte, was er sagte. Die Verdammnis war für Billy Blake real genug gewesen. »Und auch keine Erlösung. Die ganze Vorstellung beunruhigt mich. Werden wir *von* etwas erlöst oder *für* etwas erlöst? Wenn das erstere der Fall ist, dann wird unser Recht, nach unseren eigenen ethischen Gesetzen zu leben, von einem moralischen Totalitarismus bedroht, und

wenn das letztere zutrifft, müssen wir blind der negativen Logik folgen, daß uns etwas Besseres erwartet, wenn wir sterben.« Er sah demonstrativ auf seine Uhr. »Und jetzt müssen Sie mich leider entschuldigen.«

Der alte Mann lachte leise. »Sie geben so leicht auf, mein Freund. Steht Ihre Philosophie denn auf so wackligen Füßen, daß sie sich einer Debatte nicht stellen kann?«

»Weit davon entfernt«, entgegnete Deacon, »aber ich habe Besseres zu tun, als mich zum Richter über das Leben anderer aufzuspielen.«

»Im Gegensatz zu mir?«

»Ja.«

Der alte Mann lächelte. »Dabei bin ich stets bemüht, niemals über andere zu richten.« Er machte eine kurze Pause. »Kennen Sie diese Worte von John Donne? ›Eines jeden Menschen Tod kränkt mich, weil ich ein Teil der Menschheit bin.‹ «

Deacon vollendete das Zitat: » ›Darum verlange niemals zu wissen, wem die Stunde schlägt; sie schlägt dir.‹ «

»Und nun sagen Sie mir, ist es unrecht, von einem Menschen zu verlangen, daß er weiterlebt, obwohl er Schmerzen leidet, wenn sein Leben für mich kostbarer ist als sein Tod?«

Deacon fühlte sich auf eine seltsame Art entrückt. Worte hämmerten gegen sein Hirn. ›Verschlinger deines Vaters... nun erneuert sich die unsagbare Qual... Wenn wir das Leben eines Menschen für so wertlos halten, daß nur noch die Art seines Sterbens von Interesse ist...‹ Er starnte Lawrence beinahe benommen an. »Wieso sind Sie hier? Ich weiß doch, daß ich nach Knightsbridge fahren mußte, um Sie zu interviewen.«

»Ich bin vor sieben Jahren umgezogen, nach dem Tod meiner Frau.«

»Ich verstehe.« Er rieb sich kräftig das Gesicht, um einen klaren Kopf zu bekommen. »Ja, also, es tut mir leid, aber ich muß jetzt gehen.« Er stand auf. »Es hat mich gefreut, mit Ihnen zu sprechen, Lawrence. Genießen Sie die

Weihnachtsfeiertage.«

Der alte Mann zwinkerte. »Was gibt's da 7.11 genießen? Ich bin Jude. Glauben Sie vielleicht, es macht mir Vergnügen, daran erinnert zu werden, daß der größte Teil der zivilisierten Welt mein Volk für das verurteilt, was es vor zweitausend Jahren getan hat?«

»Verwechseln Sie jetzt nicht Weihnachten mit Ostern?«

Lawrence verdrehte die Augen zum Himmel. »Ich spreche von zweitausend Jahren der Isolation, und er feilscht um ein paar Monate.«

Deacon blieb, verführt von einem Augenzwinkern und der dreisten Erpressung. »Dann genießen Sie eben Hanukka, oder werden Sie mir jetzt sagen, daß das ebenfalls unmöglich ist, weil niemand da ist, mit dem zusammen Sie es genießen können?«

»Was kann ein kinderloser Witwer sonst erwarten?« Er sah, daß Deacon zögerte, und klopfte auf den freien Platz auf der Bank. »Kommen Sie, setzen Sie sich noch ein Weilchen und gönnen Sie mir ein paar Minuten das Vergnügen Ihrer Gesellschaft. Wir sind doch alte Freunde, Michael, und ich habe selten Gelegenheit zu einem Gespräch mit einem intelligenten Menschen. Würde es Sie erleichtern, wenn ich Ihnen sagte, daß ich immer besserer Anwalt als Jude war, daß also Ihre Seele in keinerlei Gefahr ist?«

Deacon redete sich ein, er setzte sich nur aus Neugier, aber die Wahrheit war, daß er Lawrence' Zerbrechlichkeit nichts entgegenzusetzen hatte. Der Tod stand dem alten Mann so klar ins Gesicht geschrieben wie Alan Parker, und kurz vor Weihnachten war Deacons Empfindlichkeit dem Tod gegenüber stets intensiver.

»Ich habe gerade daran gedacht, wie gleich wir alle sind und wie leicht es wäre, aus unserem langweiligen Leben auszusteigen und neu anzufangen«, bemerkte Deacon mit einer Kopfbewegung zu den Männern am Ufer. »Würden Sie die

zum Beispiel wiedererkennen, wenn sie Ihnen im *Dorchester* begegnen würden?«

»Ihre Freunde würden sie erkennen.«

»Nicht, wenn sie unerwartet in einer ganz anderen Umgebung mit ihnen zusammenträfen. Erkennen besteht darin, eine Serie bekannter Fakten in Beziehung zu setzen. Ändert man diese Fakten, dann wird das Erkennen gleich schwieriger.«

»Ist es denn das, was Sie suchen, Michael – eine neue Identität?«

Er fuhr sich über sein stoppeliges Kinn. »Es hat auf jeden Fall was Verlockendes. Haben Sie nie daran gedacht, alle Brücken hinter sich abzubrechen und ganz neu anzufangen?«

»Aber natürlich. Jeder von uns hat seine Midlifecrisis. Wenn nicht, wären wir nicht normal.«

Deacon lachte. »Ehrlich gesagt, Lawrence, ich hätt's lieber gehört, wenn Sie gesagt hätten, daß ich etwas Besonderes bin. Das Letzte, was ein Mensch mit unerfüllten Ambitionen hören möchte, ist, daß er normal ist. Ich hab' mein Leben vertan, und das macht mich wahnsinnig.«

»Weihnachten halte ich mir möglichst vom Leibe«, sagte Deacon und zündete sich eine frische Zigarette an. »Ich setz' mich lieber hin und arbeite, anstatt mir vorzumachen, ich hätte Spaß.«

»Und wie halten Sie es sich vom Leibe?«

Deacon zuckte die Achseln. »Ich ignoriere es einfach. Ich zieh' den Kopf ein, bis es vorbei ist und der Normalzustand wiederhergestellt ist. Ich habe keine Kinder. Es wäre vielleicht anders, wenn ich Kinder hätte.«

»Ja, wir leiden, wenn wir niemanden haben, den wir lieben können.«

»Ich dachte, es wäre andersherum«, sagte er, während er zusah, wie einer der Männer ein Stück Holz aus dem Schlick zog. Keine Frau hatte ihn je so festgehalten, wie der Schlick

dieses Stück Holz hielt. »Wir leiden, wenn niemand *uns* liebt.«

»Vielleicht haben Sie recht.«

»Ich weiß, daß ich recht habe. Ich hab' zwei Ehefrauen gehabt und mir die Lunge aus dem Leib gevögelt, um meiner Liebe zu ihnen Ausdruck zu geben. Es war nichts als Zeitverschwendungen.«

Lawrence lächelte. »Mein lieber Junge«, murmelte er. »So viel Vögeln ganz umsonst. Wie schrecklich anstrengend für Sie.«

Deacon lachte. »Es hatte offensichtlich einen Sinn, wenn es Sie amüsiert.«

»Und was war der Sinn dieser Ehen, Michael?«

»Was soll das heißen, was war der Sinn? Ich habe diese Frauen geliebt, oder ich glaube es jedenfalls.«

»Ich liebe meine Katzen, aber ich habe nicht die Absicht, eine von ihnen zu heiraten.«

»Was ist dann überhaupt der Sinn der Ehe?«

»Ist das nicht die Frage, die Sie sich beantworten müssen, ehe Sie es wieder versuchen?«

»Na hören Sie mal«, sagte Deacon. »Ich hab' nicht die Absicht, mich ein drittes Mal kastrieren zu lassen.«

»Sie reden wie eine beleidigte Leberwurst, Michael.«

»Clara – sie war meine zweite Frau – hat ständig behauptet, ich befände mich im männlichen Klimakterium. Sie sagte, das einzige, was mich interessiere, sei Sex.«

»Aber natürlich. Kinder zu wollen, ist kein weibliches Vorrecht. Ich wünsche mir heute noch Kinder und ich bin dreißig Jahre alt. Warum hat Gott mir Spermien gegeben, wenn ich mir keine Kinder wünschen soll? Schauen Sie sich Abraham an. Der war ein Greis, als er Isaac zeugte.«

Deacon lachte. »Jetzt hören Sie sich aber an wie eine beleidigte Leberwurst, Lawrence.«

»Nein, Michael, ich beschwere mich. Aber alte Männer dürfen sich beschweren, weil es ganz egal ist, wie positiv ihre

geistige Einstellung ist, sie müssen trotzdem erst mal eine Frau unter vierzig dazu kriegen, mit ihnen zu schlafen. Und das ist nicht so einfach, wie es klingt. Ich weiß es, weil ich's versucht habe.«

»Ich kann nicht behaupten, es wäre was anderes als Lust gewesen. Clara war – ist – eine schöne Frau.«

»Kann ich verstehen. Ich mußte vor einem halben Jahr meinen Kater kastrieren lassen, weil die Nachbarn sich dauernd über seine unersättliche Gier nach ihren hübschen kleinen Miezen beschwert haben.«

»So schlimm war ich auch wieder nicht, Lawrence.«

»Mein Kater auch nicht, Michael. Er hat nur das getan, wozu Gott ihn geschaffen hatte, und die Tatsache, daß er die Hübschen bevorzugt hat, zeigt nur seinen guten Geschmack.«

»Ich glaube nicht, daß ich je zu Clara gesagt habe, ich wolle Kinder haben. Zu Julia hab' ich ein- oder zweimal was gesagt, aber sie meinte immer, das hätte noch viel Zeit.«

»Hatte es auch, bis Sie sie wegen Clara verließen.«

»Ich dachte, Sie wollten mir helfen, mich deswegen weniger schuldig zu fühlen. Habe ich es denn nicht aus Verzweiflung getan, um den Stamm der Deacons zu erhalten?«

»Für Ineffizienz gibt es keine Entschuldigung, Michael. Wenn Sie wirklich Kinder wollen, dann müssen Sie sich eine Frau suchen, die sie auch will.«

»Und was mach' ich jetzt?« fragte Deacon mit ironischer Belustigung. »Single-Bars? Ehevermittlungen? Oder vielleicht eine Heiratsanzeige?«

»Ich glaube, es war der große Vorsitzende Mao, der einmal gesagt hat: ›Jeder Weg beginnt mit dem ersten Schritt.‹ Warum wollen Sie sich diesen ersten Schritt so schwer machen?«

»Ich verstehe nicht?«

»Sie brauchen ein bißchen Übung, ehe Sie sich wieder ins Wasser stürzen. Sie haben vergessen, wie einfach die Liebe ist. Lernen Sie das erst mal wieder.«

»Und wie mach' ich das?«

»Wie ich schon sagte, ich liebe meine Katzen, aber ich habe nicht die Absicht, sie zu heiraten.«

»Wollen Sie mir sagen, ich soll mir ein Haustier anschaffen?«

»Ich sage Ihnen gar nichts, Michael. Sie sind intelligent genug, um sich das selbst zu überlegen.« Lawrence zog eine Karte aus der Innentasche seines Mantels. »Das ist meine Telefonnummer. Sie können mich jederzeit anrufen. Ich bin fast immer da.«

»Sie werden das vielleicht noch bereuen. Woher wissen Sie, daß ich Sie nicht beim Wort nehme und mit endlosen Anrufen an den Rand des Wahnsinns treibe?«

Der alte Mann zwinkerte wieder, mit echter Zuneigung, wie es Deacon schien. »Ich hoffe, genau das werden Sie tun. Es kommt dieser Tage so selten vor, daß ich mich mal gebraucht fühle.«

»Sie sind der abgebrüteste Schwindler, der mir je begegnet ist.«

»Warum sagen Sie das?«

»Ach, es kommt ja dieser Tage so selten vor, daß ich mich gebraucht fühle!« zitierte er. »Wetten, das sagen Sie zu sämtlichen Verirrten und Verlorenen, die Sie von der Straße auflesen. Nur mal interessehalber: Wird jeder emotional erpreßt, oder genieße ich da ein besonderes Privileg?«

Der alte Mann lachte glücksend. »Nur die, die meine Hoffnung wecken. Man kann ja nur die Hungrigen füttern, Michael.«

Die Worte lösten bei Deacon unversehens Erinnerungen aus. Bilder des ausgezehrten Billy Blake trieben an die Oberfläche. Er tastete nach seiner Brieftasche und nahm einen Abzug des Polizeifotos von Billy heraus. »Haben Sie je mit diesem Mann gesprochen? Er war ein Obdachloser, der ungefähr anderthalb Kilometer von hier in einer alten Lagerhalle hauste und vor

sechs Monaten in dieser Villenanlage hinter uns an Hunger gestorben ist. Er nannte sich Billy Blake, aber ich glaube nicht, daß das sein wahrer Name war. Ich muß herausfinden, wer er wirklich war.«

Lawrence betrachtete die Fotografie ein paar Sekunden lang, dann schüttelte er bedauernd den Kopf. »Tut mir leid. Ich würde mich bestimmt an ihn erinnern, wenn ich mal mit ihm gesprochen hätte. Er hat ein Gesicht, das man nicht leicht vergißt.«

»Ja.«

»Ich erinnere mich an die Geschichte. Sie hat hier ein oder zwei Tage lang für ziemlichen Wirbel gesorgt. Warum ist er Ihnen so wichtig?«

»Die Frau, in deren Garage er gestorben ist, hat mich gebeten herauszufinden, wer er war«, antwortete Deacon.

»Mrs. Powell.«

»Ja.«

»Ich habe sie ab und zu mal gesehen. Sie fährt einen schwarzen BMW.«

»Ja, das ist sie.«

»Mögen Sie sie, Michael?«

Deacon dachte darüber nach. »Das weiß ich noch nicht. Sie ist eine komplizierte Person.« Er zuckte die Achseln. »Es ist eine lange Geschichte.«

»Dann heben Sie sie sich für Ihren Anruf auf.«

»Der wird vielleicht nie kommen, Lawrence. Meine Ehefrauen könnten Ihnen sagen, daß ich nicht gerade der Zuverlässigste bin.«

»Nur ein kleiner Anruf, Michael. Ist das zuviel verlangt?«

»Aber es geht ja nicht nur um einen kleinen Anruf«, brummte er. »Sie haben's auf die Seelen der Menschen abgesehen, und glauben Sie ja nicht, ich wüßte das nicht.«

Lawrence warf einen Blick auf die Rückseite der Fotografie. »Darf ich das Bild behalten? Ich kenne ziemlich viele

Obdachlose, vielleicht erkennt ihn einer.«

»Natürlich.« Deacon stand auf. »Aber das heißt nicht, daß ich Sie anrufen werde, machen Sie sich keine Hoffnungen. Das Ganze wird mir morgen sehr peinlich sein.« Er schüttelte dem alten Mann die Hand. »Schalom, Lawrence, und vielen Dank. Gehen Sie nach Hause, ehe Sie erfrieren.«

»Werde ich tun. Schalom, mein Freund.«

Er sah Deacon nach, als dieser über das Gras davonging, dann nahm er, vor sich hin lächelnd, sein Adreßbuch heraus und trug sorgfältig Deacons Namen sowie Adresse und Telefonnummer des *Street* ein, die Barry Grover gewissenhaft auf die Rückseite des Fotos gestempelt hatte. Obwohl er nicht erwartete, daß er sie brauchen würde. Lawrence' Glaube an Gottes unerforschliche Wege war bedingungslos, und er wußte, es war nur eine Frage der Zeit, bevor Michael ihn anrufen würde.

Er wandte sich flußaufwärts und hörte dem Wind und den Wellen zu, die miteinander stritten.

Der Kampf, der in der Lagerhalle ausbrach, war eine blutige Angelegenheit, angezettelt von einem der aggressiveren Schizophrenen, der sich einbildete, der Mann neben ihm wollte ihn umbringen. Er zog ein Schnappmesser heraus und stieß es seinem Nachbarn in den Magen. Die Schreie des Mannes wirkten auf die anderen Bewohner wie schrille Alarmsirenen, die die einen hochjagten, ihm zu Hilfe zu eilen, die anderen in angstfüllte Flucht trieben. Terry Dalton und der alte Tom packten herumliegende Bleirohre und warfen sich ins Getümmel, um dem Kampf ein Ende zu machen, aber wie ein tollwütiger Hund reagierte der Angreifer gar nicht auf den Hagel von Schlägen, der auf seinen Rücken prasselte, sondern konzentrierte all seine Energie auf sein Opfer. Die Schlacht endete wie so viele dieser Kämpfe erst, als dem Mann der Dampf ausging, und er sich blutend und zerschunden zurückzog, um seine Wunden zu lecken.

Tom kniete neben der kläglichen kleinen Gestalt nieder, die zusammengekrümmt auf dem Boden lag. »Es ist Walter, der Arme«, sagte er. »Dieses Schwein, dieser Denning, hat ihn erledigt. Wenn er noch nicht tot ist, wird er's bald sein.«

Terry, der vor Erregung immer noch von Kopf bis Fuß zitterte, schleuderte sein Rohr zu Boden und riß sich den Mantel vom mageren Körper. »Leg ihm den über und halt ihn warm. Ich ruf einen Rettungswagen«, sagte er. »Und haltet euch bereit, wenn die Bullen kommen. Diesmal lasse ich Denning abtransportieren. Der ist einfach zu gefährlich.«

»Red keinen Quatsch, Junge«, sagte Tom, während er dem Verletzten den Mantel überlegte. »Das dankt dir keiner hier, wenn du uns die Bullen auf den Hals hetzt. Wir tragen Walter raus, dann denken die, es wär' auf der Straße passiert. Der arme Hund blutet wie die Sau, da ist bald genug Blut auf der

Straße, um die davon zu überzeugen, daß der von 'ner Bande überfallen worden ist.«

»Nein!« fuhr Terry ihn an. »Wenn ihr ihn bewegt, bringt ihr ihn noch schneller um.« Er ballte die Fäuste. »Wir haben auch Rechte, Tom, genau wie jeder andere. Walt hat ein Recht auf eine Chance, und wir haben das Recht, einen Irren loszuwerden.«

»Für uns gibt's keine Rechte, Kleiner«, sagte Tom wegwerfend, »auch wenn dir Billy noch soviel Humbug über Menschenwürde erzählt hat. Wenn du die Bullen hier reinholst, dann springt nicht nur Denning über die Klinge. Überleg dir, was du in deinen Taschen hast, bevor du die Bullen holst.« Er berührte mit knorriger Hand das Gesicht des Verletzten. »Mit Walt ist's sowieso aus, da spielt's auch keine Rolle, wo er stirbt. Denning schmeißen wir selber raus, den schicken wir wieder auf die Straße. Da erfriert er bestimmt über kurz oder lang. Der ist nach dem Kampf k. o., da macht er keine Schwierigkeiten.«

Er sprach in dem Ton eines Mannes, der erwartet, daß man ihm gehorcht; im Gegensatz zu Deacons Eindruck, daß Terry dank seiner raschen Intelligenz die Männer beherrschte, war Tom derjenige, der in der Lagerhalle das Regiment führte, und in Toms Lebensanschauung war kein Platz für Sentimentalität. Er hatte zu viele Obdachlose sterben sehen, um sich wegen dieses einen hier Gedanken zu machen.

»Nein!« schrie Terry und rannte zur Tür. »Wenn du Walt bewegst, kriegst du's mit mir zu tun. Wir sind doch keine beschissen Wilden, und wir benehmen uns auch nicht so. Hast du mich verstanden?« Wütend boxte er sich durch das Gedränge zur Tür.

Das Telefon läutete, als Deacon aus der Dusche kam. »Ich muß Michael Deacon sprechen«, sagte jemand drängend.

»Ich bin selbst am Apparat«, antwortete er, während er sich das Haar mit einem Handtuch rubbelte.

»Erinnern Sie sich noch an die Lagerhalle, wo Sie vor ungefähr zwei Wochen waren?«

»Ja.« Er erkannte den Anrufer. »Sind Sie es, Terry?«

»Ja. Sind Sie immer noch an Informationen über Billy Blake interessiert?«

»Ja.«

»Dann kommen Sie in der nächsten halben Stunde hierher zur Lagerhalle und bringen Sie eine Kamera mit. Geht das?«

»Warum die Eile?«

»Weil die Bullen unterwegs sind und da drinnen allerhand Zeug ist, das Billy gehört hat. Ich schätze, wir haben höchstens 'ne halbe Stunde Zeit, eh' hier alles verrammelt wird. Also, kommen Sie?«

»Ich komme.«

Dick in eine alte Arbeitsjacke gemummt und mit einer schwarzen Bommelmütze auf dem kahlgeschorenen Kopf, lehnte Terry Dalton an der Ecke des Gebäudes und hielt nach Deacon Ausschau. Als dieser seinen Wagen vor einem leeren Polizeifahrzeug an den Bordstein fuhr, stieß er sich von der Mauer ab und lief ihm entgegen.

»Hier hat's 'ne Messerstecherei gegeben«, berichtete er hastig, als Deacon ausstieg, »und ich hab' die Bullen geholt. Ich hab' mir gedacht, es kann nicht schaden, wenn ein Journalist dabei ist. Tom sagt, die werden das als Vorwand benutzen, um uns rauszuschmeißen und vielleicht wegen anderer Geschichten zu belangen, aber wir haben auch unsere Rechte, und ich will, daß sie gewahrt werden. Dafür kriegen Sie von mir alles, was ich über Billy weiß. Abgemacht?« Er blickte die Straße hinunter, als ein weiterer Streifenwagen um die Ecke bog. »Los, machen Sie sich auf die Socken. Wir haben nicht viel Zeit. Haben Sie eine Kamera mitgebracht?«

Verwirrt von diesem hastigen Redeschwall, ließ sich Deacon hinter das Gebäude ziehen. »Ich habe sie in der Tasche.«

Terry wies mit dem Arm geradeaus. »Es gibt einen Einstieg durch ein Fenster, von dem die Bullen nichts wissen. Wenn ich Sie da reinbring', glauben die, Sie wären die ganze Zeit drinnen gewesen.«

»Und was ist mit den Bullen, die schon drinnen sind?«

»Das sind nur zwei, und sie sind erst nach den Sanitätern gekommen. Die haben keinen Schimmer, wer drin war und wer draußen. Es ist viel zu finster, und denen war's sowieso wichtiger, Walt am Leben zu erhalten. Sie haben erst vor fünf Minuten, als der Krankenwagen abgefahren ist, mit ihren Fragen angefangen.« Er schob ein Brett zur Seite. »Okay, denken Sie dran: Der, den sie abgestochen haben, heißt Walter, und der, der's getan hat, heißt Denning. Er ist ein Irrer. Sie müssen das wissen, wenn Sie schon 'ne Weile da waren.«

Deacon legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter, um ihn zurückzuhalten, als er durch das Fenster einsteigen wollte. »Moment mal. Ich bin kein Rechtsanwalt. Was für Rechte sind denn das, die Sie gewahrt haben wollen? Und wie soll ich das anstellen?«

Terry fuhr zornig herum. »Machen Sie einfach Bilder oder was. Mann, ich weiß auch nicht. Versuchen Sie's mal mit 'nem bißchen Phantasie.« Sein Gesicht wurde bitter, als Deacon zweifelnd den Kopf schüttelte. »Jetzt passen Sie mal auf, Sie Mistkerl, Sie haben gesagt, Sie wollen beweisen, daß Billys Leben einen Wert gehabt hat. Na los, dann fangen Sie damit an, daß Sie beweisen, daß Walt, Tom, ich und jedes andere arme Schwein da drinnen einen Wert hat. Ich weiß, die Halle hier ist nichts weiter als ein beschissenes Loch, aber wir wohnen hier und haben unsere Rechte. Schließlich hab' ich die Polizei geholt, und die sind nicht von selber hier aufgekreuzt, also haben sie auch kein Recht, uns wie den letzten Dreck zu behandeln.« Seine hellen Augen verengten sich in plötzlicher Verzweiflung. »Billy hat immer gesagt, die Pressefreiheit wär' die stärkste Waffe des Volkes. Wollen Sie mir jetzt sagen, daß

er sich getäuscht hat?«

»Okay, Leute«, sagte ein gereizter Constable, dabei, widerspenstige Männer zur Tür zu schieben. »Los, los, raus ins Licht, wo wir euch sehen können.« Er packte einen Mann beim Arm und riß ihn herum. »Raus! Raus!«

Das Blitzlicht von Deacons Fotoapparat überraschte ihn, und er fuhr mit offenem Mund herum, um von einem zweiten Blitz eingefangen zu werden. Plötzliche Stille breitete sich in der Lagerhalle aus, als der Blitz mehrmals in rascher Folge aufflammte.

»Die kommen in einer ganzen Serie auf der Titelseite!« rief Deacon und schwang seinen Apparat zu einem anderen Beamten, der mit dem Fuß gegen einen Schlafenden stieß. »Und dazu ein Titel wie ›Polizei geht mit KZ-Methoden gegen Obdachlose vor‹.« Er richtete den Apparat wieder auf den ersten Polizisten und holte ihn mit dem Zoom näher heran. »Wiederholen Sie doch noch mal Ihr ›Raus! Raus!‹ Das dürfte bei den Leuten einige beunruhigende Erinnerungen wecken.«

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«

»Wer, zum Teufel, sind *Sie, Sir?*« gab Deacon zurück und senkte seinen Fotoapparat, um dem Mann seine Karte zu geben. »Michael Deacon. Ich bin Journalist. Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen und die Namen der anderen anwesenden Beamten?« Er zog seinen Notizblock heraus.

Ein Beamter in Zivil griff ein. »Ich bin Sergeant Harrison, Sir. Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein.« Er war ein sympathisch aussehender Mann in den Dreißigern, stämmig, mit schütterem blondem Haar, das im Luftzug der offenen Tür in die Höhe stand. Seine Augen wurden zu kleinen Schlitzen, als er liebenswürdig lächelte.

»Sie könnten mir erklären, was hier vorgeht.«

»Selbstverständlich, Sir. Wir haben diese Herrschaften gebeten, den Tatort eines Mordversuchs zu räumen. Da es freien Raum nur draußen gibt, haben wir sie gebeten, das

Gebäude zu verlassen.«

Deacon hob wieder den Fotoapparat und machte eine Aufnahme vom Inneren der riesigen Lagerhalle. »Ist das Ihr Ernst, Sergeant? Ich habe den Eindruck, hier gibt's massenhaft freien Raum. Nur mal interesseshalber, seit wann ist denn diese Praxis bei der Polizei üblich?«

»Was für eine Praxis meinen Sie, Sir?«

»Die Leute aus ihren Häusern zu treiben, wenn drinnen ein Verbrechen verübt worden ist. Werden sie nicht normalerweise höflich aufgefordert, sich in einen anderen Teil des Hauses zu begeben, im allgemeinen die Küche, wo sie zur Beruhigung eine Tasse Tee trinken können?«

»Sie sehen doch selbst, Sir, daß das hier keine Alltäglichkeit ist. Wir untersuchen ein schweres Verbrechen. Es gibt keine Beleuchtung. Die Hälfte dieser Männer ist total hinüber von Alkohol und Drogen. Die einzige Möglichkeit, rauszubekommen, was hier los ist, ist, erst mal alle rauszubugsieren und für etwas Ordnung zu sorgen.«

»Ach was?« Deacon knipste immer weiter. »Ich dachte, im allgemeinen wäre der erste Schritt, nach Zeugen zu fragen und sie zu bitten, eine Aussage zu machen.«

Der Sergeant ließ einen Moment lang die Maske fallen, und Deacons Kamera fing seinen verächtlichen Blick ein. »Diese Kerle hier wissen doch nicht mal, was Kooperation heißt. Aber« – seine Stimme schwoll an – »hier ist in der letzten Stunde ein Mann niedergestochen worden. Ich bitte jeden, der den Vorfall beobachtet hat oder etwas darüber weiß, vorzutreten.« Er wartete ein, zwei Sekunden, dann sah er Deacon mit einem gutmütigen Lächeln an. »Zufrieden, Sir? So, und jetzt lassen Sie uns vielleicht weitermachen.«

»*Ich* hab's gesehen!« rief Terry und schob sich hinter Deacon hervor. Sein Blick suchte in der Dunkelheit nach Tom. »Und ich war nicht der einzige, auch wenn man das glauben könnte, soviel Mumm wie die anderen hier zeigen.«

Schweigen folgte seinen Worten.

»Mann, ihr seid echt erbärmlich«, fuhr er beißend fort. »Kein Wunder, daß die Bullen euch wie den letzten Dreck behandeln. Was andres könnt ihr wohl nicht, was? Ihr könnt euch nur in den Dreck schmeißen und alle anderen auf euch rumtrampeln lassen.« Er spie aus. »Damit ihr wißt, was ich von Leuten halte, die lieber einen Irren frei rumlaufen lassen, als einmal in ihrem beschissensten Leben für was einzutreten.«

»Okay, okay«, ließ sich eine verdrossene Stimme aus der Mitte der Menge vernehmen. »Laß gut sein, Junge.« Tom drängte sich nach vorn und funkelte Terry ärgerlich an. »Man könnt' ja meinen, du wärst der verdammte Erzbischof von Canterbury persönlich, so wie du dich aufführst.« Er nickte dem Sergeant zu. »Ich hab's auch gesehen. Wie geht's denn so, Mr. Harrison?«

Das Verhalten des Sergeant änderte sich schlagartig. Er grinste breit. »Du meine Güte! Tom Beale! Ich hab' schon gedacht, Sie wären tot. Ihre Frau auch.«

Toms Gesicht verzog sich verächtlich. »Na, der wär' das doch egal gewesen. Die hat sich nie was aus mir gemacht. Wie Sie mich das letztemal geschnappt haben, hat sie mich an die Luft gesetzt, und seitdem hab' ich nie wieder was von ihr gesehen oder gehört.«

»Unsinn! Sie hat mir nach Ihrer Entlassung monatelang in den Ohren gelegen und mich gedrängt, Sie ausfindig zu machen. Warum sind Sie nicht nach Hause gegangen, wie's vereinbart war?«

»Das hätt' doch eh keinen Sinn gehabt«, antwortete Tom verbittert. »Sie hat mir ja klipp und klar gesagt, daß sie nichts von mir wissen will. Und dann ist sie sowieso gestorben. Vor ungefähr zwei Jahren wollt' ich sie mal besuchen, und da waren lauter fremde Leute im Haus. Haben Sie 'ne Ahnung, wie ich mich aufgeregt hab'?«

»Das heißt doch nicht, daß sie tot ist, Mann! Das Sozialamt

hat ihr sechs Monate, nachdem Sie verschwunden waren, eine Wohnung besorgt, und sie ist umgezogen.«

Tom war sichtlich erfreut. »Ehrlich? Und Sie glauben, daß sie mich sehen will?«

»Da wette ich!« Der Sergeant lachte. »Wie wär's, wenn wir Sie zu Weihnachten heimbringen? Weiß der Himmel, warum, aber Sie sind wahrscheinlich das Geschenk, auf das Ihre Frau wartet.« Er drehte seine Armbanduhr zum Licht. »Oder noch besser – wenn wir die Sauerei hier jetzt gleich klären, können Sie schon zum Abendessen zu Hause sein. Was meinen Sie dazu?«

»Einverstanden, Mr. Harrison.«

»Okay, fangen wir mit Namen und Personalbeschreibungen von allen an, die an der Sache beteiligt waren.«

»Es war nur der eine.« Tom wies zu dem Schlafenden hinunter, neben dem der Polizeibeamte stand. »Das ist der Kerl, den Sie suchen. Denning heißt er. Im Moment ist er erledigt, weil er sich immer ganz fertigmacht, wenn er seine Tobsuchtsanfälle kriegt, aber seien Sie lieber vorsichtig, wenn Sie ihn anpacken. Das ist ein echter Irrer, genau wie Terry gesagt hat, und er hat das Messer noch.« Er lachte leise und zog eine Zigarette aus einer seiner Taschen. »Wir wollen doch keinen Unfall, wo wir jetzt gerade alle so gut miteinander auskommen. Ich sag's Ihnen, Mr. Harrison, nie in meinem Leben hab' ich mich so gefreut, die Bullen zu sehen. Hier, rauchen Sie 'ne Zigarette auf mein Wohl.«

Profi, der er war, fing Deacon die Überreichung auf Film ein und verdiente ein paar Pfund an dem Bild, das er einer Fotoagentur verkaufte. Es erschien nach Weihnachten in einem der Boulevardblätter mit dem Untertitel *Eine schöne Havanna* und einem rührseligen Bericht über Toms Wiedervereinigung mit seiner Frau und die Rolle, die Sergeant Harrison in dem kleinen Drama gespielt hatte. Es war eine Parodie der Wahrheit, die der Reporter aufpoliert hatte, um dem

Jahresbeginn angemessene Wohlgefühle zu erzeugen. Tatsache war, daß Tom die Gesellschaft von Männern bevorzugte, seine Frau die ihrer Katze und Sergeant Harrison fuchsteufelswild geworden war, als er erfahren hatte, daß die Zigarre aus einer gestohlenen Lieferung aus einem entführten LKW stammte. Die ganze Episode hinterließ bei Deacon einen bitteren Nachgeschmack. Er fand es empörend, daß die sogenannte Gleichbehandlung durch die Polizei von dem Wohlwollen abhing, das ein einzelner Beamter einem einzelnen Penner entgegenbrachte. Das war nicht die Realität. Die Realität war Terrys Lagerhalle, wo die Verwahrlosung regierte und die Art, wie ein Mann zu Tode kam, das Interessanteste an ihm war.

Terry fing ihn ab, als er gerade seinen Wagen aufsperrte.  
»Die sagen, ich muß mit aufs Revier und 'ne Aussage machen.«

»Ist das ein Problem?«

»Ja. Ich will da nicht hin.«

Deacon sah an Terry vorbei zu dem Polizeibeamten, der ihm gefolgt war. »Sie können nicht beides haben. Wenn Sie möchten, daß man Ihre Rechte achtet, dann müssen Sie Ihrerseits Hilfsbereitschaft zeigen.«

»Ich fahr' nur, wenn Sie mitkommen.«

»Das hätte gar keinen Sinn. Bei Vernehmungen sind nur Anwälte zugelassen.« Er sah dem Jungen forschend in das ängstliche Gesicht. »Warum plötzlich diese Sinnesänderung? Vor zwanzig Minuten waren Sie doch noch ganz scharf darauf, eine Aussage zu machen.«

»Schon, aber nicht ganz allein auf dem Revier.«

»Tom fährt ja auch mit.«

Ein Zug schrecklicher Ernüchterung breitete sich auf dem Gesicht des Jungen aus. »Der interessiert sich doch 'n Dreck für mich und Walt. Dem geht's nur darum, dem Sergeant in den Arsch zu kriechen, damit er möglichst schnell heim zu seiner Alten kommt. Der haut mich in die Pfanne, ohne mit der

Wimper zu zucken, wenn's ihm in den Kram paßt.«

»Was weiß er denn, was wir anderen nicht wissen?«

»Daß ich erst vierzehn bin und gar nicht Terry Dalton heißt'. Ich bin mit zwölf aus dem Heim abgehauen, und ich geh' nie wieder dahin zurück.«

»Lieber Gott. Warum nicht? Was ist dort so schlimm?«

»Der Leiter war so 'n beschissener Grabscher.« Terry ballte die Fäuste. »Ich hab' mir geschworen, ich bring' ihn um, wenn er mir noch mal über den Weg läuft, und wenn sie mich jetzt zurückschieben, tue ich das auch. Das können Sie mir glauben.« Seine Stimme zitterte vor Aggressivität. »Billy hat's geglaubt. Darum hat er auf mich aufgepaßt. Er hat gesagt, er möcht' nicht noch 'n Mord auf dem Gewissen haben.«

Deacon sperrte die Wagentür wieder ab. »Wie kommt es, daß ich das Gefühl habe, daß mein Schicksal unentwirrbar mit dem Billys verstrickt ist?«

»Ich versteh' kein Wort.«

»Sagt dir Tod durch Verhungern was?« Er gab dem Jungen einen leichten Klaps. »Ich hab' nichts zu essen in meiner Wohnung«, brummte er, »und wollte eigentlich heute nachmittag meine Einkäufe erledigen. Morgen ist bestimmt überall die Hölle los.« Er führte Terry zu dem Polizeibeamten. »Keine Panik«, sagte er begütigend, als er fühlte, wie der Junge sich verkrampte. »Ich lasse dich nicht im Stich. Im Gegensatz zu Tom bin ich überhaupt nicht scharf darauf, meine Ehefrauen wiederzusehen.«

»Sind Sie das, Lawrence? Michael hier – Michael Deacon ... Ja, ganz recht, ich habe ein Problem. Ich brauche einen seriösen Anwalt, der mir mit ein paar kleinen Notlügen aushilft ... Nur gegenüber der Polizei.« Er hielt sein Handy von seinem Ohr ab. »Hören Sie mal, *Sie* haben mir doch geraten, mir ein Haustier anzuschaffen. Ich finde, da schulden Sie mir jetzt auch ein bißchen Unterstützung ... Nein, es ist kein bissiger Hund, es ist ein harmloser kleiner Streuner ... Ich kann nicht

beweisen, daß ich der Eigentümer bin, und es sieht so aus, als wollten sie ihn über Weihnachten ins Heim stecken ... Ja, finde ich auch. Es ist ein Jammer ... Richtig. Ich brauche lediglich einen Bürgen ... Sie kommen? Na, wunderbar. Es ist das Revier auf der Isle of Dogs. Ich geb' Ihnen das Taxigeld zurück, wenn Sie hier sind.«

Terry lümmelte neben Deacon im Auto, das in einer Straße im East End geparkt stand. »Sie hätten ihm die Wahrheit sagen sollen. Der rastet doch aus, wenn er kommt und sieht, daß ich gar kein Hund bin. Nie im Leben lügt der für einen, den er nicht kennt.« Er legte seine Hand auf den Türgriff. »Am besten hau' ich gleich ab.«

»Daran brauchst du nicht mal zu denken«, entgegnete Deacon ruhig. »Ich habe Sergeant Harrison versprochen, daß du Punkt fünf auf dem Revier bist, und da wirst du auch erscheinen.« Er bot dem Jungen eine Zigarette an und nahm sich selbst auch eine. »Schau mal, keiner zwingt dich, diese Aussage zu machen. Du machst sie freiwillig, da werden die dich nicht durch die Mangel drehen, außer wenn Tom dich verrät. Und selbst dann werden sie dich mit Glacehandschuhen anfassen, weil Kinder nicht vernommen werden dürfen, ohne daß eine erwachsene Begleitperson anwesend ist. Ich garantiere dir, daß es dazu gar nicht kommen wird, aber wenn doch, haut Lawrence dich raus.«

»Ja, aber —«

»Verlaß dich auf mich. Wenn Lawrence denen erklärt, daß du Terry Dalton heißt und achtzehn Jahre alt bist, dann glauben sie es ihm. Er ist sehr überzeugend. Er sieht aus wie eine Kreuzung zwischen dem Papst und Albert Einstein.«

»Er ist ein Scheißanwalt. Wenn Sie ihm die Wahrheit sagen, muß er's den Bullen weitergeben. Das ist so mit den Anwälten.«

»Nein, so ist es nicht«, widersprach Deacon im Brustton der Überzeugung, obwohl er gar nicht so sicher war. »Sie vertreten

die Interessen ihrer Mandanten. Aber ich werde Lawrence sowieso nichts sagen, wenn es nicht unbedingt sein muß.«

Terry grinste über das ganze Gesicht, als er aus dem Vernehmungszimmer kam. »Gehen wir?« sagte er zu Deacon und Lawrence Greenhill, als er auf dem Weg nach draußen im Warteraum an ihnen vorbeiging.

Sie holten ihn auf der Straße ein. »Und?« fragte Deacon.

»Alles bestens. Die sind überhaupt nicht auf die Idee gekommen, daß ich nicht der sein könnte, für den ich mich ausgegeben hab'.« Er begann zu lachen.

»Was ist so komisch?«

»Sie haben mich vor Ihnen und Lawrence gewarnt, weil sie gedacht haben, Sie wären zwei Tunten, die hinter meinem Arsch her sind. Warum hätten Sie sonst da draußen rumhängen sollen, wo ich doch nur 'ne Aussage gemacht hab'.«

»Heiliger Strohsack«, schimpfte Deacon. »Und was hast du gesagt?«

»Ich hab' gesagt, sie brauchen keine Angst haben, weil ich so was eh nicht mach'.«

»Na wunderbar! Jetzt stehen wir als die beiden Bösewichter da, und du bist der Strahlemann.«

»So könnt' man's sehen«, bestätigte Terry und versteckte sich hinter Lawrence.

Lawrence lachte vergnügt. »Ehrlich gesagt, ich fühle mich direkt geschmeichelt, daß man mir noch soviel Tatendrang zutraut.« Er faßte Terry unter und zog ihn den Bürgersteig entlang zu einem Pub an der Ecke. »Soso, sie haben uns also für Schwule gehalten.« Vor der Tür des Pubs blieb er stehen und wartete, bis Terry sie ihm öffnete. »Danke«, sagte er und ergriff haltsuchend die Hand des Jungen, als er vorsichtig die Stufe hinaufstieg.

Terry warf Deacon über die Schulter hinweg einen gequälten Blick zu, der klar sagte, der Alte hält mich an der Hand, ich glaub', das ist ein beschissener Schwuler, aber Deacon bleckte

nur grimmig lächelnd die Zähne. »Geschieht dir recht«, sagte er lautlos und folgte den beiden.

Barry Grover blickte beinahe schuldbewußt auf, als der Wachmann die Tür zur Bibliothek öffnete und eintrat. »Okay, junger Mann, ab mit Ihnen, aber schnell«, sagte Glen Hopkins energisch. »Die Redaktion ist geschlossen, und Sie sollten Weihnachten feiern.«

Er war ein pensionierter Oberbootsmann, der kein Blatt vor den Mund nahm, und nachdem er sich lange genug die boshaften Klatschgeschichten der Frauen über Barry angehört hatte, hatte er nach eingehender Überlegung beschlossen, den jungen Mann an die Hand zu nehmen. Er wußte genau, was für ein Problem er hatte, und es war nichts, was sich nicht mit praktischen Ratschlägen und ein paar offenen Worten richten ließ. Er kannte Typen wie Barry aus der Marine, obwohl sie da zugegebenermaßen jünger gewesen waren.

Barry deckte die Papiere zu, die vor ihm lagen. »Ich arbeite an einer dringenden Sache«, erklärte er wichtigstuerisch.

»Tun Sie nicht. Wir wissen doch beide, was Sie da treiben, und Arbeit ist es nicht.«

Barry nahm seine Brille ab und spähte blind durch den Raum. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Aber klar wissen Sie das, und es ist nicht gesund, mein Junge.« Gewichtigen Schrittes kam Glen näher. »Ein junger Kerl wie Sie gehört unter Leute, er sollte seinen Spaß haben, anstatt hier im Finstern rumzusitzen und sich Bilder anzuschauen. Ich hab' hier ein paar Karten mit Adressen und Telefonnummern, und ich schlag' vor, Sie suchen sich die aus, die Ihnen am besten gefällt, und rufen sie an. Kostet natürlich eine Kleinigkeit, und ein Kondom brauchen Sie auch, aber die wird Sie im Nu auf die Höhe bringen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Es ist doch nichts dabei, sich am Anfang ein bißchen Hilfe geben zu lassen.« Er legte die Karten einiger

Prostituerter auf den Schreibtisch und gab Barry einen väterlichen Klaps auf die Schulter. »Sie werden sehen, das Richtige macht tausendmal mehr Spaß als eine Schachtel voll Fotos.«

Barry lief feuerrot an. »Sie verstehen nicht, Mr. Hopkins. Ich arbeite an einer Sache für Mike Deacon.« Er deckte die Bilder von Billy Blake und James Streeter auf. »Es ist ein Riesenknüller.«

»Klar, drum sitzt Mike auch am anderen Schreibtisch und hilft Ihnen«, sagte Glen ironisch, »anstatt wie sonst die Kneipen unsicher zu machen. Nun kommen Sie schon, mein Junge, keine Story ist so wichtig, daß sie nicht bis nach Weihnachten Zeit hat. Sie können sagen, es geht mich nichts an, aber ich hab' einen guten Blick für die Probleme von anderen, und damit, daß Sie hier rumhängen, lösen Sie Ihres bestimmt nicht.«

Barry wich vor ihm zurück. »Sie sind völlig auf dem Holzweg«, murmelte er.

»Sie sind einsam, mein Junge, und wissen nicht, was Sie dagegen tun sollen. Ihre Mutter ist eine, die sich gern einmischt – vergessen Sie nicht, daß ich immer ans Telefon geh', wenn sie abends hier anruft –, und, nehmen Sie's mir nicht übel, wenn ich's gerade heraus sage, für Sie wär's besser gewesen, Sie hätten sich schon längst abgesetzt. Sie brauchen nur ein bißchen Selbstvertrauen, um loszulegen, und es ist doch nicht verboten, wenn man dafür erst mal zahlt.« Er lächelte aufmunternd. »Na los, zischen Sie ab und machen Sie sich ein Weihnachtsgeschenk, das Sie nie vergessen werden.«

Tief gedemütigt, blieb Barry nichts anderes übrig, als die Karten an sich zu nehmen und zu gehen, doch die Beschämung trieb ihm die Tränen in die Augen, und er blieb zwinkernd, wie ein verirrtes Kind, auf der Straße stehen, als die Tür hinter ihm geschlossen wurde. Er fürchtete so sehr, daß Glen ihn darüber ausfragen würde, wie alles gelaufen sei, daß er schließlich in

eine Telefonzelle trat und die erste Nummer aus dem Kartenstapel wählte, die der Mann für ihn ausgesucht hatte. Hätte er gewußt, daß Glen, der der schlichten Überzeugung war, Sex könne jedes Übel heilen, diese Karten jedem Mitarbeiter zu verpassen pflegte, von dem er glaubte, er mache gerade eine schwere Zeit durch, so hätte er sich vielleicht zweimal überlegt, was er tat. So aber fürchtete er, seine Jungfräulichkeit würde zum allgemeinen Gespött werden, wenn er Glens Vorschlag nicht nachkam, und erklärte sich deshalb, mehr aus Angst, zur Zielscheibe des allgemeinen Spotts zu werden, als aus erwartungsfroher Begierde, bereit, die 100 Pfund zu bezahlen, die Fatima, das türkische Wunder, als Preis nannte.

»So«, sagte Lawrence Greenhill, als sie mit Getränken vor sich um einen Tisch saßen, »und jetzt erklärt mir Terry vielleicht, warum ich eigentlich hier bin.«

Terry wich der Frage aus, indem er den Kopf zu seinem Bierglas hinuntersetkte.

»Es ist ganz einfach –«, begann Deacon.

»Dann kann Terry es mir doch erklären«, unterbrach Lawrence mit überraschender Bestimmtheit. »Ich habe ein Faible für alles Einfache, Michael, aber Sie haben mich bisher nur in Verwirrung gestürzt. Ich habe starke Zweifel daran, daß Terry der ist, für den er sich ausgibt, und das bedeutet, daß wir beide, Sie und ich, in die wenig beneidenswerte Lage von Begünstigern geraten können, die Terry nach einem Verbrechen, das er irgendwann früher begangen hat, Beistand leisten.«

Resignation verdüsterte Terrys Gesicht. »Ich hab' ja gleich gewußt, daß das 'ne Schnapsidee war«, sagte er verdrossen zu Deacon. »Erstens versteh' ich kein beschissenes Wort von dem, was er da redet. Bei Billy war's genauso. Der hat immer mit Wörtern rumgeschmissen, die keiner von uns gekannt hat. Einmal hab' ich zu ihm gesagt, er soll gefälligst Englisch reden, verdammt noch mal, und da hat er gelacht, als hätt' ich ihm gerade den besten Witz der Welt erzählt.« Er richtete seine hellen Augen auf Lawrence. »Alle reiten immer auf den Namen rum«, sagte er heftig, »aber was ist eigentlich so wichtig an so 'nem beschissenem Namen? Und was ist so wichtig dran, wie alt einer ist? Hauptsache ist doch, ob sich einer wie 'n Kind oder wie 'n Erwachsener aufführt. Okay, ich heiß' vielleicht nicht Terry und ich bin vielleicht nicht achtzehn, aber mir gefällt's so, weil ich dann mehr Achtung krieg'. Eines Tages werd' ich mal jemand, und dann werden

Leute wie Sie stolz drauf sein, daß sie mich kennen, ganz gleich, wie ich heiß'. Wichtig bin ich« – er tippte sich auf die Brust –, »nicht mein Name.«

Deacon schob Terry eine Zigarette hin. »Es liegt kein Verbrechen vor, Lawrence«, sagte er sachlich.

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Na, was hab' ich gesagt?« fragte Terry aggressiv. »Scheißrechtsanwälte! Jetzt behauptet er auch noch, daß ich lüge.«

Deacon machte eine beschwichtigende Bewegung mit den Händen. »Terry ist vor zwei Jahren mit zwölf aus dem Heim durchgebrannt und will auf keinen Fall wieder dorthin zurück, weil der Leiter ein Pädophiler ist. Deswegen hat er sich vier Jahre älter gemacht und sich einen anderen Namen zugelegt. So einfach ist das.«

Lawrence schnalzte ungeduldig mit der Zunge, ohne sich von dem wutschnaubenden Terry an seiner Seite beeindrucken zu lassen. »Das nennen Sie einfach, daß ein Kind zwei der wichtigsten Jahre seines Lebens unter schrecklichsten Umständen verbracht hat, ohne Schulbildung und ohne liebevolle elterliche Führung? Ich sollte Sie vielleicht daran erinnern, Michael, daß es gerade einmal fünf Stunden her ist, daß Sie mir erzählt haben, wie gern Sie Vater wären.« Er wies mit magerer, durchsichtiger Hand auf Terry. »Dieser Junge ist kein harmloser Streuner, den man jetzt, wo Sie die Polizei daran gehindert haben, ihm gegenüber ihre Pflicht zu tun, einfach sich selbst überlassen kann. Er braucht die Fürsorge und den Schutz, die eine zivilisierte Gesellschaft –«

»Ich hab' Billy gehabt«, unterbrach Terry zornig. »Der hat sich um mich gekümmert.«

Lawrence sah ihn einen Moment an, dann nahm er die Fotografie, die Deacon ihm gegeben hatte, aus seiner Brieftasche. »Ist das Billy?«

Terry warf einen Blick auf das Foto und sah weg. »Ja.«

»Es muß schlimm für dich gewesen sein, ihn zu verlieren.«

»Nicht besonders.« Er senkte den Kopf. »So scharf war er auch wieder nicht. Die meiste Zeit war er total weggetreten, da hab' *ich* mich dann um ihn kümmern müssen.«

»Aber du hast ihn geliebt?«

Der Junge ballte wieder die Fäuste. »Wenn Sie jetzt behaupten wollen, daß Billy und ich Schwuchteln waren, kriegen Sie von mir eine rein.«

»Mein lieber Junge«, sagte Lawrence begütigend, »so etwas ist mir überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Mir graut bei der Vorstellung dieser Welt, in der du lebst, in der Menschen es nicht wagen, ihre Zuneigung zueinander auszudrücken, weil sie Angst davor haben, was die anderen denken könnten. Es gibt tausend Arten, einen Menschen zu lieben, und nur eine davon ist die sexuelle Liebe. Ich denke, du hast Billy wie einen Vater geliebt, und so, wie du ihn beschreibst, hat er dich wie einen Sohn geliebt. Ist das so beschämend, daß du es leugnen mußt?«

Terry sagte nichts, und es entstand ein Schweigen. Deacon brach es schließlich, weil es unbehaglich zu werden begann.

»Hört mal, ich weiß nicht, wie's mit euch ist«, sagte er, »aber ich hab' eine scheußliche Nacht hinter mir und würde den Tag jetzt gern beschließen. Meine persönliche Meinung ist, daß Terry ein schlaues Bürschchen ist, das es mal weit bringen kann – er hat auf jeden Fall weit mehr im Köpfchen als ich in seinem Alter. In meiner Wohnung gibt's ein Gästebett, ich hab', soweit ich sehen kann, ein ziemlich tristes Weihnachten ganz allein vor mir und hätte gegen Gesellschaft nichts einzuwenden. Also was meinst du, Terry? Meine Bude oder die Lagerhalle für die nächsten Tage? Wir beide können uns ein lustiges Leben machen, während Lawrence sich den Kopf über die Zukunft zerbricht.«

»Sie haben doch gesagt, Sie hätten nichts zu essen da«, brummte Terry undankbar.

»Stimmt. Wir nehmen uns heute abend irgendwo was mit, und morgen besorgen wir einen Truthahn,«

»Sie wollen mich doch in Wirklichkeit gar nicht haben. Das ist Ihnen jetzt nur eingefallen, weil Lawrence gemeint hat, Sie würden einen miserablen Vater abgeben.«

»Richtig. Aber es *ist* mir immerhin eingefallen. Also, was sagst du?« Er blickte auf den gesunken Kopf. »Jetzt hör mir mal zu, du kleines Ekel, so schlecht bist du doch heute wirklich nicht mit mir gefahren. Ich geb' zu, daß ich von elterlicher Sorge keine Ahnung habe, aber ein kleines Dankeschön für meine Bemühungen wäre, finde ich, nicht unangebracht.«

Terry lachte plötzlich und hob den Kopf. »Danke, Dad. Sie waren echt gut heute. Wie wär's, wenn wir uns was beim Inder holen?«

In den blassen Augen des Jungen blitzte ein triumphierendes Leuchten auf, das so schnell wieder erlosch, daß Deacon es nicht bemerkte. Aber Lawrence bemerkte es. Er war älter und erfahrener und hatte darauf gewartet.

Lawrence lehnte Deacons Angebot, ihn nach Hause zu fahren, dankend ab, ließ sich aber die Adresse in Islington geben, für den Fall, daß die Polizei sich bei ihm melden sollte. Er riet Terry, seine Gnadenfrist zu nutzen und darüber nachzudenken, ob eine Rückkehr in die Lagerhalle gut für ihn sei, warnte ihn, daß seine wahren Personalien unweigerlich ans Licht kämen, wenn er vor Gericht gegen Denning aussagen müsse, und meinte, er solle sich überlegen, ob er nicht, bevor man ihn dazu zwinge, freiwillig in ein geregeltes Leben zurückkehren wollte. Dann bat er Terry, ihm ein Taxi zu rufen, und während der Junge am Tresen beim Telefon stand, warnte er Deacon vor Naivität. »Behalten Sie eine gesunde Skepsis bei, Michael. Vergessen Sie nicht, was für ein Leben Terry geführt hat und wie wenig Sie über ihn wissen.«

Deacon lächelte leicht. »Ich hatte Angst, Sie würden mir empfehlen, ihn liebevoll ans Herz zu drücken. Mit gesunder

Skepsis kann ich umgehen. Da kenn' ich mich gut aus.«

»Oh, ich glaube nicht, daß Sie ganz so abgebrüht sind, wie Sie sich einbilden, mein Freund. Sie haben alles, was er Ihnen erzählt hat, geschluckt, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Sie meinen, er lügt?«

Lawrence zuckte die Achseln. »Unser Gespräch war voller Anspielungen auf Homosexualität, und das macht mir Sorge. Sie öffnen einer Beschuldigung versuchter Vergewaltigung Tür und Tor, wenn Sie ihn mit in Ihre Wohnung nehmen. Und dann wird Ihnen nichts andres übrigbleiben, als zu zahlen, was er von Ihnen fordert.«

Deacon runzelte die Stirn. »Kommen Sie, Lawrence, der Junge hat in bezug auf dieses ganze Thema doch den reinsten Verfolgungswahn. Der würde sich niemals auch nur anfassen lassen von mir, wie soll er mich da der Vergewaltigung beschuldigen?«

»Der *versuchten* Vergewaltigung, mein Junge, und machen Sie sich bitte klar, wie gut sein Verfolgungswahn wirkt. Er hat Sie so eingelullt, daß Sie es für völlig gefahrlos halten, ihn mit nach Hause zu nehmen, was ich, ehrlich gesagt, nur mit großen Vorbehalten tun würde.«

»Warum haben Sie mich dann da reingetrieben?«

Lawrence seufzte. »Das habe ich nicht getan, Michael. Ich habe gehofft, Sie beide davon zu überzeugen, daß Terry wieder in ein Heim gegeben werden sollte.« Er beobachtete den Jungen, während er sprach. Der Barkeeper schob ihm ein Telefonbuch hin, das er anscheinend nicht nehmen wollte. »Sagen Sie mir doch mal, wie Sie reagieren werden, wenn er plötzlich anfängt zu brüllen, sich die Kleider zerreißt und droht, zu einem Ihrer Nachbarn zu laufen und zu erzählen, er sei gefangen gehalten und sexuell belästigt worden?«

»Warum sollte er so was tun?«

»Ich denke, weil er's schon früher getan hat und weiß, daß es funktioniert. Sie dürfen wirklich nicht mit geschlossenen

Augen in dieses Abenteuer hineinstolpern, Michael.«

»Prächtig«, sagte Deacon und senkte müde seinen Kopf in seine Hände. »Und was, zum Teufel, soll ich jetzt tun? Soll ich dem Früchtchen sagen, es soll sich verziehen?«

Lawrence lachte leise. »Aber, aber! So schnell lassen Sie sich den Schneid abkaufen? Das Unfreundlichste, aber wahrscheinlich Gescheiteste wäre es, ihn der Polizei zu übergeben und alles andere den Sozialarbeitern zu überlassen, aber das wäre natürlich sehr hart, da Sie ihm gerade Weihnachten bei sich zu Hause angeboten haben. Immerhin sind Sie ja nun vorgewarnt und können sich wappnen. Ich finde, Sie müssen bei Ihrer Einladung bleiben, aber zusehen, daß Sie dem armen Jungen immer einen Schritt voraus sind.«

»Für was halten Sie ihn denn nun eigentlich?« schimpfte Deacon. »Vor einer halben Minute hatte der *arme Junge* noch vor, mich um Tausende zu erpressen.«

»Weshalb sollte das eine das andere ausschließen? Er ist ein ungeliebter, unausgegorener Jugendlicher ohne Schulbildung, der auf der Straße zweifellos einige raffinierte Tricks gelernt hat, um sich mit Kleidung, Essen, Trinken und Drogen einzudecken. Vielleicht ist es ja so, daß gerade Sie der Mensch sind, den er jetzt braucht, um wieder ein geordnetes Leben zu finden.«

»Der steckt mich doch allemal in die Tasche«, brummte Deacon pessimistisch.

»Ganz sicher nicht«, versetzte Lawrence, der immer noch den Tresen im Auge hatte, wo Terry endlich den Barkeeper bat, ihm ein Taxiunternehmen aus dem Telefonbuch herauszusuchen. »Sie haben immerhin den Vorteil, kein Analphabet zu sein.«

Bei Fatima, die sehr schlecht Englisch sprach, erlebte Barry nichts als Scham und Demütigung. Die Beleuchtung in ihrem Ein-Zimmer-Appartement war schummrig, und er starre

angewidert und erschrocken auf das zerwühlte Bett, auf dem sich noch der Körperabdruck eines früheren Freiers abzuzeichnen schien. In dem auf türkisch getrimmten Zimmer hing ein Geruch, der mehr Fatima selbst zuzuschreiben war als dem Sortiment von Räucherstäbchen, die auf einem Toilettentisch brannten.

Sie war eine wohl ausgestattete Frau in den mittleren Jahren und pflegte ihre Geschäfte mit einer Routine abzuwickeln, die keine Zeitverschwendungen zuließ. Sie erkannte schnell, daß sie es mit einem Novizen zu tun hatte, und sah wiederholt auf ihre Uhr, während Barry sich stammelnd vorstellte und gleichzeitig krampfhaft überlegte, wie er sich aus dieser gräßlichen Situation herausmanövriren konnte, ohne sie zu beleidigen.

»Hundert«, unterbrach sie ihn ungeduldig und rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Und zieh Hose aus. Wen interessiert, daß du Barry heißen? Ich dich Schatzi nennen. Wie du mögen? Wie Hunde? Öl?« Sie schürzte verführerisch die roten Lippen. »Du netter sauberer Mann. Für hundertfuffzig Fatima dir einen blasen. Magst du? Schön, hm, Schatzi?«

In Todesangst, daß sie ihn nicht gehen lassen würde, wenn er keine Zahlung leistete, wühlte Barry seine Brieftasche heraus und ließ zu, daß sie sich fünf Zwanziger nahm. Das war ein Fehler. Sobald das Geld die Hände gewechselt hatte, ging sie, da Barry keinerlei Anstalten machte, sich zu entkleiden, daran, ihn auszuziehen. Sie war eine kräftige Frau und offensichtlich entschlossen, ihren Teil der Vereinbarung zu erfüllen.

»Komm schon, Schatzi. Nicht schüchtern sein. Fatima viel Erfahrung. Da, du sehen, kein Problem! Du großer, starker Mann.« Routiniert fischte sie aus einer Schublade ein Kondom, legte es ihm mit vollendet Kunstsicherheit an und begann ohne weitere Umschweife, ihre türkischen Wunder zu vollbringen.

Barry war ihrer Fertigkeit nicht gewachsen, und die ganze Angelegenheit war innerhalb von Sekunden erledigt.

»So, Schatzi«, sagte sie, »alles fertig, alles bestens. Du wirklich großer Bursche. Wenn du Geld, du immer kannst wiederkommen. Fatima immer für dich da. Nächstes Mal nicht soviel reden, mehr Spaß, okay? Du bezahlen für guten Sex, und Fatima geben guten Sex. So, du jetzt Hose wieder anziehen und auf Wiedersehen.«

Sie hatte die Tür schon geöffnet, ehe er ordentlich angezogen war, und da er nicht wußte, was er sonst damit anfangen sollte, schob er das Kondom in die Tasche. Als er davonging, rief sie ihm nach: »Du bald wiederkommen, Barry«, und es würgte ihn vor Ekel vor ihr und ihrem ganzen Sex.

»Was hat der Alte zu Ihnen gesagt, als ich am Telefon war?« fragte Terry argwöhnisch auf dem Weg zum Auto.

»Nichts Besonderes. Er macht sich Sorgen um deine Zukunft und überlegt, was man da am besten machen könnte.«

»Ah ja, aber wenn der mich reinlegt und zu den Bullen geht, kann er sich auf was gefaßt machen.«

»Er hat dir doch sein Wort gegeben, daß er das nicht tun wird. Glaubst du ihm nicht?«

Terry trat mit dem Fuß gegen die Bordsteinkante. »Schon. Aber so, wie er einen dauernd antatscht und von Liebe quatscht ... Glauben Sie, der ist schwul?«

»Nein. Würde es denn eine Rolle spielen, wenn er's wäre?«

»Worauf Sie sich verlassen können. Mit Schwuchteln will ich nichts zu tun haben.«

Deacon schob den Schlüssel ins Schloß der Wagentür, hielt jedoch inne, ehe er ihn drehte, und sah den Jungen über das Autodach hinweg an. »Warum sprichst du dann ständig von ihnen?« fragte er. »Du benimmst dich wie ein Alkoholiker, der dauernd vom Alkohol reden muß, weil er es kaum aushält bis zum nächsten Schluck.«

»Ich bin kein beschissener Schwuler«, erklärte Terry empört.

»Dann beweis es, indem du das Thema von jetzt an nicht

mehr anschneidest.«

»Okay. Können wir noch an der Halle vorbeifahren?«

Deacon betrachtete ihn nachdenklich. »Warum?«

»Ich brauch' noch ein paar Sachen. Klamotten und so.«

»Warum kannst du nicht mitkommen, wie du bist?«

»Weil ich kein beschissener Penner bin.«

Nachdem Deacon zehn Minuten dagesessen und mit den Fingern auf das Lenkrad getrommelt hatte, ohne daß Terry wiedererschienen war, überlegte er, ob er nach ihm sehen sollte. Er meinte, Lawrence' Stimme zu hören: Finden Sie das fürsorglich, Michael? Sie lassen einen Vierzehnjährigen ganz allein in diese Räuberhöhle gehen, und das nennen Sie Verantwortungsgefühl?

Er verschob eine schwierige Entscheidung, indem er sich zu einer anderen durchrang. Er nahm sein Handy und wählte die Nummer seiner Schwester. »Emma?« sagte er, als eine Frauenstimme sich meldete.

»Nein, ich bin's, Antonia.«

»Du hast eine Stimme wie deine Mutter.«

»Wer spricht da bitte?«

»Dein Onkel Michael.«

»Das gibt's doch nicht«, sagte Antonia beinahe ehrfürchtig.

»Bleib dran, okay? Ich hole Mama.« Der Hörer flog krachend auf einen Tisch, und er hörte sie nach ihrer Mutter rufen.

»Schnell! Schnell! Es ist Michael.«

Seine Schwester meldete sich außer Atem. »Hallo, hallo! Michael?«

»Reg dich ab und hol erst mal tief Luft«, sagte er einigermaßen erheitert. »Ich bin ja noch da.«

»Ich bin gerannt. Wo bist du?«

»In einem Auto vor einer Lagerhalle im East End.«

»Was tust du da?«

»Nichts von Interesse.« Er sah schon, wie das Gespräch von Belanglosigkeiten verschlungen wurde, denn Emma hatte das

gleiche Geschick wie er, sich schwierige Dinge vom Leib zu halten. »Hör zu, ich hab' deine Karte bekommen. Julia hat mir auch geschrieben. Wie ich höre, geht es Ma nicht gut.«

Es folgte eine kurze Stille. »Das sollte Julia dir doch nicht erzählen«, sagte Emma ärgerlich. »Ich hoffte, du hättest angerufen, weil du diesen albernen Streit endlich begraben willst, nicht weil du wegen Ma ein schlechtes Gewissen hast.«

»Ich habe kein schlechtes Gewissen.«

»Dann eben aus Mitleid.«

Hatte er Mitleid? Am stärksten war immer noch der Zorn. »Untersteh dich, diese Hure in mein Haus zu bringen«, hatte seine Mutter gesagt, als er ihr von seiner Heirat mit Clara berichtet hatte. »Wie kannst du es wagen, den Namen deines Vaters in den Schmutz zu ziehen, indem du ihn einem billigen Flittchen gibst? Hat es dir denn noch nicht gereicht, ihn umzubringen, Michael?« Das war vor fünf Jahren gewesen, und seitdem hatte er sie nicht mehr gesprochen.

»Ich bin immer noch wütend, Emma, also rufe ich vielleicht aus Pflichtgefühl an. Ich werde mich nicht bei ihr entschuldigen – bei dir übrigens genausowenig –, aber es tut mir leid, daß sie krank ist. Was soll ich deiner Meinung nach tun? Ich bin gern bereit, sie zu besuchen, wenn sie bereit ist, ihre Zunge im Zaum zu halten, aber ich werde sofort gehen, wenn sie wieder loslegt. Das ist der einzige Vorschlag, den ich machen kann. Also, wie ist es, soll ich kommen oder nicht?«

»Du hast dich kein bißchen geändert!« rief sie zornig. »Deine Mutter ist praktisch blind und verliert möglicherweise ihr Bein wegen der Diabetes, und du feilschst herum. Tolles Pflichtgefühl, Michael. Sie war fast den ganzen September im Krankenhaus, und jetzt zahlen Hugh und ich uns dumm und dämlich für private Pflege auf dem Hof, weil sie sich weigert, zu uns ins Haus zu ziehen. *Das* ist Pflichtgefühl, dafür zu sorgen, daß die eigene Mutter gut betreut wird, auch wenn man sich dafür selbst einschränken muß.«

Deacon blickte mit zusammengekniffenen Augen zur Lagerhalle hinüber. »Was ist denn aus ihren angelegten Geldern geworden? Sie hatte doch vor fünf Jahren ein sehr gutes Einkommen, wieso zahlt sie die Pflege nicht selbst?«

»Sie hat uns angeboten, das Schulgeld für die Mädchen zu übernehmen, und hat gleich alles auf einmal im voraus von ihrem Kapital bezahlt«, erklärte Emma widerstrebend. »Sie hat genug für sich zurückbehalten, um davon leben zu können, aber für mehr reicht es nicht. *Wir* haben sie nicht darum gebeten«, fügte sie abwehrend hinzu. »Es war allein ihre Idee, und schließlich konnte keiner von uns wissen, daß es so schlimm mit ihr werden würde. Für dich was aufzuheben, wäre sowieso sinnlos gewesen. Ich meine, wir waren alle überzeugt davon, daß du nie wieder einen Ton mit uns reden würdest.«

»Richtig«, sagte er kühl. »Ich spreche jetzt nur mit dir, weil Julia so verdammt sicher war, daß ich es nicht tun würde.«

Emma seufzte. »Ist das der einzige Grund, weshalb du angerufen hast?«

»Ja.«

»Das glaube ich dir nicht. Warum kannst du nicht einfach sagen, daß es dir leid tut, und die Vergangenheit begraben?«

»Weil es nichts gibt, was mir leid tun müßte. Es ist nicht meine Schuld, daß Pa gestorben ist, ganz gleich, wie du und Ma darüber denken.«

»Das war's doch gar nicht, was sie dir übelgenommen hat. Sie hat sich darüber geärgert, wie du Julia behandelt hast.«

»Das ging sie überhaupt nichts an.«

»Julia war ihre Schwiegertochter. Sie hatte sie sehr gern. Ich übrigens auch.«

»Ihr wart nicht mit ihr verheiratet.«

»Das ist nun wirklich billig, Michael.«

»Ja, du hast's nicht so billig gemacht, du hast mit Hugh zusammen gleich die Konten geräumt«, versetzte Deacon sarkastisch. »Ich habe nie einen Penny von Ma genommen,

wenn sie mich also sehen will, dann zu meinen Bedingungen. Ich schulde ihr nämlich nichts, ganz gleich, wie viele Beine sie demnächst verliert.«

»Wie kannst du nur so was sagen?« fuhr seine Schwester ihn empört an. »Geht es dir denn überhaupt nicht nahe, daß sie krank ist?«

Wenn ja, so war er nicht bereit, es zuzugeben. »Zu meinen Bedingungen, Emma, oder gar nicht. Hast du was zu schreiben da? Okay, hier ist meine Telefonnummer zu Hause.« Er gab sie ihr an. »Ich nehme an, du bist Weihnachten auf dem Hof. Ich schlage vor, du besprichst das mit Ma und rufst mich dann mit eurer Entscheidung an. Und vergiß nicht, daß ich mir geschworen habe, Hugh eine Abreibung zu verpassen, wenn ich ihn das nächstmal sehe. Das solltest du bei deiner Entscheidung vielleicht berücksichtigen.«

»Du kannst doch Hugh nicht schlagen!« rief sie entsetzt. »Er ist dreiundfünfzig.«

Deacon lachte grimmig. »Na prima, dann dürfte ja ein Schlag reichen.«

Wieder trat Schweigen ein. »Er wollte sich schon seit Ewigkeiten bei dir entschuldigen«, sagte Emma dann kleinlaut. »Er hat das, was er gesagt hat, überhaupt nicht so gemeint. Das ist ihm nur in der Hitze des Gefechts so rausgerutscht. Hinterher hat es ihm leid getan.«

»Der arme Hugh. Dann wird's ihm doppelt weh tun, wenn ich ihm die Nase breche.«

Terry kam mit zwei verdreckten Koffern aus der Lagerhalle zurück und warf sie auf den Rücksitz. Zur Erklärung sagte er, da die Halle voller beschissener Diebe sei, habe er beschlossen, sein Eigentum mitzunehmen, um es zu schützen. Deacon sah es mehr nach einem Umzug mit Sack und Pack in der Hoffnung auf ein zukünftiges Luxusleben aus.

»Wird dieses ständige ›beschissen‹ auf die Dauer nicht etwas eintönig?« erkundigte sich Deacon, als er losfuhr.

Sie aßen ihre indische Mahlzeit auf der Kühlerhaube des Wagens hockend. Es war eiskalt draußen, aber Deacon wollte lieber vor Kälte schlottern, als sich die Polsterung seines Wagens mit roter Soße versauen zu lassen. Terry fragte, warum sie nicht im Restaurant gegessen hätten.

»Weil ich die Befürchtung hatte, die würden uns nie bedienen, nachdem du sie Wogs genannt hastest«, gab Deacon unwirsch zurück.

Terry grinste. »Wie nennen Sie sie denn?«

»Menschen.«

Eine Zeitlang hockten sie schweigend nebeneinander und blickten die Straße hinunter. Zum Glück war sie praktisch menschenleer, sie erregten also kaum Aufmerksamkeit. Deacon fragte sich, wem es peinlicher gewesen wäre, ihm oder Terry, wenn ein Bekannter vorbeigekommen wäre und sie gesehen hätte.

»Und was tun wir jetzt?« fragte Terry und schob sich das letzte Zwiebelbhadschi in den Mund. »Gehen wir in ein Pub? Oder in 'nen Nachtclub? Bekiffen wir uns?«

Deacon, den nur danach verlangte, vor dem Feuer die Füße hochzulegen und bei irgendeinem Fernsehfilm vor sich hin zu dösen, stöhnte insgeheim. Pub, Nachtclub oder kiffen? Er kam sich alt und abgetakelt vor neben diesem hyperaktiven Vierzehnjährigen, der seit einer geschlagenen Stunde unaufhörlich auf seinem Hintern herumrutschte, sich kratzte und schüttelte und keine Sekunde ruhig sitzen konnte. Diese ständige rastlose Bewegung lenkte seine Gedanken auf Flöhe, Läuse und Wanzen und auf die Frage, wie es zu schaffen sei, Terry in die Badewanne und seine Kleider in die Waschmaschine zu bugsieren, ohne falsch verstanden zu werden.

Eines war sicher: Terrys Kleintierzoo würde er in seiner Wohnung nicht beherbergen.

Die Auseinandersetzung zwischen Emma und Hugh Tremayne hatte hochdramatische Ausmaße erreicht, und wie immer hatte Hugh bei der Whiskyflasche Zuflucht gesucht. »Hast du eigentlich eine Vorstellung davon, wie es ist, der einzige Mann in einem Haus voller dominanter Frauen zu sein?« schrie er sie an. »Glaubst du vielleicht, ich wäre nie versucht gewesen, das gleiche zu tun wie Michael und einfach auf und davon zu gehen? Diese ewige Nörgelei! Das ist doch das einzige, was ihr könnt, du und deine Mutter!«

»Ich war's nicht, die Michael einen nichtsnutzigen Haufen Scheiße genannt hat!« schrie Emma wütend zurück. »Das waren deine Worte. Ich frag' mich, wie du dir einbilden konntest, du hättest das Recht, ihm in seinem eigenen Haus die Tür zu weisen. Du bist doch nur in dieser Familie, weil du mich geheiratet hast.«

»Ganz recht«, sagte er scharf und füllte sein Glas auf. »Und was, zum Teufel, hab' ich hier eigentlich noch zu suchen? Manchmal glaub' ich wirklich, das einzige Mitglied deiner Familie, das ich je gemocht habe, ist dein Bruder. Der krittelt doch wenigstens nicht dauernd herum.«

»Sei nicht so kindisch«, fuhr sie ihn an.

Über sein Glas hinweg starnte er sie mit trüber Miene an. »Ich habe Julia nie gemocht – sie war ein frigides Luder –, und ich hab's Michael auch nie verübt, daß er sich mit Clara zusammengetan hat. Trotzdem war ich blöd genug, dir und deiner Mutter die Stange zu halten. Es wäre gescheiter gewesen, ich hätte Michael ermutigt, das ganze Haus samt dir und Penelope kurz und klein zu schlagen. Meiner Ansicht nach hätte er jedes Recht dazu gehabt. Ihr habt ihn über eine Stunde lang zusammengekettet wie zwei Fischweiber, ehe ihm der Kragen platzte, und ausgerechnet ihr beide habt euch angemaßt, seine Frau als gemeines Pack zu beschimpfen.« Er schüttelte den Kopf und ging zur Tür. »Mich interessiert das alles nicht mehr. Wenn du möchtest, daß Michael dir hilft,

dann bring deine Mutter lieber dazu, daß sie ihn mit ein bißchen Respekt behandelt.«

Emma war den Tränen nahe. »Wenn ich das versuche, wird sie überhaupt nicht mit ihm reden. Es ist alles Julias Schuld. Wenn sie ihm nicht erzählt hätte, daß Ma krank ist, hätte er wahrscheinlich sowieso angerufen.«

»Dir gehen langsam die Leute aus, denen du die Schuld geben kannst.«

»Ja, aber was sollen wir denn tun?« jammerte sie. »Sie muß den Hof verkaufen.«

»Es ist deine Familie«, versetzte er, »also macht das unter euch aus. Du weißt genau, daß ich das Geld deiner Mutter nie haben wollte. Es war doch klar, daß sie uns damit erpressen würde.« Er knallte die Tür hinter sich zu. »Und ich fahre zu Weihnachten nicht mit auf den Hof!« brüllte er aus dem Flur. »Ich hab' das jetzt sechzehn Jahre lang durchexerziert, und es war jedesmal die reinste Qual.«

»Also, wir machen das folgendermaßen.« Deacon blieb vor seiner Wohnungstür stehen, nachdem er einen der Koffer die drei Treppen hochgeschleppt hatte. »Du nimmst hier draußen im Treppenhaus alles aus den Koffern, was waschbar ist. Das stecken wir dann in einen Müllsack, den ich in die Waschmaschine leere, während du dein Bad nimmst. Deine Sachen läßt du vor der Badezimmertür, und wenn du abgesperrt hast, hole ich deine Sachen und leg dir dafür was von mir hin. Abgemacht?«

Im dämmrigen Licht des Treppenhauses sah Terry weit älter aus als vierzehn. »Hey, Sie reden, als hätten Sie Angst vor mir«, meinte er neugierig. »Was hat der Alte in Wirklichkeit zu Ihnen gesagt?«

»Er hat mir erklärt, daß du von Hygiene wahrscheinlich noch nie gehört hast.«

»Na klar.« Terry machte ein belustigtes Gesicht. »Und über

die Vergewaltigungsmasche hat er Sie nicht aufgeklärt?«

»Doch, das auch«, bekannte Deacon.

»Die funktioniert immer, das kann ich Ihnen sagen. Ich hab' mal einen getroffen, der hat fünfhundert Eier damit gemacht. Irgend so 'n alter Knacker hatte ihn aus reiner Menschenfreundlichkeit mit nach Hause genommen, und kaum war'n sie drin in der Bude, hat der Typ angefangen, Vergewaltigung zu schreien.« Er lächelte freundlich. »Lawrence hat Sie bestimmt ganz schön zur Sau gemacht, weil Sie gesagt haben, daß Sie mich mitnehmen wollen – der ist echt auf Draht –, aber er täuscht sich, wenn er glaubt, ich würde so was mit Ihnen machen. Billy hat immer zu mir gesagt: Du sollst nicht Gutes mit Bösem vergelten. Also, Sie brauchen keine Angst zu haben, okay? Bei mir sind Sie sicher.«

Deacon öffnete die Wohnungstür und griff zum Lichtschalter. »Das freut mich, Terry. Dann können wir ja beide unbesorgt sein.«

»Ach ja? Sie hatten wohl schon was geplant für den Fall?«

»Man nennt es Rache.«

Terry lachte. »An einem Minderjährigen kann man sich nicht rächen. Die Bullen würden Sie fertigmachen.«

Deacon lächelte, aber ziemlich unangenehm. »Wie kommst du darauf, daß du noch minderjährig wärst, wenn's passiert, oder daß ich derjenige wäre, der das erledigt? Rache, mein Lieber, schmeckt am besten kalt. Das ist auch ein Sprüchlein, das Billy dir hätte beibringen sollen.« Er senkte plötzlich die Stimme, so daß sie beinahe drohend klang. »Du wirst vielleicht ein oder zwei Sekunden Zeit haben, dich daran zu erinnern, wenn ein Wahnsinniger wie Denning dir das antut, was heute nachmittag Walter angetan worden ist. Und nur wenn du Glück hast, wird dir ein Rest Leben bleiben, um deine Dummheit zu bedauern.«

»Ja, okay, aber das passiert ja sowieso nicht, oder?«

murmelte Terry, leicht beunruhigt über Deacons Ton. »Ich hab's Ihnen doch gesagt, bei mir sind Sie sicher.«

Terry hatte eine Menge an Deacons Wohnung auszusetzen. Ihm gefiel nicht, daß man durch die Wohnungstür direkt ins Wohnzimmer gelangte (»Mensch, da müssen Sie ja dauernd schauen, daß aufgeräumt ist«), ihm gefiel auch der schmale Flur nicht, der zum Bad und den beiden Schlafzimmern führte (»ohne die blöden Mauern überall wäre die Bude viel größer«), lediglich an der Küche fand er Gefallen, da sie direkt ans Wohnzimmer anschloß (»das ist ja praktisch, wenn man beim Essen fernsehen will«).

Nachdem er sich alle Schmutz- und Geruchsschichten vom Körper gewaschen hatte, strich er in Pulli und viel zu weiten Jeans überall herum und schüttelte den Kopf über soviel Kargheit. Er stank nach Jazz-Rasierwasser (»in der Drogerie geklaut«, verkündete er stolz), was, wie Deacon zugeben mußte, der Atmosphäre ein gewisses exotisches Flair verlieh, das vorher nicht vorhanden gewesen war.

Das Endurteil war niederschmetternd. »Sie sind doch gar kein so langweiliger Typ, Mike, wieso wohnen Sie dann in so einer langweiligen Bude?«

»Was ist langweilig daran?« Deacon war dabei, mit einem langen Holzlöffel Terrys Patchwork-Decke in die Waschmaschine zu stopfen, und hielt dabei scharf nach hüpfenden Tierchen Ausschau.

Es war ein Glück, daß nichts dergleichen sich zeigte, denn sein einziger Abwehrplan bestand darin, die ungebetenen Gäste mit dem Kochlöffel zu erschlagen.

Terry vollführte eine umfassende Armbewegung. »Das einzige Zimmer, wo's halbwegs nach was ausschaut, ist Ihr Schlafzimmer, und das auch nur, weil da eine Anlage und ein Haufen Bücher drin sind. In Ihrem Alter müßten Sie viel mehr Zeug haben. Da hab' ich ja mehr, und ich bin noch nicht mal halb so lang auf der Welt wie Sie.«

Deacon griff nach seinen Zigaretten und reichte eine dem Jungen. »Dann kann ich dir nur raten, heirate nie. So kann's nach zwei Scheidungen aussehen.«

»Billy hat immer gesagt, daß Frauen gefährlich sind.«

»War er verheiratet?«

»Wahrscheinlich. Aber er hat nie darüber geredet.« Er öffnete einen der Kühlschränke. »Gibt's hier irgendwo was zu trinken?«

»Im Kühlschrank steht Bier, und da drüben in dem Regal ist Wein.«

»Kann ich 'n Bier haben?«

Deacon nahm zwei Dosen aus dem Kühlschrank und warf Terry eine zu. »Die Gläser sind im Schrank rechts von dir.«

Terry trank lieber aus der Dose. Das sei amerikanischer, sagte er.

»Weißt du viel über Amerika?« fragte Deacon.

»Nur das, was Billy mir erzählt hat.«

Deacon setzte sich rittlings auf einen Küchenstuhl. »Was hat Billy denn über Amerika erzählt?«

»Begeistert war er nicht. Er hat gemeint, es wär' durchs Geld verdorben. Europa hat ihm besser gefallen. Er hat immer von den Kommunisten geredet. Die wären wie Jesus, hat er gesagt.« Das Telefon läutete, aber da keiner von beiden hinging, schaltete sich der Anrufbeantworter ein. »Michael, hier ist Hugh«, meldete sich die Stimme seines Schwagers, der unverkennbar angetrunken war, über den Lautsprecher. »Ich bin morgen mittag im *Red Lion* in der Deanery Street. Ich werd' mich jetzt nicht entschuldigen, weil es nur recht und billig ist, daß du mir vorher die Nase einschlägst. Ich entschuldige mich dann hinterher. Ist dir hoffentlich recht.«

Terry runzelte die Stirn. »Was war'n das?«

»Rache«, antwortete Deacon. »Ich hab' dir doch gesagt, sie schmeckt am besten kalt.«

Ungefähr fünf Kilometer entfernt, in der Fleet Street, drückte Barry Grover sich in den Schatten der Häuser herum und wartete darauf, daß Glen Hopkins Dienstschluß hatte. Erst als die Ablösung, Reg Linden, gut eine Viertelstunde da war, tippelte er über die Straße und betrat das Gebäude. Reg, der als Nachtwächter kaum Kontakt mit den Angestellten in der Redaktion hatte, wunderte sich schon lange nicht mehr über Barrys nächtliche Besuche, freute sich vielmehr, etwas Gesellschaft zu haben. Er nahm stets interessiert Anteil an Barrys Recherchen und war der Ansicht, das Problem des Mannes sei chronische Schlaflosigkeit. Zwischen den beiden Männern bestand eine Freundschaft jener eigenen, unkomplizierten Art, wie sie nur zwischen Menschen möglich ist, die nicht allzuviel voneinander zu wissen verlangen.

Er lächelte gutmütig. »Versuchen Sie immer noch, Ihrem toten Wermutbruder auf die Spur zu kommen?«

Barry nickte. Wäre Reg ein etwas besserer Beobachter gewesen, so wäre ihm vielleicht Barrys Erregung aufgefallen, er hätte sich vielleicht sogar darüber gewundert, daß Barrys Hosenschlitz offen war, aber es war nun mal nicht seine starke Seite, auf andere zu achten.

»Vielleicht hilft Ihnen das weiter«, sagte er und zog unter seinem Pult ein Taschenbuch hervor. »Kapitel fünf – vermißte Personen. Keine Fotos, leider, aber ein paar ganz nützliche Angaben über James Streeter. Meine Frau hat das Buch zufällig in einer Buchhandlung gesehen und dachte, Sie könnten vielleicht was damit anfangen. Sie ist an Ihren Projekten immer sehr interessiert.« Er winkte ab, als Barry ihm danken wollte, und versprach, ihm später eine Tasse Tee zu bringen.

Deacon entleerte einen weiteren Müllsack voll Wäsche in die Maschine. »Du hast doch gesagt, in der Lagerhalle wären noch Sachen von Billy«, erinnerte er Terry. »War das nur ein Trick, um mich dahin zu lotsen, oder stimmt es?«

»Es stimmt, aber wenn Sie das Zeug sehen wollen, müssen Sie was springen lassen.«

»Wo ist es?«

Terry wies mit dem Kopf zum Wohnzimmer, wo die Koffer in einer Ecke standen. »Da drin.«

»Und was soll mich daran hindern, selbst nachzusehen?«

»Das hier.« Der Junge ballte seine rechte Hand zur Faust. »Ich leg' Sie flach, und wenn Sie zurückschlagen, hab' ich den Beweis für 'n gewaltsamen Überfall.« Er lächelte zuckersüß. »Ob ich auch noch sexuelle Nötigung dranhänge, kommt ganz auf meine Stimmung an.«

»Wieviel willst du haben?«

»Mein Kumpel hat von dem alten Knacker fünfhundert gekriegt.«

»Du spinnst ja, Terry. Der gute alte Billy kann mir gestohlen bleiben. Er langweilt mich sowieso schon.«

»Von wegen! Sie kriegen ihn gar nicht aus dem Kopf, genau wie ich auch. Vierhundert.«

»Zwanzig.«

»Hundert.«

»Fünfzig, und ich kann dir nur wünschen, daß es sich lohnt, sonst – nun ballte Deacon die Hand zur Faust – »bekommst du die hier zu spüren. Und ich pfeif auf die Konsequenzen.«

»Abgemacht. Her mit den Fünfzig.« Terry öffnete seine Hand.

Deacon wies zu den Küchenschränken. »Im dritten Schrank von rechts steht eine Keksdose auf dem oberen Bord. Nimm dir fünf Zehner und laß den Rest drin.« Er sah zu, wie der Junge die Dose suchte, das Bündel Geldscheine herausnahm, das darin lag, und fünfzig Pfund abzählte.

»Mann, Sie sind echt ein komischer Kauz«, sagte Terry, als er sich wieder setzte. »Da sind doch mindestens noch zweihundert drin. Was soll mich davon abhalten, die Kohle zu klauen, jetzt, wo ich weiß, wo sie ist?«

»Nichts«, antwortete Deacon. »Außer daß sie mir gehört und du sie dir nicht verdient hast. Jedenfalls noch nicht.«

»Und was müßte ich tun, um sie zu verdienen?«

»Lesen lernen.« Er sah den zynischen Blick in Terrys Augen. »Ich bring' es dir bei.«

»Klar, zwei Tage lang, und wenn ich's dann immer noch nicht kann, kriegen Sie 'n Wutanfall, und ich hab' meine Zeit für nichts geopfert.«

»Warum hat Billy es dir nicht beigebracht?«

»Er hat's ein- oder zweimal versucht«, erwiderte der Junge wegwerfend, »aber der hat so schlecht gesehen, daß er einem höchstens das beibringen konnte, was er im Kopf hatte. Das hat auch zu seinen Strafen gehört. Er hat sich einmal 'ne Nadel ins Auge gestochen, und danach konnte er nie mehr länger lesen, ohne Kopfweh zu kriegen.« Er nahm sich noch eine Zigarette. »Ich sag' doch, der war total meschugge. Der war nur glücklich, wenn er sich selbst was antun konnte.«

Es war ein magerer Besitz: eine abgegriffene Postkarte, einige Malkreiden, ein Silberdollar und zwei Briefe auf dünnem Papier, die in der Hand auseinanderzufallen drohten, so oft waren sie gelesen worden.

»Ist das alles, was da war?« fragte Deacon.

»Ich hab's Ihnen doch gesagt, er wollte nichts und er hatte nichts, 'n bißchen wie Sie, wenn man sich's überlegt.«

Deacon breitete die Gegenstände auf dem Tisch aus. »Wieso hatte er die Sachen nicht bei sich, als er starb?«

Terry zuckte die Achseln. »Weil er ein paar Tage, bevor er abgehauen ist, zu mir gesagt hat, ich soll sie verbrennen. Aber ich hab' sie aufgehoben. Hätt' ja sein können, daß es ihm später leid getan hätte.«

»Hat er gesagt, warum er sie verbrannt haben wollte?«

»Kann ich nicht behaupten. Er hatte mal wieder einen von seinen Wahnsinnsanfällen. Er hat geschrien, alles wäre Staub, und dann hat er zu mir gesagt, ich soll den ganzen Krempel ins Feuer schmeißen.«

»Asche zu Asche und Staub zu Staub«, murmelte Deacon. Er griff nach der Karte und drehte sie herum. Auf der einen Seite war sie leer, auf der anderen zeigte sie eine Reproduktion von Leonardo da Vincis Zeichnung »Die Heilige Jungfrau und das Kind mit der heiligen Anna«. Sie war an den Kanten abgegriffen und über die glänzende Fläche des Bildes zogen sich Knicke, aber das konnte die Kraft von da Vincis Zeichnung nicht beeinträchtigen. »Wieso hatte er die?«

»Er hat sie abgezeichnet. Auf dem Pflaster. Das ist die Familie, die er immer gemalt hat.« Terry berührte kurz die Figur Johannes des Täufers als Säugling rechts im Bild. »Das Kind hier hat er weggelassen – sein Finger glitt weiter zum Gesicht der heiligen Anna –, »und aus der Frau hat er einen Mann gemacht. Die andere Frau und das Kind auf ihrem Schoß hat er so gemalt wie sie da drauf sind. Er war echt gut. Auf Billys Bildern konnte man immer alles genau erkennen. Da ist das hier schon ziemlich schlampig im Vergleich.«

Deacon lachte. »Das ist eines der größten Meisterwerke der Welt, Terry.«

»So gut wie das von Billy ist es nicht. Ich mein', schauen Sie sich doch mal die Beine an. Die sind ganz durcheinander. Billy hat sie schön auseinandergehalten. Er hat dem Mann braune Beine gemacht und der Frau blaue.«

Mit einem unterdrückten Auflachen senkte Deacon seinen Kopf zum Tisch hinunter. Er zog ein Taschentuch aus seiner Hosentasche und schneuzte sich laut, ehe er sich wieder aufrichtete. »Erinnere mich dran, daß ich dir bei Gelegenheit mal das Original zeige«, sagte er. »Es hängt in der National Gallery am Trafalgar Square, und ich bin nicht so überzeugt

wie du, daß man die Beine unbedingt auseinanderhalten muß.« Er trank einen Schluck Bier. »Erklär mir doch mal, wie Billy überhaupt malen konnte, wenn er nicht gut gesehen hat.«

»Zum Zeichnen hat er genug gesehen – ich mein', er hat fast jeden Abend auf Papierfetzen gezeichnet –, und außerdem hat er seine Pflasterbilder immer riesengroß gemacht. Nur beim Lesen hat er Kopfweh gekriegt.«

»Und wie war's mit dem Schreiben? Er hat doch immer einen Titel unter das Bild gesetzt.«

»Ja, ganz groß, genau wie das Bild, sonst wär's den Leuten ja nicht aufgefallen.«

»Woher weißt du, was da stand, wenn du nicht lesen kannst?«

»Billy hat mir beigebracht, wie man's schreibt.« Er zog sich Deacons Block und Stift heran und begann sorgfältig, die Buchstaben quer über das Blatt zu zeichnen.

*Gesegnet sind die Armen.*

»Wenn du das kannst«, meinte Deacon sachlich, »dann kannst du in zwei Tagen lesen lernen.« Er ergriff einen der Briefe und breitete ihn vorsichtig vor sich auf dem Tisch aus.

Cadogan Square, 4. April

Liebster,  
danke Dir für Deinen schönen Brief, aber ich wollte, Du könntest das Hier und Jetzt genießen und die Zukunft vergessen. Natürlich fühle ich mich geschmeichelt, daß Du die ganze Welt wissen lassen willst, daß Du mich liebst, aber ist das, was wir haben, nicht um so köstlicher, weil es ein Geheimnis ist. Du schreibst, Dein Spiegel soll Dich nicht für alt erklären, solange die Jugend sich von mir nicht wendet, aber Shakespeare hat seine Geliebte nie genannt, Liebster, weil er wußte, wie grausam die Welt sein kann. Willst Du mich als berechnende Person angeprangert sehen, die es darauf angelegt hat, jeden Mann zu verführen, der

ihr Sicherheit bieten konnte? Genau das nämlich wird geschehen, wenn Du Dich unbedingt öffentlich zu mir bekennen möchtest. Ich liebe Dich von ganzem Herzen, aber es wird mir das Herz brechen, wenn Du wegen des Geredes der Leute aufhörst, mich zu lieben. Bitte, bitte, lassen wir doch alles so, wie es ist. In Liebe, Deine V.

Deacon entfaltete das zweite Schreiben und legte es neben das erste. Es war von derselben Hand geschrieben.

Paris  
Freitag

Liebster,  
bitte halte mich nicht für verrückt, aber ich habe solche Angst davor zu sterben. Manchmal habe ich Alpträume, in denen ich in schwarzen Welten treibe, wo keines Menschen Liebe mich erreichen kann. Was meinst Du, ist so die Hölle? Auf ewig zu wissen, daß es die Liebe gibt, und auf ewig dazu verdammt sein, ohne sie zu existieren? Wenn es so ist, wird das meine Strafe für das Glück sein, das ich mit Dir erlebe. Immer wieder peinigt mich der Gedanke, daß es nicht recht ist, daß ein Mensch einen anderen so sehr liebt, daß er die Trennung von ihm nicht ertragen kann. Bitte, bitte bleib nicht länger fort als unbedingt nötig. Das Leben ist kein Leben ohne Dich. V.

»Hat Billy sie dir vorgelesen, Terry?«

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Es sind Liebesbriefe. Sogar sehr schöne Liebesbriefe. Möchtest du sie hören?« Er legte Terrys Achselzucken als Bejahung aus und las ihm die Briefe vor. Als er fertig war, wartete er auf eine Reaktion, aber er bekam keine. »Hat er je von jemandem gesprochen, dessen Name mit einem ›V.‹ anfängt?« fragte er dann. »Sie scheint wesentlich jünger gewesen zu sein als er.«

Terry antwortete nicht gleich. »Ganz egal, wer sie ist, ich wette, sie ist tot«, sagte er. »Billy hat mal zu mir gesagt, die Hölle wäre, ewig allein gelassen zu werden und nichts dagegen tun zu können, und dann hat er angefangen zu heulen. Er hat gesagt, er müßte immer weinen, wenn er daran denkt, daß jemand so einsam ist, aber ich glaub', in Wirklichkeit hat er wegen dieser Frau geweint. Das ist ziemlich traurig, nicht?«

»Ja«, sagte Deacon langsam, »aber ich würde gern wissen, wieso er glaubte, sie sei in der Hölle.« Er las die Briefe noch einmal durch, fand aber nichts, was Billys Gewißheit über Vs Schicksal erklärt hätte.

»Er hat geglaubt, daß er selbst in die Hölle kommt. Irgendwie, auf so 'ne ganz komische Weise, hat er sich direkt drauf gefreut. Er hat gesagt, er hätte jede Strafe, die die Götter ihm aufbrummen könnten, verdient.«

»Weil er ein Mörder war?«

»Wahrscheinlich. Andauernd hat er davon geredet, daß das Leben ein heiliges Geschenk ist. Das hat Tom jedesmal auf die Palme gebracht. ›Wenn's so verdammt heilig ist‹, hat er dann gesagt, ›wieso leben wir dann in dieser Hölle von einem Scheißhaus?‹ Und Billy hat gesagt – er bemühte sich jetzt um eine kultiviertere Ausdrucksweise – »ihr seid aus eigener Entscheidung hier, denn zu dem Geschenk gehört auch der freie Wille. Entscheide dich jetzt, ob du den Zorn der Götter auf deinem Haupt sammeln möchtest. Wenn die Antwort nein lautet, dann wähle einen weiseren Weg.««

Deacon lachte leise. »Hat er das tatsächlich so gesagt?«

»Klar. Manchmal hab' ich's für ihn gesagt, wenn er zu blau war, um es selbst zu sagen.« Er ahmte wieder Billys Sprechweise nach. »Ihr seid aus eigener Entscheidung hier, denn zu dem Geschenk gehört auch der freie Wille. Bla-bla-bla. Manchmal war er schon ein bißchen bescheuert, hat überhaupt nicht gemerkt, wenn er den Leuten auf den Zeiger gegangen ist. Oder wenn, dann war's ihm scheißegal. Dann hat

er sich vollaufen lassen und hat angefangen rumzuschreien, und das war noch schlimmer, weil wir nicht mal kapiert haben, über was er sich eigentlich aufregt.«

Deacon holte noch zwei Dosen Bier aus dem Kühlschrank und warf die leeren Dosen in den Mülleimer. »Kannst du dich erinnern, ob er mal was über Buße gesagt hat?« fragte er und blieb, an die Arbeitsplatte gelehnt, stehen.

»Oh, das hat er oft geschrien. ›Tut Buße! Tut Buße! Es ist später, als ihr glaubt.‹ Auch damals, als er sich mitten im arschkalten Winter nackt ausgezogen hat. ›Tut Buße! Tut Buße!‹ hat er dauernd gebrüllt.«

»Weißt du, was das heißt?«

»Klar. Daß man sich für was entschuldigt.«

Deacon nickte. »Warum hat Billy dann nicht seinen eigenen Rat befolgt und sich für den Mord, den er begangen hatte, entschuldigt? Dann hätte er den Himmel vor sich gesehen statt der Hölle.« Nur hatte er dem Psychiater erklärt, daß seine eigene Erlösung ihn nicht interessiere ...

Terry ließ sich das einen Moment durch den Kopf gehen. »Ich versteh' schon, was Sie meinen«, sagte er schließlich, »aber wissen Sie, darüber hab' ich vorher noch nie nachgedacht. Das Schlimme bei Billy war, daß er fast immer rumgetobt hat, und man ist ganz blöd im Kopf geworden, wenn man ihm zugehört hat. Und von dem Mord hat er nur einmal was gesagt, als er über irgendwas echt ausgerastet ist.« Er kniff die Augen in konzentriertem Nachdenken zusammen. »Auf jeden Fall hat er direkt hinterher mit der Hand ins Feuer gelangt und sie einfach drin gelassen, bis wir alle ihn weggezogen haben. Wahrscheinlich hat deshalb keiner von uns daran gedacht, ihn zu fragen, warum er nicht selbst Buße tut.« Er zuckte die Achseln. »Ich denk' mal, es ist nicht ganz einfach. Ich denk', es war seine Schuld, daß die Frau in die Hölle gekommen ist, und darum hat er gemeint, daß er da auch hingehört. Das arme Schwein.«

Deacon erinnerte sich seines Verdachts, als er diese Geschichte das erstemal gehört und den Eindruck gehabt hatte, daß Terry von einem Zwischenfall sprach, von dem die anderen Männer in der Lagerhalle keine Ahnung hatten. Sie hatten sich der Hand im Feuer erinnert, aber nicht des Mordgeständnisses.

»Vielleicht gab es aber auch gar nichts zu büßen«, meinte er. »Ein anderer Weg zur Hölle ist, das Geschenk des Lebens, das man von den Göttern erhalten hat, zu zerstören, indem man sich selbst tötet. Jahrhundertlang wurden Selbstmörder nicht auf Friedhöfen begraben zum Zeichen dafür, daß sie sich der Gnade Gottes entzogen hatten. Ist das nicht vielleicht der Weg, den Billy gegangen ist?«

»Das haben Sie mich schon mal gefragt, und ich hab' Ihnen gesagt, daß Billy nie versucht hat, sich umzubringen.«

»Er hat sich aber zu Tode gehungert.«

»Quatsch. Er hat nur vergessen zu essen. Das ist was ganz anderes. Die meiste Zeit war er viel zu besoffen und hat gar nicht gewußt, was er tut.«

Deacon dachte zurück. »Du hast gesagt, er hätte jemanden erdrosselt, weil die Götter es ihm so bestimmt hatten. Waren das die Worte, die er gebraucht hat?«

»Ich kann mich nicht mehr erinnern.«

»Versuch's.«

»Es war jedenfalls so was Ähnliches.«

Deacon machte ein skeptisches Gesicht. »Du hast mir auch erzählt, er hätte sich die Hände verbrannt, um den Zorn der Götter abzulenken. Aber warum hätte er das tun sollen, wenn er doch in die Hölle wollte?«

»Scheiße!« sagte Terry ärgerlich. »Woher soll ich das wissen? Der Alte war ein Irrer.«

»Ja, nur deckt sich deine Definition von einem Irren nicht mit meiner«, versetzte Deacon ungeduldig. »Ist dir nie der Gedanke gekommen, daß Billy dauernd gebrüllt und getobt hat,

wie du sagst, weil er mit einem Haufen Kerle zusammen war, die kein einziges Wort von dem, was er gesagt hat, verstanden haben? Es wundert mich überhaupt nicht, daß er vor lauter Verzweiflung getrunken hat.«

»Es war nicht unsere Schuld«, widersprach der Junge trotzig.  
»Wir haben unser Bestes für ihn getan, und es war nicht leicht, cool zu bleiben, wenn er auf uns losgegangen ist.«

»Also schön, versuchen wir's mit dieser Frage: Du hast gesagt, kurz bevor er dir sagte, daß er ein Mörder sei, war er sehr aufgebracht über irgend etwas. Was war es?«

Terry antwortete nicht.

»War es etwas Persönliches zwischen dir und ihm?« fragte Deacon, einer plötzlichen Intuition folgend. »Ist das der Grund, weshalb die anderen nichts davon wissen?« Er wartete einen Moment. »Was ist damals passiert, Terry? Hattet ihr Streit? Vielleicht wollte er dich erdrosseln und hat dann aus Reue die Hand ins Feuer gehalten?«

»Nein, es war genau umgekehrt«, antwortete Terry niedergeschlagen. »Ich wollte *ihn* erdrosseln. Er hat seine Hand nur ins Feuer gehalten, damit ich immer dran denken würde, wie nah ich dran war, jemanden umzubringen.«

Die schreckliche Ironie seiner Situation wurde Terry im Halbdunkel des Archivs mit Macht bewußt, als er merkte, daß er nicht länger damit zufrieden war, sich die Fotografien schöner Männer anzusehen und sich Phantasien darüber hinzugeben, was sie für ihn tun könnten.

Seine Hände zitterten ein wenig, als er die Aufnahmen von Amanda Powell heraussuchte.

Er wußte alles über sie, auch wo sie wohnte und daß sie allein lebte.

Soweit Terry sich erinnern konnte, war es zwei Wochen nach seinem vierzehnten Geburtstag, am letzten Wochenende im Februar, zu dem Zwischenfall gekommen. Das Wetter war seit Tagen bitterkalt gewesen, und die allgemeine Stimmung in

der Lagerhalle gereizt. Bei großer Kälte war alles, wie er erklärte, viel schlimmer gewesen, denn wenn sie dann nicht einmal am Tag eine der Suppenküchen aufsuchten, um etwas Warmes in den Magen zu bekommen, war ein Überleben unmöglich. Häufig sträubten sich die älteren und geistig schwerer gestörten Männer dagegen, den Kokon, in den sie sich gesponnen hatten, zu verlassen, und dann fühlten Terry und Tom sich verpflichtet, sie so lange zu drangsalieren, bis sie sich in Bewegung setzten. Aber, sagte Terry, auf die Art habe man sich leicht Feinde gemacht, und Billy sei reizbarer und jähzorniger gewesen als die meisten anderen.

»Ein Grund, warum Tom heute nachmittag nicht wollte, daß ich die Bullen hol', war das ganze Zeug, das in der Halle versteckt ist.« Er zog einen kleinen Klumpen Alufolie aus seiner Tasche und legte ihn auf den Tisch. »Ich kiffe – er wies mit dem Kopf auf das Klümpchen –, »und wenn ich zu 'nem Rave geh', nehm' ich auch mal E. Aber das ist Kinderkram im Vergleich dazu, was manche von denen sich reinwerfen. Praktisch jeden Tag liegen sie da massenweise rum, zu bis oben hin mit Pillen oder anderem Stoff, und die Hälfte von den Kerlen wohnt noch nicht mal da. Die kommen nur von der Straße rein, um sich 'nen Schuß zu setzen, weil's sicherer ist. Und dann liegt natürlich auch 'n Haufen geklautes Zeug rum – Alkohol, Zigaretten und so. Man muß verdammt aufpassen, daß man in dem Verhau nicht über das Versteck von jemand stolpert, sonst hat man nämlich gleich 'n Messer in den Rippen, so wie Walt heute nachmittag. Manchmal ist es echt schlimm. Letzte Woche hat's zwei Prügeleien gegeben und die Messerstecherei heute. Das macht einen mit der Zeit ganz schön fertig.«

»Hast du deshalb heute die Polizei geholt?«

»Ja. Und wegen Billy. Ich hab' in letzter Zeit viel an ihn denken müssen.« Er kehrte zu seinem Bericht zurück. »Jedenfalls – im letzten Februar war's nicht anders, eher noch

schlimmer, weil's kälter war als jetzt, und deshalb haben natürlich auch viel mehr bekiffte Typen rumgelegen. Wenn die auf der Straße gepennt hätten, wären sie erfroren, darum haben Tom und die anderen sie reingelassen.«

»Warum sind sie denn nicht in eines der Wohnheime gegangen? Ein Bett ist doch bestimmt besser als der Boden in der Lagerhalle.«

»Na, was glauben Sie wohl?« fragte Terry sarkastisch. »Wir reden hier von Drogies und Psychos, die nicht mal ihrem eigenen Schatten trauen.« Er rollte den silbernen Klumpen hin und her. »Tom hat sich da richtig gesundgestoßen. Einmal hat er einem sogar den Mantel abgenommen, weil der arme Hund sonst nichts anhatte. Prompt ist er in der Nacht erfroren. Und dann hat Tom ihn auf die Straße raustragen lassen – genauso wie er's mit Walter machen wollte –, weil er vor den Bullen Schiß hatte. Und da ist Billy total ausgerastet. Er ist echt durchgedreht und hat geschrien, das müßte endlich aufhören.«

»Was hat er denn getan?« hakte Deacon nach, als der Junge nicht weitersprach.

»Das Schlimmste, was er überhaupt tun konnte. Er hat angefangen, die Flaschen von den andern zu zerschmeißen, und hat alles nach ihren Verstecken abgesucht, und dabei hat er die ganze Zeit geschrien, wir müßten das Böse ausrotten, bevor es uns verschlingt. Na ja, und da hab' ich mir den Wahnsinnigen geschnappt und hab' ihn in mein Zelt geschleppt und gefesselt, eh' die andern ihn umbringen konnten. Und da hat er dann so richtig losgelegt.«

Terry nahm sich noch eine Zigarette. Seine Hand zitterte leicht, als er sie anzündete. »Sogar Sie hätten gesagt, daß er ein Irrer ist, wenn Sie ihn an dem Tag gesehen hätten. Bei dem waren sämtliche Sicherungen durchgebrannt, er hatte gezittert und geschrien.« Der Junge zog ein schiefes Gesicht. »Verstehen Sie, wenn der einmal angefangen hatte, konnte er nicht mehr aufhören. Dann hat er immer weitergemacht, bis er

so schlapp war, daß er aufgeben mußte. Aber diesmal hat er nicht aufgegeben. Er hat mich angespuckt und gesagt, ich wär' das Letzte, und als ich nicht drauf gehört hab', hat er angefangen zu schreien, ich wär' 'n Stricher, und jeder, der was von mir wollte, bräuchte nur ins Zelt reinkommen und sich's holen.« Er sog nervös an seiner Zigarette. »Ich wollt' ihn umbringen! Da hab' ich ihn am Hals gepackt und zgedrückt.«

»Und was hat dich davon abgehalten, ihn zu töten?«

»Gar nichts. Ich hab' gedrückt, bis ich dachte, er wär' tot.« Er verfiel in ein langes Schweigen, das Deacon nicht störte. »Dann hab' ich auf einmal Angst gekriegt und nicht gewußt, was ich tun soll. Da hab' ich ihm die Fesseln runtergemacht und hab' ihn ein bißchen rumgeschubst, weil ich sehen wollte, ob er wirklich tot ist, und plötzlich hat er die Augen aufgemacht und mir ins Gesicht gelächelt. Und da hat er mir dann von dem Kerl erzählt, den er umgebracht hat, und gesagt, daß die Menschen in ihrer Wut Sachen machen, die ihr Leben zerstören können. Danach hat er gesagt, er wollte den Göttern zeigen, daß es seine Schuld wäre und nicht meine, und ist rausgegangen und hat die Hand ins Feuer gehalten.«

Deacon wünschte, es wäre eine Frau gewesen, die sich Terrys Story angehört und ihn in den Arm genommen und getröstet hätte, die ihm gesagt hätte, daß jetzt alles gut wäre. Ihm selbst war diese natürliche Reaktion verwehrt. Er konnte nur seinen Blick von den Tränen abwenden, die in den Augen des Jungen glänzten, und prosaisch darüber sprechen, wie denn nun Terrys Kleider ohne Trockner über Nacht am besten trocknen würden.

Reg Linden brachte Barry den Tee und stellte den Becher auf den Schreibtisch neben das Buch, das seine Frau gekauft hatte. Es lag aufgeschlagen, mit dem Einband nach oben, und er wies auf ein Zitat auf der Rückseite. »Äußerst lesenswert. Charles Lamb, *The Street*.«

»Meine Frau geht immer gern nach Empfehlungen«,

bemerkte er, »aber die hier finde ich doch erstaunlich kurz für Mr. Lamb. Der kriegt sich doch sonst oft gar nicht mehr ein, wenn ihm ein Buch gefällt. War's möglich, daß die Worte ›äußerst lesenswert‹ das einzige Positive in der Besprechung sind, und der Verlag hier kreativ gestrafft hat?«

Ein Grund, weshalb Reg Linden Barry mochte, war, daß dieser ihm gestattete, seine faden Witzchen an den Mann zu bringen. Auch jetzt lachte Barry pflichtschuldig, als er das Buch zur Hand nahm und nach vorn blätterte. »Erstmals veröffentlicht 1994, die Besprechung wird also im letzten Jahr erschienen sein. Ich such' sie Ihnen raus«, versprach er. »Als kleines Dankeschön für das Buch und den Tee.«

»Sie könnte interessant sein«, prophezeite Reg.

... Ein ähnlich buntes Allerlei bietet Roger Hydes Buch *Ungelöste Kriminalfälle des zwanzigsten Jahrhunderts*. Obwohl es äußerst lesenswert ist, enttäuscht es dennoch, da es, wie schon der Titel andeutet, allzu viele Fragen aufwirft und unbeantwortet läßt und nicht berücksichtigt, daß andere Autoren sich bereits bemüht haben, zur Klärung einiger dieser »ungelösten« Kriminalfälle beizutragen. Da sind zum Beispiel die berüchtigten Digby-Morde aus dem Jahr 1933, als Gilbert und Fanny Digby und ihre drei kleinen Kinder eines Morgens im April tot in ihren Betten aufgefunden wurden, alle mit Arsen vergiftet, ohne daß es einen Anhaltspunkt dafür gegeben hätte, von wem oder warum sie ermordet worden waren. Hyde schildert den Hintergrund des Falls detailgenau – die Geschichten Gilberts und

Fannys, die Personen, die, soweit bekannt, in den Tagen vor den Morden in dem Haus ein und aus gegangen sind, den Tatort selbst –, aber er erwähnt mit keinem Wort M. G. Dunnens Buch *Sweet Fanny Digby* (1963), in dem dargestellt wird, daß Fanny Digby, die an Depressionen litt, am Tag zuvor dabei beobachtet wurde, wie sie Fliegenpapier in einer Emailleschüssel wässerte.

Weiter ist da der Fall des Diplomaten Peter Fenton, der im Juli 1988 nach dem Selbstmord seiner Frau Verity sein Haus verließ und spurlos verschwand. Auch hier wieder erzählt Hyde die Vorgeschichte des Falles in großem Detail, weist auf das Driburg-Syndikat und die Tatsache hin, daß Fenton Zugang zu NATO-Geheimnissen hatte, versäumte es jedoch, den Artikel von Anne Cattrell zu erwähnen, der unter dem Titel *Die Wahrheit über Verity Fenton* in der *Sunday*

*Times* vom 17. Juni 1990 erschien und darüber berichtete, was für entsetzliche Brutalitäten sich Verity von Geoffrey Standish, ihrem ersten Ehemann, gefallen lassen mußte, ehe dieser 1971 bei einem Verkehrsunfall mit Fahrerflucht passenderweise ums Leben kam. Wenn es sich hier, wie Anne Cattrell

behauptet, nicht um einen Unfall handelte, und wenn Verity Peter Fenton in der Tat schon sechs Jahre vor dem Zeitpunkt, den die beiden angaben, kennenlernte, dann ist der Schlüssel zu ihrem Selbstmord und seinem Verschwinden in Geoffrey Standishs Sarg zu finden und nicht in Nathan Dribbergs Gefängniszelle ...

Interessehalber suchte Barry im Mikrofiche-Archiv die *Sunday Times* vom 17. Juni 1990 heraus. Es verschlug ihm fast den Atem, als er die Enface-Fotografie von Peter Fenton sah, die zusammen mit Anne Cattrells Feature auf dem Bildschirm erschien. Er war absolut sicher, daß er Billy Blake vor sich hatte.

## Die Wahrheit über Verity Fenton

Von Anne Cattrell

Selten hat jemand so effiziente Verschleierungstaktiken angewandt wie Peter Fenton, als er am 3. Juli 1988 spurlos verschwand und auf dem Ehebett in seinem Haus den Leichnam seiner Frau zurückließ. Es begann eine

aufsehenerregende Mörderjagd im Stil des Lucan-Falls, bis festgestellt wurde, daß Verity Fenton Selbstmord verübt hatte. Im Verlauf hektischer Nachforschungen über Fentons Vorleben, bei denen nach Anhaltspunkten für außereheliche Affären

und/oder Verrat gesucht wurde, stellte sich heraus, daß der Verschwundene Zugang zu NATO-Geheimnissen gehabt hatte. Das Interesse konzentrierte sich daraufhin auf seine plötzliche Reise nach Washington, und rasch war man mit Mutmaßungen über Verbindungen zum Driburg-Syndikat bei der Hand.

Und welche Rolle wies man nun Verity Fentons Selbstmord in dieser ganzen Angelegenheit zu? Praktisch keine, weil alles Interesse auf Fentons unerklärliches

Verschwinden gerichtet war und nicht darauf, warum sich eine »neurotische« Frau das Leben nahm. Der Coroner erkannte auf »Selbstmord im Zustand geistiger Verwirrung« und verließ sich dabei vor allem auf die Zeugenaussage ihrer Tochter, daß sie während der Abwesenheit ihres Mannes »ungewöhnlich deprimiert« gewesen sei. Nach einer plausiblen

Erklärung für ihre Depression wurde jedoch nicht gesucht; man scheint angenommen zu haben, Fentons Verschwinden sei der Beweis dafür, daß die in ihrem Abschiedsbrief enthaltene Bemerkung über seine Treuebrüche zutreffend sei, und die Erschütterung über sie ausgereicht habe, um Verity Fenton in den Selbstmord zu treiben.

Zwei Jahre nach den verwirrenden Ereignissen vom Juli 1988 ist es an der Zeit, die über Peter und Verity bekannten Fakten neu zu bewerten. Vielleicht das erste, was jedem auffällt, der sich näher mit dieser Geschichte befaßt, ist der Mangel jeglicher Beweise dafür, daß Peter Fenton ein Verräter war. Es ist richtig, daß er von 1985-87 Zugang zu vertraulichen NATO-Informationen hatte, jedoch haben maßgebliche Personen innerhalb der Organisation zugegeben, daß trotz der drei voneinander unabhängigen

Untersuchungen keinerlei Indizien dafür gefunden werden konnten, daß von ihm oder seinem Büro aus vertrauliche Informationen unbefugt weitergegeben wurden.

Im Gegensatz dazu gibt es eine Fülle von Informationen über seine »plötzliche« Reise nach Washington Ende Juni, bei der er offensichtlich herausfinden wollte, ob Driberg die Absicht hatte, seine Komplicen zu nennen. Alle Einzelheiten zu der Reise wurden damals von seinem direkten Vorgesetzten im Auswärtigen Amt bekanntgegeben, doch im allgemeinen Eifer, Fenton als Verräter zu überführen, wurden sie ignoriert. Tatsache ist, daß er am 6. Juni den Auftrag erhielt, vom 29. Juni bis zum 2. Juli an Gesprächen auf höherer Ebene teilzunehmen. Es ist heute schwer zu verstehen, wie unter diesen Umständen von einer »plötzlichen« Reise

gesprochen werden konnte, und man fragt sich, warum er, wenn er wirklich dem Driberg-Syndikat angehörte, bis acht Wochen nach Dribergs Verhaftung wartete, um auszukundschaften, was dieser vorhatte.

Der Fall Fenton bekommt ein ganz anderes Gesicht, wenn man die Vermutung, daß Fenton ein Verräter war, einmal beiseite läßt. Die Frage, die man stellen muß, lautet dann: Was waren das für Treuebrüche, von denen Verity in ihrem Abschiedsbrief sprach? Sie hatte geschrieben: »Verzeih mir, ich kann es nicht länger ertragen, Darling. Bitte mach Dir keine Vorwürfe. Deine Treuebrüche sind nichts im Vergleich zu meinen.«

Weshalb aber hat man es so beharrlich unterlassen, sich mit Veritys Treuebrüchen zu befassen? Ganz einfach, als Ehefrau war sie von Anfang an weniger interessant als ihr

Mann, der Diplomat. Hätte denn eine »neurotische« Frau einen Verrat begehen können, der es mit dem Verrat von Staatsgeheimnissen hätte aufnehmen können? Dennoch hätten die von ihr angesprochenen Treuebrüche schon 1988 unbedingt untersucht werden müssen, da sie doch behauptete, sie wären schwerwiegender gewesen als die ihres Mannes, der immerhin als Spion gebrandmarkt wurde.

Verity, geborene Parnell, wurde am 28. September 1937 in London geboren und von ihrer Mutter allein aufgezogen, nachdem ihr Vater, Colonel Parnell, 1940 bei Dünnkirchen gefallen war. Man vermutet, daß sie die Kriegsjahre mit ihrer Mutter zusammen in Suffolk verbrachte, jedoch 1945 nach London zurückkehrte. Dort kam sie in eine Privatschule, ehe sie im Mai 1950 an die Mary-Bartholomew-

Mädchenanstalt in Barnes überwechselte. Obwohl sie das Zeug zu einem Universitätsstudium besessen hätte, heiratete sie im August 1955 Geoffrey Standish, einen gutaussehenden Börsenmakler, der vierzehn Jahre älter war als sie. Die Heirat rief eine tiefe Entfremdung zwischen ihr und ihrer Mutter hervor, und es ist unklar, ob sie ihre Mutter noch einmal wiedergesehen hat, bevor diese Ende der fünfziger Jahre starb. Verity brachte 1960 eine Tochter, Marilyn, und 1966 einen Sohn, Anthony, zur Welt.

Die Ehe war ein Desaster. Geoffrey Standish wurde selbst von engen Freunden als »unberechenbar« beschrieben. Er war ein Spieler, ein Trinker und ein Schürzenjäger. Denen, die ihn kannten, wurde bald klar, daß er seine Frustrationen an seiner jungen Frau abreagierte. Die Geschichte dieser Ehe

ist gekennzeichnet von »Unfällen« und Tagen des Unwohlseins, von Veritys ständiger Angst, etwas zu tun, was ihren Mann verärgern könnte, und von ihrer nahezu krankhaften Sorge um ihre Kinder. Unter diesen Umständen überrascht es nicht, daß Verity einer ihrer Nachbarinnen zufolge den Tod ihres Mannes im März 1971 als »Erlösung« bezeichnete.

So mysteriös wie vieles an dieser Geschichte sind auch die Umstände von Geoffrey Standishs Tod. Die einzigen verifizierbaren Fakten sind folgende: Er hatte mit Freunden in Huntingdon verabredet, das Wochenende bei ihnen zu verbringen; am Freitag abend um 17 Uhr rief er sie an, um mitzuteilen, daß er erst am folgenden Tag kommen würde; am Samstag morgen um 6 Uhr 30 fiel einer Polizeistreife sein Wagen auf, der verlassen und mit leerem Tank an der A 11 in der

Nähe von Newmarket stand; um 10 Uhr 30 wurde Standish in einem Graben etwa drei Kilometer entfernt tot aufgefunden; aus den Verletzungen, die er erlitten hatte, ging eindeutig hervor, daß er überfahren worden war.

Allem Anschein nach handelte es sich um einen simplen Verkehrsunfall mit Fahrerflucht. Geoffrey Standish war auf der Suche nach einer Tankstelle in der Dunkelheit überfahren worden. Doch die Tatsache, daß er seine ursprünglichen Pläne so kurzfristig geändert hatte, veranlaßte die Polizei nachzuforschen, warum er sich in der Gegend von Newmarket aufhielt. Diese Bemühungen brachten keinen Erfolg, jedoch machten die Beamten im Verlauf der Ermittlungen mit den unerquicklichen Details der Persönlichkeit und des Lebenswandels dieses Mannes Bekanntschaft. Obwohl der Nachweis nie gelang, geht

aus den Berichten klar hervor, daß die Polizei von Cambridgeshire der Überzeugung war, Geoffrey Standish sei ermordet worden.

Verity selbst hatte ein unwiderlegbares Alibi. Sie wurde am Mittwoch vor dem Tod ihres Mannes mit gebrochenem

Schlüsselbein, Rippenbrüchen und perforierter Lunge in das St.-Thomas-Krankenhaus eingeliefert und ist erst am Sonntag wieder entlassen worden. Ihre Kinder wurden von einer Nachbarin betreut, wo Geoffrey Standish sich am Freitag aufhielt, ist ungewiß. Er erschien an diesem Tag jedenfalls nicht an seinem Arbeitsplatz, und dies veranlaßte die Polizei zu Spekulationen, daß jemand, dessen Sympathien auf Veritys Seite waren, ihn in der Nacht vom Donnerstag aus seinem Haus entfernte und im Lauf des Freitags kaltblütig seine Ermordung plante.

Doch es wurde keine Spur eines solchen Sympathisanten gefunden, und die Polizei mußte die Akte mangels Beweisen schließen. Der Coroner erkannte auf »fahrlässige Tötung durch Unbekannt«, und Geoffrey Standishs vorzeitiger Tod ist bis heute ungesühnt.

Jetzt jedoch, im Licht unserer Kenntnisse über die Ereignisse vom 3. Juli 1988, verlangt die Logik, den Blick vom Selbstmord einer verzweifelten Frau und vom Verschwinden ihres zweiten Ehemanns abzuwenden und auf den Tod Geoffrey Standishs 1971 zu richten, und man muß sich die Frage stellen, ob die Person, deren Sympathien Verity galten, nicht vielleicht ein junger, leicht zu beeinflussender Student aus Cambridge namens Peter Fenton war. Newmarket ist nur knapp dreißig Kilometer von Cambridge entfernt, und es war bekannt, daß Peter Fenton häufig zu Besuch

bei der Familie eines alten Schulfreunds weilte, die nur zehn Häuser von Geoffrey und Verity Standish entfernt und ebenfalls am Cadogan Square wohnte. Die Behauptung Peter und Verity Fentons, daß sie einander zum erstenmal 1978 auf einer Party bei Fentons Freunden begegnet wären, läßt sich durch nichts widerlegen, doch es wäre sehr seltsam, wenn ihre Wege sich nicht schon früher gekreuzt hätten. Der Schulfreund Fentons, Harry Grisham, erinnert sich jedenfalls, daß die Standishes regelmäßig bei den abendlichen Festen seiner Eltern zu Gast waren.

Aber was könnte, Peter Fentons Beteiligung einmal vorausgesetzt, siebzehn Jahre nach Geoffrey

Standishes Ermordung geschehen sein, um Verity zum Selbstmord zu treiben und Peter zur Flucht? Hatte Verity von Peters Tat nichts gewußt und durch Zufall erfahren, daß sie den Mörder ihres ersten Mannes geheiratet hatte? Wir werden es vielleicht nie mit Sicherheit wissen, aber es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zwei Tage vor Peter Fentons Abreise nach Washington in der *Times* unter der Rubrik »Verschiedenes« die folgende Chiffreanzeige erschien:

»Geoffrey Standish – Wer etwas über den Mord an Geoffrey Standish am 10.3.71 auf der A 11 in der Nähe von Newmarket weiß, wird gebeten, sich zu melden.«

Als Terry in einem alten T-Shirt und Shorts von Deacon, gähnend und sich den kahlgeschorenen Schädel reibend, endlich aus dem Schlafzimmer kam, stellte er verdrossen fest, daß seine Kleider immer noch feucht waren. »In Ihren ätzenden Klamotten kann ich wirklich nicht auf die Straße gehen, Mike. Ich mein', ich hab' schließlich 'n Ruf zu verlieren. Verstehen Sie, was ich meine? Sie müssen allein einkaufen fahren. Ich warte inzwischen hier, bis das Zeug trocken ist.«

»Okay.« Deacon sah auf die Uhr. »Dann mach' ich mich jetzt besser auf die Socken, sonst verpasse ich noch die Gelegenheit, Hugh seine schöne Nase zu brechen.«

»Sie wollen das wirklich tun?«

»Aber klar. Außerdem wollte ich dir zu Weihnachten ein paar neue Sachen kaufen, aber wenn du nicht dabei bist, um sie anzuprobieren ... « Er zuckte die Achseln. »Ich bring' dir dafür ein paar Lesebücher mit.«

Keine drei Minuten später stand Terry fertig angezogen vor ihm. »Was haben Sie mit meiner Jacke gemacht?«

»Die hab' ich unten in den Müll geworfen, während du gebadet hast.«

»Hey, was soll'n das?«

»Sie war voller Blut von Walter.« Er nahm eine Barbour-Jacke von einem Haken an der Wand. »Du kannst die haben, bis wir dir was Neues gekauft haben.«

»So was zieh' ich garantiert nicht an«, lehnte Terry entrüstet ab, »Da seh' ich ja aus wie einer von den Schickibrüdern, die in ihren Range Rovers rumheizen. Wenn ich da jemanden treffe, den ich kenne!«

»Ehrlich gesagt, habe ich mehr Sorge, daß wir jemanden treffen, den *ich* kenne«, gab Deacon unwirsch zurück. »Ich hab' mir nämlich noch nicht überlegt, wie ich erklären soll,

weshalb ein kahlköpfiger Lümmel mit einem dreckigen Mundwerk erstens bei mir wohnt und zweitens in meinen Kleidern rumläuft.«

Terry warf sich mißmutig die Barbour-Jacke über. »Wenn man bedenkt, wieviel von meinem Stoff Sie gestern geraucht haben, müßten Sie eigentlich viel besser gelaunt sein.«

Barry lag in seinem Bett und horchte auf die schweren Schritte seiner Mutter auf der Treppe. Er hielt den Atem an, während sie auf der anderen Seite seiner Zimmertür das gleiche tat. »Ich weiß, daß du wach bist«, sagte sie mit ihrer gequetschten Stimme, die irgendwo aus den Fettschichten ihres Bauchs zu kommen schien und sich mühsam aufwärts quälte, um schließlich aus ihrem Schlabbermund zu quellen. Die Türklinke klapperte. »Warum hast du abgeschlossen?« Die Stimme senkte sich zu einem drohenden Flüstern. »Wenn du wieder an dir rumspielst, Barry, merk' ich das genau.«

Er antwortete nicht, starrte nur zur Tür, wobei er sich vorstellte, wie er mit seinen Händen ihren Hals umschloß und zudrückte. Er überlegte sich, wie leicht es wäre, sie umzubringen und ihre Leiche irgendwo zu verstecken – im Salon vielleicht, wo sie monatelang liegen könnte, ohne von Besuch gestört zu werden. Warum sollte ein Mensch, der so unschön und so ungeliebt war, leben dürfen? Und wer würde sie vermissen?

*Nicht ihr Sohn ...*

Barry tastete nach seiner Brille und rückte seine Welt wieder in klares Licht. Beunruhigt merkte er, daß seine Hände wieder zitterten.

»Warum bist du nie festgenommen worden?« fragte Deacon, als Terry gerade eine Levi's begutachtete und feststellte, daß es »ein Kinderspiel wäre, sie zu klauen«. (Deacon war schon aufgefallen, daß er immer sofort die Fernsehkameras ausfindig machte und im toten Winkel von ihnen blieb.)

»Wie kommen Sie darauf?«

»Man hätte dich ins Heim zurückgeschickt.«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nur wenn ich ihnen die Wahrheit gesagt hätte, und das hätt' ich garantiert nicht getan. Klar bin ich festgenommen worden, aber ich war immer mit Billy zusammen, wenn's passiert ist, und da hat er alles auf sich genommen. Er hat gemeint, wenn ich wie ein Erwachsener in den Knast kam', würd' ich's mit den Schwulen zu tun kriegen, und er hat gewußt, daß sie mich zu dem Grapscher schicken würden, wenn ich meinen richtigen Namen sagen würde. Darum hat er dann immer die Strafe für mich abgesessen.« Sein Blick schweifte ruhelos durch das Geschäft. »Wir wollten doch 'ne Jacke kaufen. Die sind da drüben.« Zielstrebig machte er sich auf den Weg.

Deacon folgte. Waren alle Halbwüchsigen so rücksichtslos egozentrisch? Er hatte ein unerfreuliches Bild von diesem schrecklichen Kind, das sich wie ein Blutsauger an seine Beschützer hängte, um sie bis aufs Letzte auszulutschen, und er erkannte, daß Lawrence' Rat, immer einen Schritt voraus zu bleiben, etwa so wirksam war, wie gegen den Wind zu pinkeln. Jeder halbwegs anständige Mensch mit einem Funken moralischen Pflichtgefühls war Wachs in Terrys Händen.

»Die gefällt mir«, erklärte Terry und nahm eine dicke karierte Jacke von einer Stange. Er schob seine Arme hinein. »Na, was meinen Sie?«

»Sie ist dir ungefähr zwanzigmal zu groß.«

»Ich wachs' noch.«

»Hör mal, ich lauf doch nicht mit einem wandelnden Sperrballon durch die Gegend.«

»Von Mode haben Sie keinen blassen Schimmer, oder?« Er probierte die nächstkleinere Nummer an. »Mit so engem Zeug seid ihr Typen in den Siebzigern rumgelaufen, Hosen mit Schlag und Perlenketten und lange Haare und so. Billy hat gesagt, damals war's schön gewesen, jung zu sein, aber wenn Sie mich fragen, habt ihr alle wie 'n Haufen Schwuchteln

ausgesehen.«

Deacon sagte bissig: »Na, die Angst brauchst du nicht zu haben. Du siehst aus wie ein Mitglied der National Front.«

Terry lachte zufrieden. »Damit hab' ich kein Problem.«

Barry blieb an der Tür stehen und betrachtete den Hinterkopf seiner Mutter, die, die Füße auf einem Hocker, in einem Sessel vor dem Fernseher saß. Dünnes, borstiges Haar sträubte sich auf ihrer rosigen Kopfhaut, und dumpfes Schnarchen drang aus ihrem Mund. Das ganze unaufgeräumte Zimmer stank nach ihren Fürzen, und wieder überwältigte ihn dieses Gefühl, vom Schicksal mit grausamer Ungerechtigkeit behandelt worden zu sein. Es hatte ihm den Vater genommen und ihn den Launen eines – unwillkürlich krümmte er die Finger – Schweins ausgeliefert.

Terry entdeckte ein Geschäft mit Weihnachtsschmuck und Postern. Er suchte sich eine Reproduktion von Picassos *Frau im Hemd* aus und drängte Deacon, sie zu kaufen.

»Warum gerade *das Bild?*« fragte Deacon.

»Sie ist schön.«

Es war zweifellos ein schönes Bild, aber ob man die Frau selbst schön fand oder nicht, war Geschmackssache. Das Gemälde markierte den Übergang von der blauen zur rosa Periode Picassos; die kühle, karge Melancholie der früheren Periode wurde belebt von den Rosa- und Ockertönen der späteren.

»Ich persönlich mag es üppiger«, sagte Deacon, »aber ich habe nichts dagegen, sie an meine Wand zu hängen.«

»Billy hat sie öfter gemalt als alles andere«, bemerkte Terry unerwartet.

»Auf der Straße?«

»Nein, auf die alten Zettel, die wir hinterher verbrannt haben.«

Am Anfang hat er sie von einer Karte abgemalt, aber mit der Zeit hat er so viel Übung gekriegt, daß er sie aus dem Kopf

malen konnte.« Er zeichnete mit dem Finger die klaren Linien des Profils und des Oberkörpers der Frau nach. »Schauen Sie, sie ist ganz einfach zu zeichnen. Stimmt schon, was Billy gesagt hat, in dem Bild gibt's kein Durcheinander.«

»Im Gegensatz zu da Vinci?«

»Genau.«

Es war wahr, dachte Deacon. Picassos weibliche Figur war herrlich in ihrer Einfachheit – und viel zarter als da Vincis Madonna. »Vielleicht solltest du Maler werden, Terry. Du scheinst einen Blick für gute Malerei zu haben.«

»Ich war ein- oder zweimal im Green Park und hab' mir das Zeug an den Gittern angeschaut, aber das ist lauter Mist. Billy hat immer gesagt, er nimmt mich mal mit in ein richtiges Museum, aber er hat's nie geschafft. Wahrscheinlich hätten sie uns sowieso nicht reingelassen, wo Billy doch die meiste Zeit sternhagelvoll war.« Er blätterte durch die Postermappe. »Wie finden Sie das hier? Glauben Sie, der Maler hat die Hölle genauso gesehen wie die Frau, von der Billy die Briefe gekriegt hat?«

Er hatte Edvard Munchs *Der Schrei* herausgesucht, dieses starke, symbolbeladene Bild eines Menschen, von dessen Angstschrei vor den elementaren Kräften der Natur das ganze Bild erzittert. »Du hast wirklich einen Blick«, stellte Deacon mit Bewunderung fest. »Hat Billy das auch gemalt?«

»Nein, das hätt' ihm nicht gefallen. Zuviel Rot drin. Rot hat er nicht gemocht. Es hat ihn an Blut erinnert.«

»Und ich häng's mir nicht an die Wand, weil ich sonst dauernd an die Hölle erinnert werde.« Und an Blut, dachte er. Er wünschte, er und Billy hätten weniger gemein.

Sie entschieden sich schließlich für Picasso (wegen seiner Einfachheit), Manets *Frühstück im Atelier* (wegen seiner harmonischen Symmetrie – »das kommt echt gut«, sagte Terry), Hieronymus' *Der Garten der Lüste* (wegen der Farben und des Sujets – »total genial«, sagte Terry) und zum Schluß

Turners *The Fighting Temeraire* (wegen seiner Vollendung in jeder Hinsicht – »Scheiße«, sagte Terry. »Das ist ein Wahnsinnsbild«).

»Was ist aus Billys Picassokarte geworden?« fragte Deacon, als er bezahlte.

»Tom hat sie verbrannt.«

»Warum?«

»Weil er total abgedreht ist. Er und Billy waren sturzbesoffen, und sie hatten einen Streit wegen Frauen. Tom hat gesagt, Billy wäre viel zu häßlich und hätte bestimmt nie eine gehabt, und Billy hat gesagt, so häßlich wie Toms Alte könnte er gar nicht sein, sonst wär' Tom ihr nicht abgehauen. Da haben natürlich alle gelacht, und Tom war stinksauer.«

»Was hat das mit der Karte zu tun?«

»Nicht viel, außer daß Billy die echt geliebt hat. Manchmal, wenn er blau war, hat er sie sogar geküßt. Tom war so sauer, daß Billy seine Alte beleidigt hat, daß er ihm was ganz Gemeines antun wollte. Hat ja auch prima geklappt. Billy hätte Tom beinahe umgebracht dafür, daß er die Karte verbrannt hat, und dann hat er angefangen zu heulen und gesagt, die Wahrheit wär' sowieso tot, also würd's keine Rolle mehr spielen. Und das war's dann.«

Deacon war vor sechs Jahren zum letztenmal im *Red Lion* gewesen. Es war seine Stammkneipe gewesen, als er und Julia in Fulham gewohnt hatten, und Hugh hatte sich vielleicht zweimal im Monat auf der Heimfahrt nach Putney dort mit ihm getroffen. Von außen hatte sich in den sechs Jahren kaum etwas verändert, und Deacon erwartete beinahe, den alten Wirt und dieselben Stammgäste vorzufinden, als er die Tür aufstieß. Doch er trat in einen Raum voller Fremder. Das einzige bekannte Gesicht war das Hughs. Er saß an einem Tisch in der Ecke und hob, etwas zaghaft, grüßend die Hand, als er Deacon sah.

»Hallo Michael«, sagte er und stand auf, als Deacon und

Terry näher kamen.

»Das würde ich mir doch nie im Leben entgehen lassen. Es ist vielleicht die einzige Chance, die ich je bekomme, dich flachzulegen.« Er winkte Terry näher heran. »Das ist Terry Dalton. Er wohnt über Weihnachten bei mir. – Terry, das ist Hugh Tremayne, mein Schwager.«

Terry sah Hugh mit seinem entwaffnenden Lächeln an und bot ihm die Hand. »Hallo. Wie geht's?«

Hugh machte ein verdutztes Gesicht, schüttelte dem Jungen jedoch die Hand. »Gut, danke. Sind wir – äh – irgendwie verwandt?«

Terry musterte das runde Gesicht und die gleichermaßen rundliche Gestalt. »Glaub' ich nicht, außer Sie haben vor ungefähr fünfzehn Jahren mal in Birmingham einen draufgemacht. Nee«, sagte er, »ich würd' sagen, daß mein Dad wahrscheinlich ein bißchen größer und dünner war. Nichts für ungut.«

Deacon lachte schallend. »Ich glaube, Hugh wollte wissen, ob du mit meiner zweiten Frau verwandt bist, Terry.«

»Ach so. Warum hat er das denn nicht gesagt?«

Deacon drehte sich zur Wand und schlug ein paarmal mit dem Kopf dagegen. Dann holte er tief Luft, wischte sich die Augen mit dem Taschentuch und wandte sich wieder den anderen zu. »Das ist ein heikles Thema«, erklärte er. »Meine Familie hat Clara nicht besonders gemocht.«

»Was gab's denn an ihr auszusetzen?«

»Nichts«, sagte Hugh entschieden, der fürchtete, Deacon würde ihn und Terry mit Bemerkungen über Flittchen und Huren in Verlegenheit bringen. »Was trinkt ihr beiden? Lager?« Er machte sich zum Tresen davon, während sie ihre Mäntel ablegten und sich setzten.

»Den können Sie nicht schlagen«, sagte Terry. »Okay, er ist ein ziemlicher Blödmann, aber er ist ungefähr einen halben Meter kleiner als Sie und zehn Jahre älter. Was hat er denn

überhaupt getan?«

Deacon legte seine Füße auf einen Stuhl und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Er hat mich im Haus meiner Mutter beleidigt und mir die Tür gewiesen.« Er lächelte dünn. »Ich hab' mir geschworen, wenn ich ihn das nächstmal sehe, kriegt er eine Abreibung von mir, und jetzt ist das nächstmal.«

»Also, ich würd's nicht tun, wenn ich Sie wär'. Das macht Sie auch nicht größer, verstehen Sie. Ich war total am Boden nach dem, was ich mit Billy gemacht hatte.« Er nickte Hugh, der mit den Getränken kam, dankend zu.

Es trat ein peinliches Schweigen ein, während Hugh kramphaft überlegte, was er sagen könnte, und Deacon grinsend zur Decke hinaufsaß und sich am Unbehagen seines Schwagers weidete.

Terry bot Hugh eine Zigarette an, die dieser ablehnte. »Vielleicht vergißt er die Prügel, wenn Sie sich entschuldigen«, meinte er, nachdem er sich selbst eine Zigarette angezündet hatte. »Billy hat immer gesagt, 's wär' schwieriger einen zu schlagen, mit dem man geredet hat. Drum sagen die Typen, die gern schlagen, den Leuten auch immer, sie sollen die Schnauze halten. Die haben eine Scheißangst, daß sie den Mumm verlieren.«

»Wer ist Billy?«

»Ach, so 'n alter Typ, den ich mal gekannt hab'. Er hat immer gesagt, reden wär' besser als zuhauen, und dann hat er sich einen angesoffen und ist auf die Leute losgegangen. Aber er war eben 'n bißchen verrückt, da konnt' man's ihm nicht übelnehmen. Er hatte trotzdem recht.«

»Hör auf, dich einzumischen, Terry«, sagte Deacon milde. »Ich möchte erst einmal ein paar Antworten, ehe ich dran denke, eine Entschuldigung anzunehmen.« Er nahm seine Füße vom Stuhl und beugte sich über den Tisch. »Also, was ist los, Hugh? Wieso bin ich auf einmal so populär?«

Hugh trank einen Schluck Bier, während er über seine

Antwort nachdachte. »Deiner Mutter geht es nicht gut«, sagte er bedacht sam.

»Das hat Emma mir schon gesagt.«

»Und sie möchte sich mit dir aussöhnen.«

»Tatsächlich?« Er griff nach seinen Zigaretten. »Ist das vielleicht eine Erklärung für die täglichen Nachrichten, die sie mir telefonisch in meinem Büro hinterläßt?«

Hugh sah ihn erstaunt an. »Hat sie ... ?«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe seit fünf Jahren nicht ein Wort von ihr gehört, seit sie mich beschuldigt hat, meinen Vater umgebracht zu haben. Was reichlich seltsam ist, findest du nicht auch, wenn sie so scharf darauf ist, sich mit mir zu versöhnen.« Er neigte seinen Kopf zum Streichholz hinunter.

»Du kennst deine Mutter so gut wie ich.« Hugh seufzte. »Ich hab' in sechzehn Jahren nicht ein einziges Mal erlebt, daß sie einen Fehler zugegeben hat, und ich kann mir nicht vorstellen, daß sich das plötzlich ändert. Ich fürchte leider, sie erwartet, daß du den ersten Schritt machst.«

Deacon kniff argwöhnisch die Augen zusammen. »Es geht hier doch gar nicht um die Wünsche meiner Mutter, stimmt's? Es geht um Emmas Wünsche. Hat sie ein schlechtes Gewissen, weil sie Ma ihr Kapital abgenommen hat? Geht's darum?«

Hugh drehte verlegen sein Bierglas hin und her. »Also, ehrlich gesagt, ich hab' von euren Familienstreitigkeiten so ziemlich genug, Michael. In einer Ehe mit einer Deacon lebt man wie auf einem Kriegsschauplatz.«

Deacon lachte leise. »Sei froh, daß du nicht dabei warst, als mein Vater noch am Leben war. Da war es noch schlimmer.« Er klopfte seine Zigarette am Aschenbecher ab. »Es ist besser, du rückst raus damit. Ich werde nämlich nicht den kleinsten Schritt auf unsere Mutter zugehen, solange ich nicht weiß, warum Emma das so gern hätte.«

Wieder schien Hugh sich seine Antwort genau zu überlegen. »Ach was, zum Teufel damit«, sagte er abrupt. »Dein Vater

hatte ein neues Testament gemacht. Emma hat es gefunden oder, genauer gesagt, die zerrissenen Überreste, als sie die Sachen eurer Mutter durchgesehen hat, während die im Krankenhaus war. Sie hatte uns gebeten, ihre Rechnungen zu zahlen und uns um alles zu kümmern, solange sie weg war. Ich vermute, sie hatte vergessen, daß das Testament noch da war, obwohl ich nicht verstehe, warum sie es nicht gleich verbrannt oder weggeworfen hat.« Er lachte dumpf. »Wir haben es wieder zusammengesetzt. Die ersten beiden Vermächtnisse hat er aus Pflichtgefühl gemacht. Er hat Penelope das Häuschen in Cornwall hinterlassen und dazu Wertpapiere, die ihr ein Einkommen von zehntausend Pfund im Jahr gesichert hätten. Emma hat er einen einmaligen Betrag von zwanzigtausend Pfund vermachts. Das dritte Vermächtnis hat er aus Liebe gemacht. Er hat dir das Haus mit den Ländereien, die noch da sind, hinterlassen, weil – ich zitiere – »Michael der einzige in der Familie ist, den es kümmert, ob ich lebe oder sterbe«. Er hat das Testament zwei Wochen, bevor er sich erschoß, gemacht, und wir vermuten, daß deine Mutter es zerrissen hat, weil sie nach dem alten Testament die Alleinerbin war.«

Deacon rauchte ein paar Sekunden lang gedankenvoll. »Hat er David und Harriet Price zu seinen Testamentsvollstreckern eingesetzt?«

»Ja.«

»Nun, das entlastet wenigstens den armen, alten David.« Er dachte an die wütende Auseinandersetzung zurück, die seine Mutter mit ihren Nachbarn ausgetragen hatte, als David Price zu bemerken gewagt hatte, daß Francis Deacon davon gesprochen habe, ein neues Testament zu machen und ihn – David – als Testamentsvollstrecker einzusetzen. »Zeig es mir doch«, hatte sie gesagt. »Sag mir, was darin steht.« Und David hatte zugeben müssen, daß er das Testament nie gesehen, sondern lediglich zugestimmt hatte, das Amt des Testamentsvollstreckers zu übernehmen, sollte Francis sein

früheres Testament widerrufen wollen. »Wer hat es aufgesetzt?«

»Dein Vater selbst, glauben wir. Es ist seine Schrift.«

»Ist es gültig?«

»Ein Freund von uns, der Anwalt ist, sagt, es sei ordnungsgemäß formuliert und bezeugt. Die Zeugen waren zwei Bibliothekarinnen von der öffentlichen Bibliothek in Bedford. Unser Freund meint, im Hinblick darauf, daß er sich zwei Wochen später erschossen hat, könnte höchstens angezweifelt werden, ob euer Vater bei vollem Verstand war, als er das Testament abfaßte.« Er zuckte die Achseln. »Aber Emma behauptet, er sei vor seinem Selbstmord monatelang völlig in Ordnung und erst am Tag vor seinem Tod wirklich depressiv gewesen.«

Deacon warf einen Blick auf Terry, der neugierig die Augen aufriß. »Das ist eine lange Geschichte«, sagte er, »die du jetzt nicht unbedingt hören mußt.«

»Sie könnten sie ja ein bißchen abkürzen, oder? Ich mein', Sie wissen doch auch alles über mich, da ist es nur fair, daß ich 'n bißchen was über Sie erfahr'.«

Es lag Deacon auf der Zunge zu erwidern, daß er nicht einmal Terrys wahren Namen wußte, aber er verkniff es sich. »Mein Vater war manisch-depressiv. Er sollte eigentlich regelmäßig Medikamente nehmen, aber er tat das nicht sehr zuverlässig, und wir anderen haben darunter gelitten.« Er sah, daß Terry ihn nicht verstand. »Manisch-depressive Menschen sind starken Stimmungsschwankungen ausgesetzt. In der manischen Phase kann man auf Wolken schweben – es ist ein bißchen so, als wäre man high – und in der depressiven ist man dauernd nah am Selbstmord.« Er zog an seiner Zigarette, ehe er den Stummel an seinem Absatz ausdrückte. »Am ersten Weihnachtsfeiertag 1976 hat mein Vater, der in der depressiven Phase war, um vier Uhr morgens seine Flinte in den Mund gesteckt und abgedrückt.« Er lächelte dünn.

»Es ging sehr schnell, war sehr laut und sehr schrecklich. Deshalb möchte ich am liebsten vergessen, daß es Weihnachten überhaupt gibt.«

Terry war beeindruckt. »Scheiße!« sagte er.

»Und deshalb ist es auch so schwer, mit Emma und Michael zu leben«, fügte Hugh trocken hinzu. »Sie haben beide Todesangst, sie könnten die Krankheit geerbt haben. Deshalb weigern sie sich, über irgend etwas fröhlich zu sein, und betrachten eine leichte Verstimmung bereits als den Beginn einer klinischen Depression.«

»Ach, dann steckt's in den Genen? Billy hat's mit den Genen gehabt, wissen Sie. Er hat immer gesagt, daß keiner dem entgehen kann, was seine Eltern ihm mitgegeben haben.«

»Nein, es steckt nicht in den Genen«, widersprach Hugh ärgerlich. »Es gibt Anzeichen, die für eine erbliche Veranlagung sprechen, aber es müßten zahllose andere Faktoren mitwirken, um bei Emma und Michael die gleiche Krankheit auszulösen.«

Deacon lachte. »Das heißtt, daß ich bis jetzt noch kein Irrer bin«, sagte er zu Terry. »Hugh ist Beamter, drum nimmt er's mit Definitionen sehr genau.«

Terry runzelte die Stirn. »Okay, aber warum behauptet Ihre Mutter, daß Sie Ihren Vater umgebracht haben, wenn er sich selbst die Kugel gegeben hat?«

Deacon trank schweigend von seinem Bier.

»Weil sie ein Miststück ist«, sagte Hugh.

Deacon mischte sich ein. »Sie hat es gesagt, weil es wahr ist. Am Heiligen Abend nachts um elf Uhr hat er zu mir gesagt, daß er sterben wolle, und ich habe gesagt, dann solle er es doch tun. Fünf Stunden später war er tot. Meine Mutter ist der Meinung, ich hätte es ihm ausreden sollen.«

»Und warum haben Sie's nicht getan?«

»Weil er mich gebeten hat, es nicht zu tun.«

»Ja, aber –« Terry sah Deacon verwirrt an. »War's denn

nicht schlimm für Sie, daß er sterben wollte? Ich mein', man fühlt sich doch irgendwie verantwortlich.«

Deacon sah ihm einen Moment lang in die Augen, dann blickte er in sein Glas hinunter. »Das ist ein guter Ausdruck – am Boden. Genauso habe ich mich gefühlt, als ich den Schuß hörte. Ja, natürlich war es schlimm für mich, aber ich hatte ihn vorher immer wieder davon abgehalten, es zu tun, und er sagte, diesmal würde er es so oder so tun, aber es würde ihm besser dabei gehen, wenn er meinen Segen hätte. Da habe ich ihm eben meinen Segen gegeben.« Er schüttelte den Kopf. »Ich hoffte, er würde es doch nicht tun, aber ich wollte auch, daß er wußte, daß ich ihn dafür nicht verurteilen würde.«

»Ja, aber –«, sagte Terry wieder. Er war über die Geschichte stärker erschüttert, als Deacon erwartet hätte, und dieser fragte sich, ob es da Parallelen zu seiner Freundschaft mit Billy gab. Hatte Terry gelogen, als er behauptet hatte, Billy hätte nie einen Selbstmordversuch unternommen? Oder vielleicht hatte er wie Deacon das Interesse verloren und einem Selbstmord durch Gleichgültigkeit Vorschub geleistet.

»Aber was?« fragte er.

»Warum haben Sie Ihrer Mutter nichts gesagt und ihr 'ne Chance gegeben, ihn daran zu hindern?«

Deacon sah auf seine Uhr. »Ich schlage vor, wir heben diese Frage für später auf. Wir müssen noch was zu essen einkaufen, und ich habe noch nicht geklärt, was ich mit Hughs Nase tun werde.« Er zündete sich eine neue Zigarette an und betrachtete seinen Schwager einen Moment lang durch die Rauchschwaden. »Warum hat Emma dieses zerrissene Testament nicht einfach weggeworfen, als sie es fand?« Er lächelte zynisch über Hughs Gesicht. »Laß mich raten. Sie hatte keine Ahnung, daß er ihr nur zwanzigtausend vermacht hatte. Das hat sie erst gesehen, als sie die Fetzen wieder zusammengesetzt hatte, und da hattet ihr, du und die Mädchen, es auch schon mitbekommen.«

»Sie war neugierig. Sie hätte es auf jeden Fall mit nach Hause gebracht. Aber ja, sie hat gehofft – und wir hofften beide –, er hätte ihr genug hinterlassen, um die Schulden bei eurer Mutter zu tilgen. So wie die Dinge im Moment liegen, hat Penelope Geld genommen, das von Rechts wegen dir gehört, also besteht unsere Schuld in Wirklichkeit dir gegenüber. Und ich schwör's dir, Michael, wir haben nicht mal um das Geld gebeten. Deine Mutter hat unentwegt davon geredet, daß sie was für die einzigen Enkelkinder tun wolle, die sie je haben würde, und dann hab' ich eines Tages erwähnt, daß wir uns wegen Antonias schlechter Noten Sorgen machen, und schon war's passiert. Penelope hat einen Ausbildungsfonds eingerichtet, und Antonia und Jessica landeten innerhalb von zwei Monaten in einem Privatinternat.«

Deacon nahm das mit einer gewissen Skepsis auf. So wie er Hugh und Emma kannte, hatten sie mit schöner Regelmäßigkeit kleine Andeutungen fallenlassen, bis Penelope schließlich mit dem Geld herausgerückt war. »Und, läuft es gut?«

»Ja. Antonia macht gerade ihren Abschluß und Jess die Zwischenprüfung.« Er strich sich mit der Hand nervös über seine Glatze. »Der Fonds wurde zur Bezahlung von zwölf Jahren Ausbildung eingerichtet – fünf Jahre für Antonia, weil sie schon zwei Jahre weiter war, und sieben für Jess –, und inzwischen sind es schon fast zwölf Jahre. Es geht hier um eine Menge Geld, Michael. Du hast wahrscheinlich keine Ahnung, wie teuer Privatschulen sind.«

»Ich glaube, ich kann's mir denken. Mindestens hundertfünftausend bis jetzt?« Er zog amüsiert die Augenbraue hoch. »Du hast offensichtlich meine Untersuchung über Ausbildungsmöglichkeiten nicht gelesen. Ich habe das ganze Thema gründlich recherchiert, mitsamt den Kosten natürlich. Und war das Geld wenigstens gut angelegt?«

Hugh, der auf diese Weise genötigt war, den Wert seiner

Töchter zu ermessen, zuckte unglücklich die Achseln. »Sie sind sehr gescheit«, sagte er, aber Deacon hatte den Eindruck, er hätte gern gesagt, sie seien sehr nett. »Wir müssen das klären, Michael. Es ist ein Alptraum. So wie ich es sehe, ist die Situation folgendermaßen: Deine Mutter hat absichtlich das Testament deines Vaters zerrissen und ihre Kinder um ihr Erbe gebracht. Dafür würde sie bestraft werden, wenn es an die Öffentlichkeit käme. Sie hat den Nachlaß deines Vaters verändert, indem sie das Haus in Cornwall verkauft und einen Fonds für die Mädchen eingerichtet hat. Andererseits, wenn du geerbt hättest, was Francis dir zugesetzt hatte, dann hätte sich wahrscheinlich Julia die Hälfte davon bei der Scheidung unter den Nagel gerissen, und den Rest hätte Clara bei *ihrer* Scheidung kassiert. Dir wäre gerade mal ein Viertel von dem geblieben, was du geerbt hättest. Wer weiß, vielleicht können die beiden das Geld sogar jetzt noch beanspruchen.« Er hob ratlos und verzweifelt die Hände. »Wie soll es jetzt also weitergehen? Was tun wir?«

»Du hast gar nichts von deiner Wut darüber gesagt, daß du für Mutters Privatpflege bluten mußt«, murmelte Deacon. »Spielt das bei dieser komplizierten Rechnung nicht auch eine Rolle?«

»Doch«, bekannte Hugh aufrichtig. »Wir haben das Ausbildungsgeld in gutem Glauben angenommen, wir hielten es für ein Geschenk, aber als Gegenleistung scheint erwartet zu werden, daß Emma und ich auf unbegrenzte Zeit eine Pflegerin bezahlen, was wir uns gar nicht leisten können. Deine Mutter behauptet, sie sei dem Tod nahe, mit anderen Worten, daß wir nicht mehr lange herhalten müssen, aber ihre Ärzte sagen, sie habe noch gut zehn Jahre vor sich.« Er quetschte seinen Nasenrücken zwischen Daumen und Zeigefinger. »Ich habe ihr zu erklären versucht, daß wir es nicht nötig gehabt hätten, ihr Geld für die Ausbildung der Mädchen anzunehmen, wenn wir es uns leisten könnten, für eine private Pflege aufzukommen,

aber sie hört überhaupt nicht hin. Sie weigert sich strikt, ihr Haus zu verkaufen und zu uns ins Haus zu ziehen. Sie sorgt lediglich dafür, daß die wöchentliche Rechnung prompt an uns geschickt wird.« Seine Stimme wurde hart. »Und es macht mich wahnsinng. Wenn ich hoffen könnte, nicht erwischt zu werden, hätte ich ihr schon vor Monaten ein Kissen aufs Gesicht gedrückt und uns allen einen Gefallen getan.«

Deacon musterte ihn aufmerksam. »Und was glaubst du zu erreichen, wenn ich mit ihr rede? Wenn sie nicht auf euch hört, dann schon gar nicht auf mich.«

Hugh seufzte. »Der einzige Weg aus dieser verfahrenen Situation wäre, daß sie ihr Haus verkauft, das Kapital anlegt und in ein Pflegeheim geht. Aber Emma meint, sie wird eher auf den Vorschlag eingehen, wenn er von dir kommt.«

»Besonders wenn ich mit dem Testament meines Vaters ein wenig Druck mache?«

Hugh nickte.

»Hm, das könnte klappen.« Deacon griff nach seinem Mantel und stand auf. »Vorausgesetzt, ich wäre auch nur im geringsten daran interessiert, dir und Emma aus dem Schlamassel zu helfen. Aber ich habe echte Schwierigkeiten zu verstehen, wieso ihr euch einbildet, ein Anrecht auf einen so großen Teil des Vermögens meines Vaters zu haben. Ich mach' euch einen anderen Vorschlag: Verkauft ihr euer Haus und zahlt Mutter zurück, was ihr ihr schuldet.« Sein Lächeln war nicht freundlich. »Dann kannst du ihr wenigstens ins Gesicht sehen, wenn du sie das nächstmal Miststück nennst.«

Deacon nahm einen tiefgefrorenen Truthahn und warf ihn in den Einkaufswagen. Seit sie das Pub verlassen hatten, benahm er sich wie ein gereizter alter Bär, und Terry gab sich größte Mühe, ihn nicht noch mehr zu reizen, nachdem er im Auto die Bemerkung gewagt hatte, es sei kein Wunder, daß Deacons Vater sich erschossen habe, wenn alle Frauen in der Familie solche Zicken wären.

»Was weißt du schon davon?« hatte Deacon in eisigem Ton gefragt. »Hat Billy dir dein Leben so verpfuscht, daß kein Mensch was mit dir zu tun haben wollte? Hätte es überhaupt eine Rolle gespielt? Viel tiefer als in die Gosse kann man ja wohl kaum sinken?«

Eine halbe Stunde lang hatten sie kein Wort miteinander gesprochen, aber jetzt lehnte Deacon sich an den Einkaufswagen und wandte sich dem Jungen zu. »Es tut mir leid, Terry. Das war nicht in Ordnung von mir. Ganz gleich, wie wütend ich war, es war kein Grund, gemein zu werden.«

»Aber es ist ja wahr. Tiefer als bis in die Gosse kann man nicht sinken, und es ist nicht gemein, die Wahrheit zu sagen.«

Deacon lächelte. »O doch, man kann noch viel tiefer sinken. Es gibt noch die Kloake und die Hölle, und von beidem bist du weit entfernt.« Er richtete sich auf. »Und du bist auch nicht in der Gosse, jedenfalls nicht, solange du unter meinem Dach lebst. Also such dir deine Lieblingsfressalien aus, und dann tafeln wir wie die Fürsten.«

Nach fünf Minuten kam er auf etwas zurück, das ihn schon eine ganze Weile beschäftigte. »Hat Billy dir eigentlich mal gesagt, wie alt er war?«

»Nein. Ich weiß nur, daß er leicht mein Großvater hätte sein können.«

Deacon schüttelte den Kopf. »Wenn der Pathologe recht hat

war er so etwa Mitte Vierzig. Nicht viel älter als ich also.«

Terry war entgeistert. Mit offenem Mund blieb er stehen, ein Paket Cornflakes in der Hand. »Nie im Leben! Mann! Er hat echt uralt ausgeschaut. Ich hab' gedacht, er wär' ungefähr so alt wie Tom, und Tom ist achtundsechzig.«

»Aber er hat doch zu dir gesagt, es wäre schön gewesen, in den Siebzigern jung zu sein.« Er nahm dem Jungen die Cornflakes aus der Hand und warf sie in den Wagen. »Und das ist erst zwanzig Jahre her.«

»Ja, aber da war ich ja noch gar nicht auf der Welt.«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Na, das war doch vor 'ner Ewigkeit.«

»Warum hat Billy gesagt, die Wahrheit sei tot?« fragte Deacon, als sie mit vollgepacktem Kofferraum heimwärts fuhren. »Was hat das mit einer Postkarte zu tun?« Er erinnerte sich an eine Zeile aus Billys Gespräch mit Dr. Irvine: Ich suche noch nach der Wahrheit.

»Woher, zum Teufel, soll ich das wissen?«

Deacon bewahrte mit Mühe die Geduld. »Du hast zwei Jahre lang mit Unterbrechungen mit dem Mann zusammengelebt, aber soweit ich sehen kann, hast du nie auch nur einen einzigen Satz, den er gesagt hat, in Frage gestellt. Wo war eigentlich deine Neugier? Mich löcherst du doch auch dauernd mit deinen Fragen.«

»Ja, aber Sie antworten ja auch«, erwiderte Terry und strich sich dabei voller Genugtuung über seine neue karierte Jacke. »Billy ist immer wütend geworden, wenn ich zu oft ›warum‹ gesagt hab', und da hab' ich eben nicht mehr gefragt. War den Ärger nicht wert.«

»Ich nehme an, er hat es im Präsens gesagt.«

»Im was?«

»Ich nehme an, er hat gesagt: ›Die Wahrheit ist tot, darum spielt sowieso nichts mehr eine Rolle.‹«

»Ja klar, das hab' ich Ihnen doch schon erzählt.«

»Das lateinische Wort für Wahrheit ist *veritas*«, überlegte Deacon laut, »und daher kommt der Frauenname Verity.« Er warf Terry einen kurzen Blick zu. »Meinst du, das V stand für Verity? Hat er, als er ›Die Wahrheit ist tot‹ sagte, vielleicht gemeint, Verity ist tot?«

*Ich suche noch nach Verity?*

»Und sag jetzt ja nicht, woher, zum Teufel, soll ich das wissen, weil ich sonst nämlich anhalte und dir den Truthahn in den Hals ramme.«

»Ich bin doch kein gottverdammter Hellseher«, beschwerte sich Terry. »Wenn Billy gesagt hat ›Die Wahrheit ist tot‹, dann hat er wahrscheinlich gemeint ›Die Wahrheit ist tot‹.«

»Ja, aber *warum?*« knirschte Deacon. »Von welcher Wahrheit hat er gesprochen? Von der absoluten Wahrheit, von der relativen Wahrheit, der schlichten Wahrheit, der reinen Wahrheit? Oder hat er von einer bestimmten Wahrheit gesprochen – sagen wir dem Mord –, der nie aufgedeckt wurde?«

»Woher zum –« Terry biß sich hastig auf die Zunge. »Das hat er mir nicht verraten.«

»Dann bin ich für V wie Verity«, entschied Deacon. Er hielt vor einer Ampel. »Ich gehe noch weiter. Ich wette, sie hat ausgesehen wie die Frau auf Picassos Bild. Wäre das möglich, was meinst du? Du hast gesagt, er hat die Karte geliebt und sie geküßt, wenn er betrunken war. Kann man daraus nicht schließen, daß sie ihn an jemanden erinnert hat?«

»Ich seh' nicht ein, wieso«, entgegnete Terry sachlich. »Zum Beispiel hat einer von den Typen ein Bild von Madonna, das er dauernd anschmachtet, aber der hat nie in seinem Leben so eine Frau gehabt. Der braucht das wahrscheinlich, damit er 'nen Ständer kriegt.«

Deacon fuhr wieder los. »Zwischen der Fotografie einer lebenden Frau, die es darauf anlegt, Männerphantasien auszubeuten, und einem Porträt, das vor fast hundert Jahren

gemalt wurde, besteht ein Unterschied.«

»Ach, das war damals bestimmt nicht anders«, widersprach Terry, nachdem er einen Moment ernsthaft über die Frage nachgedacht hatte. »Wetten, daß Picasso den schönsten Ständer hatte, als er die Frau gemalt hat, und bestimmt hat er gehofft, daß andre Typen auch einen kriegen, wenn sie sich die Frau anschauen. Ich mein', der ihre Titten sind doch echt klasse.«

### *13 Uhr – Kapstadt, Südafrika*

»Wer ist diese Frau?« fragte eine stattliche ältere Dame ihre Tochter und wies mit einer Kopfbewegung auf die einsame Gestalt an einem Tisch am Fenster. »Ich habe sie schon öfter hier gesehen. Sie ist immer allein und macht immer ein Gesicht, als wäre sie lieber ganz woanders.«

Ihre Tochter betrachtete die Frau. »Gerry ist ihr einmal vorgestellt worden. Ich glaube, sie heißt Felicity Metcalfe. Ihrem Mann gehört eine Diamantenmine oder so was. Sie schwimmt jedenfalls im Geld.« Mit einer gewissen Unzufriedenheit sah sie auf den kleinen Brillanten ihres Verlobungsringes hinunter.

»Ich habe sie nie in Begleitung eines Mannes gesehen.«

Die jüngere Frau zuckte die Achseln. »Vielleicht ist sie geschieden. Bei dem Gesicht wär's kein Wunder.« Sie lächelte wenig freundlich. »Mit dem könnte man Diamanten schneiden.«

Ihre Mutter unterzog die einsame Frau einer genauen Musterung. »Sie ist sehr dünn«, stimmte sie zu, »und außerdem ziemlich traurig, glaube ich.« Sie wandte sich wieder ihrem Essen zu. »Es stimmt schon, was das Sprichwort sagt, Kind – Geld macht nicht glücklich.«

»Aber Armut auch nicht«, versetzte ihre Tochter mit einiger Bitterkeit.

Während Terry am Nachmittag die Wohnung dekorierte, saß

Deacon am Küchentisch und versuchte, aus dem wenigen, was er wußte, ein Bild zusammenzufügen. Von Zeit zu Zeit warf er Terry eine Frage hin. Warum hat Billy in der Lagerhalle gehaust? Aus den gleichen Gründen wie wir alle, nehm' ich an. Waren Flüsse für ihn etwas Besonderes? Davon hat er nie etwas gesagt. Hat er vielleicht einmal den Namen eines Ortes genannt, in dem er gelebt haben könnte? Nein. Hat er eine Universität oder einen Beruf oder den Namen einer Firma erwähnt, für die er mal gearbeitet haben könnte? Ich kenn' keine Universitäten, also wär's mir eh nicht aufgefallen, oder?

»Aber du solltest sie kennen, verdammt noch mal!« brüllte Deacon, dem nun doch die Geduld riß. »Ich kenne niemanden, der so wenig Ahnung hat wie du.«

Terry streckte grinsend den Kopf zur Küchentür herein. »Sie wären in einer Woche 'ne Leiche, wenn Sie so leben müßten wie ich.«

»Sagt wer?«

»Sag' ich. Einer, der sich einbildet, es wäre wichtiger, die Namen von Universitäten zu wissen, als wie man was zu essen ranschafft, hat überhaupt keine Chance, wenn's hart auf hart kommt. Das einzige Wichtige ist, irgendwie am Leben zu bleiben, und beschissene Universitäten kann man nicht fressen. Wollen Sie sich mal anschauen, was ich hier drin gemacht hab'? Es sieht echt genial aus.«

Er hatte recht. Nach zwei Jahren war ein Hauch von Gemütlichkeit in Deacons Wohnung eingezogen.

Deacon reduzierte seine Aufmerksamkeit auf Namen, Jahrgänge, Orte und verbindende Gedanken und ordnete sie auf einem DIN-A4-Blatt in logischer Gruppierung an, in deren Mitte er Billy setzte. Er lehnte das Blatt an die Weinflasche. »Du hast das Malerauge. Sieh mal, ob du irgendwelche Muster erkennen kannst.

Ich helf dir, wenn du was nicht lesen kannst.« Er verschränkte die Arme und beobachtete den Jungen beim

Studium des Blatts, und wenn Terry mit fragendem Finger auf ein Wort deutete, las er es ihm vor.

Die Themse (jeder Fluß?)

Terry Dalton (14)

Tom Beale (68) Cadogan Square Paris

Die Lagerhalle Die HÖLLE (V) Verity? – (45+)

SELBSTMORD Billy Blake (45) IDENTITÄT

MORD

James Streeter (44)  
Amanda Powell (36)

GELD

W.F. Meredith (Architekten) Nigel de Vriess (?)

Teddington-Wohnanlage Lowenstein's Bank

Thamesbank Estate Marianne Filbert (?)

»Was soll der Quark mit den Flüssen?« fragte Terry.

»Amanda hat mir erzählt, Billy wollte der Themse so nah wie möglich sein.«

»Wer hat ihr denn das verraten?«

Deacon sah das Protokoll seines aufgezeichneten Gesprächs mit ihr durch. »Die Polizei vermutlich.«

»Das hör' ich zum erstenmal. Er hat den Fluß gehaßt. Immer hat er gejammt, daß ihm die Feuchtigkeit in sämtliche Knochen kriecht, und er hat gesagt, das Wasser erinnerte ihn an Blut.«

»Wieso sollte es ihn an Blut erinnern?«

»Keine Ahnung. Es hatte was damit zu tun, daß der Fluß wie 'ne Nabelschnur ist. Er hat gesagt, daß London voller Scheiße ist und seine ganze Scheiße den Fluß runterschickt, wo sie die unberührten Orte verseucht.«

»Du hast mal gesagt, er hätte es mit den Genen gehabt. Sollte das vielleicht eine Analogie sein?«

»Wenn Sie englisch reden«, sagte Terry bissig, »kann ich Ihnen vielleicht 'ne Antwort geben.«

Deacon lächelte. »Glaubst du, er hat von seiner eigenen Mutter gesprochen? Wollte er sagen, daß seine Mutter über die Nabelschnur schlechte Gene an ihn weitergegeben hatte?«

»Er hat immer nur von London geredet.«

»Oder vielleicht meinte er, daß alle Eltern schlechte Gene weitergeben?«

»Er hat immer nur von London geredet«, wiederholte Terry.

»Ich hab's zum erstenmal gehört. Es war eine rhetorische Frage.«

»Wahnsinn, Sie sind echt genau wie er! Dauernd so 'n geschwollenes Gequatsche! Daß kein Mensch was verstanden hat, war ihm scheißegal.« Er wies auf die 45 neben dem Namen Verity. »Ich hab' gedacht, Sie glauben, Verity wär' jünger gewesen als Billy«, sagte er. »Wieso geben Sie ihr dann jetzt das gleiche Alter?«

»Ich habe ein Pluszeichen dahinter gesetzt«, sagte Deacon, »das heißt, ich bin jetzt überzeugt, daß sie älter war als er.« Er zog Vs Briefe zu sich heran. »Ich habe mir das heute nacht durch den Kopf gehen lassen. Die Worte ›Dein Spiegel soll dich nicht für alt erklären, solang die Jugend sich von mir nicht wendet‹ kann man auf zweierlei Art lesen. Entweder hat sie das Zitat wörtlich aus einem Brief des Mannes übernommen, dem sie geschrieben hat, oder sie hat es ihrem eigenen Brief angemessen geändert. Als ich den Brief das erstmal gelesen habe, habe ich gedacht, es wäre eine Änderung, weil sie das Zitat nicht in Anführungszeichen gesetzt hatte, und in dem Sonett von Shakespeare heißt es: ›Mich soll mein Spiegel nicht für alt erklären, solang die Jugend sich von dir nicht wendet‹ und so weiter. Jetzt neige ich eher zu der Auffassung, daß es ein direktes Zitat war, und der Mann, der ihr geschrieben hatte, von *ihrem* Alter und *ihrem* Spiegel sprach.« Er schüttelte den Kopf, als er Terrys offenkundiges Unverständnis sah. »Vergiß es, Terry. Gib dich einfach damit zufrieden, daß der Brief mehr Sinn ergibt, wenn V älter war als der Mann, dem sie schrieb. Die Jugend ist stets optimistisch, das Alter meistens ängstlich, und V scheint mir weit mehr Angst gehabt zu haben, daß jemand etwas über die Beziehung erfuhr, als der Mann, an den sie schrieb.«

»Der Billy war?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber nicht mit Sicherheit?«

»Nein. Er könnte die Briefe irgendwo gefunden haben.«

Terry pfiff beeindruckt. »Das ist echt interessant. Ich wollt', ich hätt' dem Alten doch 'n bißchen mehr auf den Zahn gefühlt.«

»Da bist du nicht der einzige«, brummte Deacon sarkastisch.

Terry verlangte eine Erklärung des unteren Teils des Blatts. Wer de Vriess, Filbert und Streeter seien. Was W. F. Meredith, die Wohnanlage Teddington und das Thamesbank Estate da zu

suchen hätten. Deacon erklärte ihm kurz die Verbindung zwischen dem Fall Streeter und Amanda Powell.

»Das Thamesbank Estate ist das Villenviertel, in dem Amanda wohnt und wo Billy gestorben ist«, schloß er. »In Teddington wollten sie und James eine Wohnanlage bauen, und W. F. Meredith ist die Firma, bei der sie arbeitet. Die Büros befinden sich in einem umgebauten Lagerhaus ungefähr zweihundert Meter von eurer Halle entfernt.«

»Und Sie meinen, Billy war dieser Streeter-Typ?«

»Da hätte er sich schon das Gesicht operieren lassen müssen.«

»Aber Sie glauben, daß es einen Zusammenhang gibt?«

»Es muß einen geben. Es gibt tausend Garagen zwischen dem Lagerhaus und Amandas Wohnviertel, Billy muß einen Grund gehabt haben, den ganzen Weg bis zu ihrer zu gehen.« Er strich sich nachdenklich über das Kinn. »Auf Anhieb fallen mir drei mögliche Erklärungen ein. Erstens, einige der Briefe, die er aus den Mülltonnen holte, waren an sie gerichtet, und er fand durch die Lektüre heraus, wo sie wohnte und wer sie war. Zweitens, er sah sie aus dem Meredith-Gebäude kommen, erkannte sie und folgte ihr zu ihrem Haus. Drittens, jemand anders erkannte sie und folgte ihr und gab die Information dann an Billy weiter.«

Terry runzelte die Stirn. »Das zweite kann nicht stimmen. Ich mein', wenn er Amanda erkannt hätte, hätte sie ihn doch auch erkannt. Und sie wär' nicht zu uns gekommen und hätte uns über ihn ausgefragt, wenn sie schon gewußt hätte, wer er war, oder?«

»Das kommt darauf an, wie stark er sich verändert hatte. Vergiß nicht, daß du ihn für zwanzig Jahre älter gehalten hast, als er war. Es könnte vielleicht so gewesen sein – eines Tages entdeckt Amanda in ihrer Garage einen toten Penner, der der Polizei als Billy Blake, Alter fünfundsechzig Jahre, bekannt ist. Sie bedauert den Vorfall, macht sich aber weiter keine

Gedanken, bis sie erfährt, daß der Name angenommen und der Mann in Wirklichkeit erst fünfundvierzig war, in der Nähe ihres Büros hauste und einiges dafür spricht, daß er sich ihre Garage ganz bewußt ausgesucht hat. Daraufhin bezahlt sie für seine Bestattung und gibt sich die größte Mühe, mehr über ihn herauszubekommen. Was würdest du daraus schließen?«

»Daß sie geglaubt hat, Billy wär' ihr Mann.«

Deacon nickte. »Aber sobald sie die Polizeifotos in die Hand bekam, muß ihr klargeworden sein, daß dies nicht der Fall war. Trotzdem ist sie immer noch wie besessen von Billy. Warum?«

»Vielleicht sollten Sie sie das mal fragen.«

»Das habe ich schon getan.« Er warf Terry einen vernichtenden Blick zu. »Sie will die Frage nicht beantworten.«

Terry zuckte die Achseln. »Vielleicht kann sie's nicht. Vielleicht ist ihr das alles genauso rätselhaft wie Ihnen und mir. Uns hat sie erzählt, daß sie erst erfahren hat, wer er war, als er schon tot war, also kann sie nicht mit ihm geredet haben. Und eigentlich haben Sie noch gar nicht erklärt, warum er gerade in ihre Garage gegangen ist. Wenn er sie wirklich erkannt hat, warum soll er dann plötzlich den Wunsch bekommen haben, in ihrer Garage zu sterben? Und wenn er sie *nicht* erkannt hat – warum hätte er in der Garage irgendeiner fremden Frau sterben wollen? Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, aber du setzt voraus, daß sie die Wahrheit gesagt hat. Angenommen aber, sie hat gelogen, als sie behauptete, nicht mit ihm gesprochen zu haben?« Deacon reckte die Arme, um seine Schultermuskeln zu entlasten. Aus dem Augenwinkel beobachtete er einen Moment lang den Jungen. »Er muß sehr schlecht beieinander gewesen sein, wenn er so schnell gestorben ist. Warum hast du ihn in diesem Zustand überhaupt allein weggehen lassen?«

»Hey, mir können Sie nichts vorwerfen. Billy hat nie auf mich gehört. Außerdem war er ganz in Ordnung, als ich ihn das

letztemal gesehen hab'.«

»Das kann nicht sein, wenn er ein paar Tage später am Hunger gestorben ist.«

»Aber so war's ja gar nicht. Keiner von uns hat ihn so kurz vor seinem Tod gesehen. Er war mindestens drei oder vier Wochen weg.« Die Erinnerung schien ihn zu quälen, als wüßte er, daß seine eigene Gleichgültigkeit Billy umgebracht hatte. *Gerade wie Deacons Gleichgültigkeit dessen Vater umgebracht hatte.* »Er ist irgendwann im Mai abgehauen, und wir haben nichts mehr von ihm gehört, bis Tom eines Tages in der Zeitung gelesen hat, daß er in der Garage von dieser Frau tot aufgefunden worden ist.«

Deacon mußte diese Information erst einmal verdauen. Aus irgendeinem Grund hatte er immer angenommen, Billy sei auf direktem Weg von der Lagerhalle zur Garage gewandert. »Und weißt du, wo er in der Zeit war?«

»Damals haben wir gedacht, er wär' irgendwo im Knast gelandet, aber als wir später drüber nachgedacht haben – er zögerte –, »na ja, Tom hat gesagt, im Knast hätten die ihn bestimmt nicht verhungern lassen, und das stimmt auch. Also hatte er sich wahrscheinlich irgendwo verkrochen, wo er einfach nichts mehr gegessen hat.«

»Hatte er so etwas schon früher getan?«

»Klar. Oft, wenn er ganz tief unten war oder einfach von Leuten wie Denning die Nase voll hatte. Aber es waren immer nur 'n paar Tage, und er ist jedesmal zurückgekommen. Dann hab' ich ihn in 'ne Suppenküche geschleppt und wieder aufgepäppelt. Ich hab' mich wirklich gut um ihn gekümmert, wissen Sie, und ich war echt am Boden, als ich gehört hab', wie er krepiert ist. Das wär' überhaupt nicht nötig gewesen.«

»Hast du eine Ahnung, wohin er gegangen sein könnte?«

Terry schüttelte den Kopf. »Tom hat gemeint, er wäre gar nicht in London gewesen, weil ihn da kein Mensch gesehen hat.«

»Und warum sollte er London verlassen haben, weißt du das?«

Wieder ein Kopfschütteln.

»Was hat er getan, bevor er ging?«

»Sich vollaufen lassen, wie immer.«

»Sonst noch etwas?«

»Was denn?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Deacon, »aber irgend etwas muß ihn doch dazu bewogen haben, plötzlich loszuziehen und vier Wochen lang zu verschwinden.« Er machte eine ungeduldige Handbewegung. »Komm, rede mit mir. Hat er an dem Tag gebettelt? Hat er mit jemandem gesprochen? Hat er jemanden gesehen, den er erkannte? Hat er irgend etwas Ungewöhnliches getan? Hat er etwas gesagt, bevor er losgezogen ist? Um welche Zeit ist er gegangen? Morgens? Abends? Denk nach, Terry.«

»Das einzige, woran ich mich erinnern kann«, sagte Terry nach ein paar Sekunden angestrenger Konzentration mit gerunzelter Stirn, »war, daß er 'ne Zeitung gelesen hat, die er im Müll gefunden hatte. Er hat sie sonst immer nur durchgeblättert und die Überschriften gelesen, aber diesmal hat er 'ne ganze Seite gelesen, und es hat ihn ziemlich aufgeregt. Er war danach den ganzen Tag so ätzend schlecht gelaunt, daß man ihn gar nicht anreden konnte, und dann hat er Smirnoff gesoffen, bis er hinüber war. Am nächsten Morgen war er weg, und wir haben ihn nie wiedergesehen.«

Soweit Terry sich erinnern konnte, war Billy irgendwann Mitte Mai verschwunden. Nachdem Deacon diese Auskunft aus ihm herausgequetscht hatte, packte er ihn ins Auto und fuhr mit ihm in die Redaktion. Terry schimpfte die ganze Fahrt wie ein Rohrspatz. An so einem Abend gehöre es sich, in eine Kneipe oder einen Nachtclub zu gehen, beschwerte er sich, nicht alte Zeitungen durchzuforschen ... Deacons Problem sei, daß er schon so alt sei, daß er vergessen habe, wie man das Leben genießt ... Nur weil er Weihnachten hasse, brauchten ja nicht auch alle anderen Trübsal zu blasen ...

»Es reicht!« brüllte Deacon genervt, als sie sich Holborn näherten. »Das wird nicht ewig dauern, also halt endlich die Klappe. Wir können hinterher in ein Pub gehen.«

»Okay, aber nur, wenn Sie mir von Ihrer Mutter erzählen.«

»Gibt es in deinem Wortschatz eigentlich das Wort ›Schweigen‹, Terry?«

»Klar, aber Sie haben versprochen, daß Sie mir erzählen, warum Sie ihr gar keine Chance gegeben haben, Ihren Vater daran zu hindern, daß er sich umbringt.«

»Ganz einfach«, sagte Deacon. »Sie hatte seit zwei Jahren kein Wort mehr mit ihm gesprochen, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie gerade an diesem Abend wieder damit anfangen würde.«

»Haben sie denn nicht im selben Haus gewohnt?«

»Doch. Jeder an seinem Ende. Sie hat für ihn gesorgt, hat ihm die Wäsche gemacht, das Essen gekocht, das Zimmer aufgeräumt. Sie hat nur nicht mit ihm gesprochen.«

»So eine Gemeinheit«, sagte Terry empört.

»Sie hätte sich von ihm scheiden lassen und ihn sich selbst überlassen können«, bemerkte Deacon milde. »Sie hätte ihn sogar einweisen lassen können, wenn sie es versucht hätte. So

etwas war vor zwanzig Jahren noch wesentlich einfacher als heute.« Er warf einen kurzen Blick auf den Jungen. »Man konnte nicht mit ihm leben, Terry – den einen Tag war er der Charme persönlich, am nächsten Tag hat er jeden wüst beschimpft. Wenn er seinen Kopf nicht durchsetzen konnte, wurde er gewalttätig, besonders wenn er getrunken hatte. Er war nicht imstande, einer geregelten Arbeit nachzugehen, er schob jede Verantwortung von sich, beschwerte sich aber unaufhörlich über die Fehler anderer. Meine Mutter hat das dreiundzwanzig Jahre lang mitgemacht, ehe sie sich ins Schweigen zurückzog.« Er fuhr die Farringdon Street hinunter. »Sie hätte es früher tun sollen. Die Stimmung wurde viel besser, als die ewigen Kräche aufhörten.«

»Wieso hatte er so 'nen Haufen Geld, wenn er nicht gearbeitet hat?«

»Er hatte es von seinem Vater geerbt. Dem gehörte ein Grundstück, das der Staat für den Bau der M 1 brauchte. Mein Großvater verdiente daran ein kleines Vermögen, das er seinem einzigen Sohn hinterließ, zusammen mit einem schönen alten Bauernhaus, an dessen Garten jetzt eine sechsspurige Autoschnellstraße vorbeiführt.«

»Mann! Und das hat Ihre Mutter Ihnen einfach geklaut?«

Deacon bog in die Fleet Street ein. »Wenn sie es getan hat, dann hat sie es verdient. Sie hat Emma und mich, als wir acht Jahre alt waren, ins Internat gegeben, damit wir nicht ständig mit meinem Vater unter einem Dach leben mußten.« Er lenkte den Wagen in die Gasse neben der Redaktion und stellte ihn auf dem leeren Parkplatz hinter dem Gebäude ab. »Daß ich am Ende noch mit ihm gesprochen habe, lag nur daran, daß ich weniger mit ihm zu tun hatte als meine Mutter und Emma. Ich habe mich nur Weihnachten zu Hause blicken lassen, sonst war ich immer bei Freunden aus der Schule und der Universität.« Er schaltete den Motor aus. »Emma hat meiner Mutter weit mehr geholfen, deshalb hat mein Vater ihr nur zwanzigtausend

hinterlassen. Er hat sie mit der Zeit gehaßt, weil sie immer die Partei meiner Mutter ergriffen hat.« Er wandte sich dem Jungen mit einem schwachen Lächeln zu. »Siehst du, es ist nicht alles so, wie du geglaubt hast, Terry. Mein Vater hat dieses zweite Testament aus Bosheit gemacht, und wahrscheinlich hat er es sowieso selbst zerrissen. Das weiß Hugh so gut wie ich, aber Hugh sitzt in der Patsche und sucht krampfhaft nach einem Ausweg.«

»Sind alle Familien so wie eure?«

»Nein.«

»Also, ich kapier' das nicht. So wie sich's anhört, mögen Sie Ihre Mutter doch, warum reden Sie dann nicht mit ihr?«

Deacon schaltete die Scheinwerfer aus, und es wurde dunkel.

»Willst du die lange oder die kurze Erklärung?«

»Die kurze.«

»Ich bestrafe sie.«

»Was ist denn heute abend hier los?« fragte Glen Hopkins, als Deacon kam. »Barry Grover ist auch schon seit zwei Stunden hier.« Er musterte Terry mit Interesse. »Ich krieg' langsam das Gefühl, daß ich der einzige bin, der's zu Hause schön findet.«

Terry lächelte entwaffnend und stützte seine Ellbogen auf das Pult. »Dad« – er wies mit dem Daumen auf Deacon – »wollte mir mal zeigen, wo er arbeitet. Es macht ihn nämlich ganz fertig, daß Mam auf den Strich geht, seit er sie rausgeschmissen hat, und jetzt will er mir zeigen, daß es bessere Möglichkeiten gibt, sich seine Brötchen zu verdienen.«

Deacon packte ihn am Arm und stieß ihn zur Treppe. »Glauben Sie kein Wort, Glen. Wenn dieser Strick auch nur ein Gen von mir im Leib hätte, würde ich mich von der nächsten Brücke stürzen.«

»Mam hat mich gewarnt, daß du immer gleich grob wirst. Sie hat gesagt, du haust immer erst zu und fragst hinterher.«

»Halt die Klappe, du Schwachkopf.«

Terry lachte, und Glen Hopkins sah den beiden mit einem Ausdruck brennender Neugier in seinem sonst eher verdrossenen Gesicht nach, als sie die Treppe hinaufliefen. Zum erstenmal, solange er sich erinnern konnte, hatte Deacon eindeutig vergnügt ausgesehen, und Glen begann sofort, sich Ähnlichkeiten zwischen dem Mann und dem Jungen einzubilden, die gar nicht da waren.

Auch Barry Grover packte die Neugier, als er Terry sah, aber er hatte sein Leben lang seine wahren Gefühle hinter einer Maske versteckt und blickte die beiden nur ausdruckslos durch seine dicken Brillengläser an, als sie geräuschvoll ins Archiv stürmten. Er bot einen seltsamen Anblick, ganz allein an seinem Schreibtisch, der mitten in dem abgedunkelten Raum in einer Lichtpfütze stand, deren Glanz sich in seinen Brillengläsern spiegelte. Mehr noch als sonst ähnelte er einem großen Käfer mit schillernden Augen, und Deacon schaltete mit einer schnellen Bewegung die Deckenbeleuchtung ein, um das bedrückende Bild zu vertreiben.

»Hallo, Barry«, sagte er in dem künstlich herzlichen Ton, den er dem Mann gegenüber stets anschlug, »ich möchte Ihnen einen Freund von mir vorstellen, Terry Dalton. Terry, das sind die Augen des *Street-Magazins*, Barry Grover. Wenn dich Fotografie auch nur im geringsten interessiert, ist das der Mann, mit dem du dich unterhalten solltest. Er weiß alles, was man darüber überhaupt wissen kann.«

Terry nickte auf seine freundliche Art.

»Mike übertreibt«, sagte Barry, der fürchtete, lächerlich gemacht zu werden, in wegwerfendem Ton. Er hatte bereits voller Verlegenheit die wissenden Blicke und kaum verhohlene Neugier Glens über sich ergehen lassen müssen, als er gekommen war. Jetzt drehte er Deacon und dem Jungen den Rücken zu und schob die Fotos von Amanda Powell unter einen Packen Zeitungsausschnitte.

Terry, der für unterschwellige Gefühlsaufwallungen ziemlich

unempfänglich war, wenn sie nicht paranoide Schizophrenie oder Drogenkonsum zur Grundlage hatten, ging zu Barry hinüber, während Deacon sich an den Mikrofiche-Monitor setzte, um die Zeitungen vom Mai 1995 durchzusehen. Dies war ein Milieu, das Terry völlig fremd war, darum kam er gar nicht auf den Gedanken, sich darüber zu wundern, warum dieser dicke, froschäugige kleine Mann mit seinen geziert pedantischen Bewegungen allein in diesem großen verdunkelten Zimmer saß. Wenn er und Deacon hier waren, dann war es vermutlich ganz natürlich, daß auch Barry Grover hier war.

Er beugte sich seitlich über den Schreibtisch. »Mike hat mir, als wir die Treppe raufgegangen sind, erzählt, daß Sie der Beste in der Branche sind«, berichtete er. »Er sagt, Sie versuchen rauszukriegen, wer Billy Blake war.«

Barry wich ein wenig zurück. Er fühlte sich bedrängt von dem Jungen, der da so selbstverständlich seinen Arbeitsplatz mit Beschlag belegte, und verdächtigte Deacon, ihn dazu angestiftet zu haben. »Das stimmt«, sagte er steif.

»Billy und ich waren Freunde. Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, brauchen Sie's nur zu sagen.«

»Ja, hm, im allgemeinen arbeite ich meiner Erfahrung nach am besten allein.« Er fegte mit beiden Händen über seinen Schreibtisch, als wollte er ihn von störenden Einflüssen befreien, und deckte dabei einen unterbelichteten Abzug von Billys Polizeifoto auf, auf dem die Augen, die Nasenlöcher und die Linie zwischen den Lippen die einzigen klar gezeichneten Züge waren.

Terry nahm es zur Hand und betrachtete es aufmerksam. »Hey, das ist genial«, sagte er mit freimütiger Bewunderung. »Da sieht man genau, was man braucht.« Er nahm einen zweiten ähnlich unterbelichteten Abzug und legte ihn neben den anderen. Beide Gesichter waren einander sehr ähnlich. Lediglich die räumlichen Beziehungen der Züge zueinander

zeigten kleine Abweichungen. »Das ist echt toll.« Terry berührte die zweite Fotografie. »Und wer ist der Kerl?«

Barry nahm seine Brille ab und polierte die Gläser mit seinem Taschentuch. Es war ein Zeichen innerer Qual. Er konnte nicht mit ansehen, wie dieser kahlköpfige Halbstarke so mit seiner sorgfältigen Arbeit umging. »Das ist ein Lastwagenfahrer namens Graham Drew«, antwortete er brummig und nahm Terry die Fotos weg.

»Woher haben Sie gewußt, daß er wie Billy ausschaut?«

»Ich habe seine Fotografie im Archiv.«

»Mann! Sie sind echt Extraklasse. Heißt das, daß Sie alle Bilder im Kopf haben, die Sie hier rumliegen haben?«

»Es wäre unverantwortlich, sich auf das Gedächtnis zu verlassen«, sagte Barry streng. »Natürlich habe ich ein System.«

»Und wie funktioniert das?«

Es kam Barry nicht in den Sinn, daß das Interesse des Jungen echt sein könnte. Da er mit Deacon gekommen war, nahm er automatisch an, er sei gebildeter, als er tatsächlich war, und interpretierte seine beharrlichen Fragen als eine Form von Hänselei. »Es ist kompliziert. Sie würden es nicht verstehen.«

»Ja, aber ich lerne schnell. Mike hat gesagt, daß mein IQ wahrscheinlich über dem Durchschnitt ist.«

Terry zog mit einem Fuß einen Stuhl heran und ließ sich neben seinem neuen Guru nieder. »Ich kann nichts versprechen, aber ich denk' mal, Ihnen kann ich eher helfen als ihm.« Er wies mit dem Kopf zu Deacon. »Mit Wörtern habe ich's nicht so – verstehen Sie? –, aber bei Bildern bin ich gut. Also, wie schaut Ihr System aus?«

Barrys Hände zitterten leicht, als er seine Brille wieder aufsetzte. »Unter der Voraussetzung, daß Billy Blake ein angenommener Name war, sehe ich die Fotografien von Männern durch, die in den letzten Jahren von der Polizei gesucht und nicht gefaßt wurden. Das heißt«, fügte er

pedantisch hinzu, »man sucht nach Personen, die es für nötig hielten, ihre Identität zu ändern.«

»Das ist echt genial, wirklich. Mike hat gleich gesagt, daß Sie ein Klassemann sind.«

Barry zog einen Hefter, der an der Schreibtischkante lag, zu sich heran. »Leider gibt es ziemlich viele von der Sorte, und in einigen Fällen ist das einzige, was ich habe, ein Phantombild.«

»Und warum sind die Bullen hinter diesem Drew her?«

»Er hat einen Viehtransporter samt seiner Frau, zwei Kindern, dreißig Schafen und Gold im Wert von zwei Millionen Pfund auf eine Kanalfähre gefahren und ist irgendwo in Frankreich spurlos verschwunden.«

»Hey, geil!«

Barry mußte unwillkürlich lachen. »Ja, das fand ich auch. Die Schafe wurden gefunden. Sie spazierten auf dem Feld eines französischen Bauern herum. Aber von den Drews, dem Gold und dem Viehtransporter fehlt bis heute jede Spur.« Nervös schlug er den Hefter auf, der Fotografien und Zeitungsausschnitte enthielt. »Wir könnten die zusammen durchsehen«, sagte er, »und sie danach sortieren, ob sie es wert sind, genauer geprüft zu werden oder nicht. Es sind die Aufnahmen von ungefähr! hundert Männern, die die Polizei 1988 gesucht hat.«

»Klar, machen wir«, sagte der Junge munter. »Und hinterher gehen Sie mit mir und Mike einen trinken, okay? Sind Sie dabei?«

Eine Stunde später wirbelte Deacon auf seinem Stuhl herum. »Huhu! Ihr zwei! Hebt eure Hintern! Kommt her und lest das.« Er winkte ihnen triumphierend. »Wenn das nicht der Grund für Billys plötzlichen Aufbruch war, fress' ich einen Besen. Es ist die einzige Meldung in der ersten Maihälfte, die zu dem, was wir schon wissen, eine Verbindung hat.«

## **Ein Trostpflaster von Nigel**

Es wird vermutet, daß Fiona Grayson nach ihrer Scheidung von dem Restaurateur Tim Grayson, 58, zu ihrem ersten Ehemann, dem Unternehmer Nigel de Vriess, 48, zurückgekehrt ist. Fiona ist häufiger Gast im Halcombe House, Nigels Landsitz bei Andover. »Sie haben sehr viel gemeinsam, unter anderem auch zwei erwachsene Kinder«, sagte Lady Kay Kinslade. Sie deckte den Schleier der Diskretion über die von viel Bitterkeit begleitete Scheidung vor zehn Jahren, als Nigel Fiona wegen einer kurzen Affäre mit Amanda Streeter verließ, deren Ehemann James später mit zehn Millionen Pfund des Bankhauses, für das auch Nigel de Vriess tätig war, verschwand. »Die Zeit heilt alle Wunden«, sagte Lady

Kay. Sie bestritt, daß Fiona in finanziellen Schwierigkeiten stecke.

Nigel, der sich einmal als »absoluter Erfolgsmensch« bezeichnete, hat ein bewegtes Leben hinter sich. Mit 30 Jahren hatte er bereits seine erste Million verdient. Nach katastrophalen Verlusten infolge des Zusammenbruchs einer transatlantischen Fluggesellschaft, an der er beteiligt war, trat er 1985 in den Vorstand des Bankhauses Lowenstein ein. 1991 verließ er das Unternehmen im »beiderseitigen Einvernehmen«, nachdem er sich mit dem Kauf der Firma Softworks, eines kleinen Unternehmens mit unentdecktem Potential, in der Software-Branche angesiedelt hatte. Er gab der Firma einen neuen

Namen, DVS, stellte neue Mitarbeiter mit neuen Ideen ein und machte es innerhalb von vier Jahren zu einem der Spitzenreiter auf dem lukrativen Heimcomputermarkt.

Nigel de Vriess war zweimal verheiratet, und sein Name wurde in Verbindung mit einigen der schönsten Frauen Großbritanniens genannt. Fiona hat ihn offenbar in wärmerer Erinnerung als

die meisten anderen Frauen. Eine seiner verflossenen Geliebten, die Schauspielerin Kirstin Olsen, beschrieb ihn sehr drastisch als »kleingeraten, knickrig und am liebsten obenauf«. Kirstin Olsens neuer ständiger Begleiter ist der Schwarzenegger-Verschnitt Bo Madesen, der von den Leserinnen der Zeitschrift *Hello!* zum Sexsymbol des Jahres gewählt wurde.

Deacon las die Meldung Terry zuliebe laut vor und lächelte, als der Junge schallend lachte. »Es geschieht ihm wahrscheinlich recht, aber mir tut der arme Kerl irgendwie leid. Er hat Miss Olsen für die Anstrengungen, die sie in ihre Orgasmen gesteckt hat, offensichtlich nicht angemessen belohnt.«

»Die Hölle kennt das Rasen nicht einer verschmähten Frau«, zitierte Barry gewichtig.

»Den Spruch kenn' ich!« rief Terry. »Billy hat ihn mir beigebracht.« Er gab seine Imitation von Billys Sprechweise und deklamierte theatralisch: »Der Himmel kennt das Toben nicht von Liebe, die zu Haß geworden, die Hölle nicht das Rasen einer verschmähten Frau. Aber, Terry, das heißt nicht einfach, *Zorn* im Sinne von Ärger, das heißt ZORN, wie man ihn von den Furien fürchten muß, den geflügelten Ungeheuern, die von den Göttern gesandt werden, damit sie den Sündern die Hölle auf Erden bereiten.« Er sah die beiden Männer strahlend an und kehrte zu seinem eigenen Jargon zurück. »Billy hat gemeint, sie würden ihn jedesmal packen, die Furien, wenn er sich hat vollaufen lassen. Das war eine von seinen Strafen, daß die Furien ihn schnappten, wenn er blau war.«

»Er hatte eine starke Neigung zur Selbstverstümmelung«, erklärte Deacon. »Wenn seine Hände ihn geärgert hatten, hielt er sie ins Feuer, um sie zu reinigen.«

»Das klingt mir eher nach Delirium tremens«, meinte Barry.

»Ja, okay, er hat sich immer selbst verletzt, aber er hat jedesmal gesagt, er müßte die Furien abwehren.«

Terry wies mit einem Finger auf den Bildschirm. »Sie glauben also, daß Billy zu diesem Nigel wollte? Aber warum?«

Deacon zuckte die Achseln. »Das müssen wir Nigel fragen.«

»Vielleicht klingt es ja ein bißchen zu einfach«, sagte Barry bedächtig, »aber könnte Billy nicht einfach Amanda Streeters Adresse gewollt haben? Wie hätte er sie sonst finden sollen, wenn er nicht wußte, daß sie sich Amanda Powell nannte?«

»So muß es ein«, stimmte Terry bewundernd zu. »Und das

heißt, daß Billy diesen James gekannt haben muß, ich mein', da ja Amanda Billy nicht gekannt hat. Versteht ihr, was ich meine? Ihr braucht jetzt nur noch die Namen von den Leuten rauszukriegen, die James gekannt haben, und dann habt ihr Billy.«

Deacon schüttelte mit übertriebener Verzweiflung den Kopf. »Wir könnten innerhalb von fünf Minuten herausbekommen, wer er war, wenn wir wüßten, wie wir an die Informationen herankommen sollen, die du bereits im Kopf hast.« Er zog belustigt eine Augenbraue hoch. »Der Mann war eindeutig gebildet, er hat Predigten gehalten, er war ein Verehrer von William Blake, hat Congreve zitiert, kannte sich in der Malerei und in der Antike aus, hatte Ansichten über die europäische Politik und glaubte an ethische Grundsätze. Vor allem scheint er ein Theologe mit einem besonderen Interesse an den Göttern des Olymp und ihrer grausamen und willkürlichen Art, sich in das Leben der Menschen einzumischen, gewesen zu sein. Also? Was ist das für ein Mensch, den man so charakterisieren kann?«

Barry nahm seine Brille ab und begann erneut, die Gläser zu polieren. Sein Selbststekel hatte sich zu einem körperlichen Schmerz in der Magengrube verdichtet, und er fürchtete sich davor, was er diesmal tun würde, wenn Deacon ihn im Stich ließ. Er kannte den anderen gut genug, um zu wissen, daß dieser das bißchen Interesse, das er ihm entgegenbrachte, schlagartig verlieren würde, sobald er – Barry – ihm eröffnete, wer Billy Blake wirklich gewesen war. Mit Terry im Schlepptau würde Deacon die Jagd auf Peter Fenton aufnehmen und Barry der schrecklichen Verwirrung überlassen, die seit vierundzwanzig Stunden in seiner Seele tobte. Er dachte daran, was ihn zu Hause erwartete, und klammerte sich verzweifelt an die Hoffnung, die sein gut verborgenes Wissen ihm bot. Deacon brauchte nicht zu wissen, wer Billy Blake war – jedenfalls jetzt noch nicht –, aber er

mußte wissen, daß Barry ihm irgendwann liefern würde, was er wollte.

»Mein Vater hat gern ein etwas verfälschtes Zitat von Dr. Johnson gebraucht«, murmelte er nervös, als fürchte er, sich lächerlich zu machen. »Wenn die Vaterlandsliebe die letzte Zuflucht des Schurken ist, pflegte er zu sagen, ›dann ist der Gottesglaube die letzte Zuflucht des Schwächlings.‹ Ich kann mich natürlich täuschen, aber –« Er zögerte mit einem Blick auf Terry und schwieg.

»Weiter«, ermutigte Deacon ihn.

»Es ist nicht fair, schlecht über die Toten zu reden, Mike, noch dazu in Anwesenheit ihrer Freunde.«

»Billy war ein Mörder«, sagte Deacon ruhig, »und Terry hat es mir erzählt. Ich bezweifle, daß er eine noch größere Schwäche gezeigt haben könnte.«

Barry setzte seine Brille wieder auf und sah die beiden mit einem Ausdruck tiefster Genugtuung an. »Ich dachte mir, daß es so etwas sein muß. Er besaß keine Charakterstärke. Er ist davongelaufen. Er war ein Trinker. Er hat sich das Leben genommen. Das sind nicht die Wesensmerkmale eines starken Menschen. Starke Menschen stellen sich ihren Problemen und lösen sie.«

»Vielleicht war er krank. Terry beschreibt ihn als einen Irren.«

»Sie haben mir erzählt, daß er mindestens vier Jahre als Billy Blake gelebt hat.«

»Und?«

»Wie hätte ein geistig gestörter Mensch vier Jahre lang eine falsche Identität aufrechterhalten können? Er hätte doch jedesmal, wenn er ganz unten war, die Gründe dafür vergessen.«

Das Argument war gut, das mußte Deacon zugeben. Und doch – »Würde die gleiche Überlegung nicht auch auf einen Trinker zutreffen?«

Barry wandte sich Terry zu. »Was pflegte er zu sagen, wenn er getrunken hatte?«

»Nicht viel. Meistens ist er bewußtlos geworden. Ich denk' mir, daß er deshalb getrunken hat.«

»Mir hast du erzählt, er hätte herumgeschrien und getobt, wenn er betrunken war«, erinnerte Deacon den Jungen scharf. »Jetzt sagst du, er habe das Bewußtsein verloren. Was stimmt nun eigentlich?«

Terry machte ein gereiztes Gesicht. »Verdammst noch mal, ich geb' mir wirklich alle Mühe. Er hat rumgetobt, wenn er halb hinüber war, und ist umgekippt, wenn er voll war. Aber halb hinüber heißt nicht, daß er nicht gewußt hat, was er gesagt hat. Da hat er immer mit seinen Versen angefangen und mit dem Quatsch von der De-Sex-Maschine --«

»Von der was?« unterbrach Deacon.

»De-Sex-Maschine«, wiederholte Terry langsam und nachdrücklich.

»Was soll das denn heißen?«

»Woher soll ich das wissen?«

Deacon versuchte stirnrunzelnd, die Silben des Wortes in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. »Deus ex machina?« fragte er.

»Genau. Das war's.«

»Was hat er noch gesagt?«

»Meistens war's 'n Haufen Mist.«

»Kannst du dich an seine genauen Worte erinnern, und wie er sie gesprochen hat?«

Terry begann das Verhör zu langweilen. »Er hat tausend Sachen gesagt. Können wir jetzt nicht einen trinken gehen? Ich kann mich viel besser erinnern, wenn ich 'n Bier intus hab'. Barry hat auch Durst, stimmt's, Kumpel?«

»Nun ja --« Barry räusperte sich. »Ich muß hier erst noch aufräumen. «

Deacon sah auf seine Uhr. »Und ich muß diesen Artikel über

de Vriess noch kopieren. Wie wär's, wenn du uns zehn Minuten lang Billy im Suff vorführst, während Barry und ich hier fertigmachen, Terry? Dann zischen wir ab ins Pub und vergessen alles andere.«

»Versprechen Sie's?«

»Ich verspreche es.«

Terrys Darbietung war eine *tour de force*, die Deacon auf Band aufzeichnete. Der Junge besaß ein ungewöhnliches Talent, fremde Stimmen nachzuahmen, ob diese Stimme jedoch tatsächlich Billy ähnlich war, war nicht zu sagen. Terry versicherte Deacon, es sei eine perfekte Imitation, bis Deacon die ersten dreißig Sekunden zurückspulte und Terry in brüllendes Gelächter ausbrach, weil er sich anhörte wie ein »hochgestochener Vollidiot«. Der Inhalt der Tirade war insofern größtenteils irrelevant, als er im wesentlichen aus einer Wiederholung von Billys religiösen Überzeugungen und einigen eingestreuten Gedichtfragmenten bestand, die Terry schon früher zitiert hatte. Außerdem unterließ Terry zu Deacons Enttäuschung jeden Hinweis auf den Deus ex machina, weil er, wie er sagte, nie wirklich verstanden hatte, was Billy da redete, und deshalb Schwierigkeiten hatte, sich der Worte zu erinnern, die er gebraucht hatte.

Deacon, der sich über die Vorstellung Königlich amüsiert hatte, gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Arm und sagte, er solle sich deswegen keine Gedanken machen. Barry jedoch, für den das meiste neu war, hatte mit ernster Aufmerksamkeit zugehört und spulte das Band zurück zu einer kurzen Passage, die einer Aufzählung von Göttern folgte.

»... und der Schrecklichste von allen ist Pan, der Gott der Begierde. Schließt eure Ohren, ehe sein zauberisches Spiel euch in den Wahnsinn treibt und der Engel mit dem Schlüssel zum Abgrund der Hölle erscheint und euch für immer dort hinunterstößt. Ihr werdet vergeblich auf den warten, der in Wolken herabsteigt, um euch aufzuheben. Einzig Pan ist wahr

...«

»Ja, aber es sind zwei verschiedene Männer, Mike. Die scheinbar große Übereinstimmung kommt nur deshalb zustande, weil die Einstellung etwa die gleiche ist, aber die Unterschiede sind immer noch offensichtlich. Vor allem bei den Ohren.« Er nahm eine Zigarettenpackung und legte sie so über die untere Gesichtshälfte Billys, daß ihre obere Kante mit einem Ohrläppchen abschloß. »Billys Ohrläppchen sind größer als die von James, und ihr unterer Rand ist etwa auf gleicher Höhe mit seinem Mund.« Er schob die Schachtel auf das andere Foto und legte sie genauso. »James hat fast kein Ohrläppchen, und der untere Rand ist auf einer Linie mit seinen Nasenlöchern. Wenn man Augen, Nase und Mund auf dem Computer synchronisiert, verschieben sich sofort die Ohren, und wenn man den Winkel verändert, um die Ohrläppchen zu synchronisieren, verschiebt sich alles andere.«

»Sie sind auf dem Gebiet ziemlich gut, was?«

Barrys runde Wangen röteten sich vor Freude. »Es macht mir Spaß.« Er schob die anderen Aufnahmen näher und entfernte dabei geschickt ein Profilfoto von Peter Fenton. »Erkennen Sie noch jemanden?«

Deacon schüttelte den Kopf. Er warf einen letzten Blick auf James Streeter, dann schob er die Fotografien zur Seite. »Es ist wie die Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen«, sagte er mutlos. »Ich fange sowieso langsam an zu glauben, daß Billy nur ein Nebenschauplatz ist.«

»Inwiefern?«

»Kommt darauf an, was Amanda Powell sich dabei dachte, als sie mir von ihm erzählte. Sie muß doch gewußt haben, daß ich auf James kommen würde, wessen Geschichte soll ich also nachgehen? Billys oder James'?« Er zog nachdenklich an seiner Zigarette. »Und wo paßt Nigel de Vriess ins Bild? Weshalb sollte er einem Fremden Amandas Adresse gegeben haben?«

»Vielleicht mag er sie nicht«, meinte Barry und gab damit seiner eigenen Voreingenommenheit nach.

»Er hat sie einmal gemocht. Er hat ihretwegen seine Frau verlassen. Aber ganz abgesehen davon – egal, wie wenig man jemanden mag, man gibt deshalb seine Adresse nicht an den erstbesten Verrückten weiter, der vorbeikommt.« Er sah Barry neugierig an. »Oder?«

»Nein.« Barry starnte unbehaglich auf das Foto von Peter Fenton. »Es ist ja möglich, daß sie sich von früher gekannt haben.«

Deacons Blick folgte dem seinen. »Nigel und Billy?«

»Ja.«

Deacon war skeptisch. »Hätte er dann Amanda nicht gesagt, wer er war? Warum hätte sie sich an mich wenden sollen, wenn Nigel ihr seinen Namen hätte nennen können?«

»Vielleicht haben sie keinen Kontakt mehr.«

Deacon schüttelte den Kopf. »Darauf würde ich mich nicht verlassen. Sie ist nicht der Typ, den ein Mann so leicht vergißt. Und de Vriess hat ein Faible für Frauen.«

»Mögen Sie sie, Mike?«

»Sie sind schon der zweite, der mich das fragt« – er sah Barry einen Moment nachdenklich an –, »und ich kann die Frage nicht beantworten. Sie ist ungewöhnlich, aber ich weiß nicht, ob sie das sympathisch macht oder reichlich sonderbar.« Er lachte. »Sie ist verdammt appetitlich, das muß man ihr lassen.«

Barry zwang sich zu lächeln.

Terry hatte die Deckenbeleuchtung in Deacons Schlafzimmer angeknipst und rüttelte den Schlafenden grob an der Schulter. Deacon öffnete blinzelnd ein Auge und sah seinen Schützling verärgert an. »Hör auf!« sagte er langsam und deutlich. »Es geht mir gar nicht gut.« Er wälzte sich auf die andere Seite, um weiterzuschlafen.

»Ja, ich weiß schon, aber du mußt aufstehen.«

»Warum?«

»Lawrence ist am Telefon.«

Deacon richtete sich mühsam auf und stöhnte vor Kopfschmerzen. »Was will er?«

»Das darfst du mich nicht fragen.«

»Warum hast du überhaupt abgenommen? Hättest du ihn doch auf den Anrufbeantworter sprechen lassen, knurrte Deacon, als er auf die Uhr sah und feststellte, daß es Viertel nach sechs Uhr morgens war. »Dafür ist das Ding schließlich da.«

»Hab' ich ja gemacht. Die ersten vier Male. Aber er hat immer wieder angerufen. Wieso hast du's nicht gehört? Bist du taub?«

Fluchend wankte Deacon ins Wohnzimmer und nahm den Hörer. »Es würde mich wirklich interessieren, was so wichtig ist, daß Sie mich am Weihnachtstag im Morgengrauen wecken müssen, Lawrence.«

Der Ton des alten Mannes klang besorgt. »Ich habe eben im Radio die Nachrichten gehört, Mike. Ich schlafe wenig in letzter Zeit. Ich denke, Sie oder ich oder wir beide dürfen in Kürze einen Besuch von der Polizei erwarten. Ich weiß, daß Terry bei Ihnen ist, weil er am Telefon war, aber wissen Sie, was er letzte Nacht getrieben hat?«

Deacon rieb sich die Augen. »Worum geht's eigentlich?«

»Um einen weiteren Zwischenfall in diesem Lagerhaus, in dem Terry gehaust hat, glaube ich. Am besten hören Sie sich die Kurznachrichten im Radio an. Kann sein, daß ich mich täusche, aber ich habe den Eindruck, daß die Polizei unseren Freund sucht. Rufen Sie mich zurück, sobald Sie können. Sie werden mich vielleicht brauchen.« Er legte auf.

Es war die Spitzenmeldung des Morgens, und noch während der Nachrichtensprecher sprach, wurden jede Minute neue Details bekannt. Nach einem Mordversuch und der Festnahme eines Verdächtigen am Freitag nachmittag war unter den Obdachlosen in einem Lagerhaus im Hafenviertel in den frühen Morgenstunden des Weihnachtstags erneut Panik ausgebrochen, als mehrere Männer mit Benzin übergossen und ihre Kleider in Brand gesteckt worden waren. Die Polizei fahndete nach einem jungen Mann, einen Meter achtundsiebenzig groß, mit kahlrasiertem Kopf und einer dunklen Jacke bekleidet. Er war gesehen worden, als er nach dem Zwischenfall aus dem Lagerhaus floh. Zwar hatte die Polizei den Namen des Gesuchten nicht bekanntgegeben, es handelte sich jedoch um einen ihr bekannten Verdächtigen, von dem angenommen wurde, daß er seit dem Mordversuch am Freitag einen Groll gegen die Insassen der Lagerhalle hege.

So abgebrüht Terry sich zu geben pflegte, er war doch erst vierzehn Jahre alt. Angstvoll, fast weinend starnte er das Radio an. »Da hat mich jemand hingehängt«, wütete er. »Was soll ich jetzt tun? Die Bullen machen mich fertig.«

»Unsinn«, sagte Deacon scharf. »Du warst doch die ganze Nacht hier.«

»Und woher willst du das wissen?« fragte Terry aufgebracht und aggressiv in seiner Angst. »Ich könnt' mit Leichtigkeit abgehauen und wiedergekommen sein, ohne daß du was gemerkt hättest. Mensch, du hast ja nicht mal das Telefon gehört.«

Deacon wies zum Sofa. »Setz dich. Ich rufe Lawrence

zurück.«

»Bestimmt nicht. Ich bin schon weg.« Er ballte seine Hände. »Ich lasse mich doch nicht von den beschissenen Bullen schnappen.«

»Setz dich!« brüllte Deacon. »Bevor ich wirklich wütend werde.« In der Befürchtung, daß Terry auf und davon laufen würde, wenn er jetzt das Zimmer verließ, um Lawrence' Nummer herauszusuchen, schaltete er den Lautsprecher ein, wählte die Nummer der Telefongesellschaft, ließ sich die Nummer des Teilnehmers geben, der ihn zuletzt angerufen hatte. Dann wählte er Lawrence' Nummer.

»Hallo, Lawrence, Michael hier. Wir sind auf Lautsprecher, Terry kann Sie also auch hören und mit Ihnen reden. Wir glauben leider, Sie haben recht. Wir vermuten, daß die Kerle im Lagerhaus Terry eins auswischen wollen und daß die Polizei gleich hier antanzen wird. Was sollen wir tun?«

»Können Sie sich dafür verbürgen, daß er nichts mit der Sache zu tun hat?«

»Ja und nein. Wir sind gestern nacht gegen zwei mit einem Taxi nach Hause gekommen. Ich hab' meinen Wagen in der Fleet Street stehengelassen, weil ich ziemlich blau war. Bis ungefähr ein Uhr fünfzehn waren wir mit einem Mann namens Barry Grover zusammen. Wir waren alle drei sternhagelvoll. Das letzte, woran ich mich erinnere, ist, daß ich Terry gesagt habe, er soll aufhören zu kichern wie ein Schulmädchen und zu Bett gehen. Ich war sofort weg, bis Terry mich rüde aus dem Schlaf gerissen hat, weil Sie am Telefon waren. Ich kann nicht beschwören, daß er zwischen zwei und sechs hier war, das heißt, theoretisch ist es möglich, daß er noch mal weggegangen ist, aber praktisch ist es absolut ausgeschlossen. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, als ich ihn endlich in seinem Zimmer hatte, und ich bin hundertprozentig sicher, daß er die ganze Zeit hier war.«

»Kannst du mich hören, Terry?«

»Ja.«

»Bist du noch einmal aus Michaels Wohnung weggegangen, nachdem ihr um zwei Uhr morgens zurückgekommen wart?«

»Nein, bin ich nicht«, antwortete der Junge trotzig. »Und ich hab' Scheißkopfweh, und darum hab' ich jetzt null Lust, irgendwelche Scheißfragen zu beantworten, was ich gemacht oder nicht gemacht hab'!«

Lawrence lachte. »Dann machen wir uns ja ganz unnötige Sorgen – vielleicht sind der Polizei seit Freitag zwei junge Burschen mit Kahlköpfen bekanntgeworden –, aber ich würde euch dringend raten, die Wohnung zu säubern. Unsere Freunde von der Polizei reagieren meist sehr negativ auf Substanzen, die chemischer Analyse bedürfen. Also, meldet euch, wenn's Ärger gibt, in Ordnung?«

»Warum kann er nicht ab und zu mal wie 'n normaler Mensch reden?« fragte Terry mürrisch, als Deacon auflegte. »Was hat er gemeint? Daß die mir was vorwerfen können?«

»Ja, Drogenbesitz. Wieviel Cannabis hast du noch?«

»Fast nichts mehr.«

»Absolut nichts von jetzt an«, sagte Deacon und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Das Zeug wandert auf dem schnellsten Weg ins Klo.« Er fixierte den Jungen mit einem Blick, als wollte er ihn aufspießen. »Los, mach schon, Terry.«

»Okay, okay, aber das Zeug kostet ein Vermögen.«

»Nicht halb soviel, wie's mich kostet, wenn es hier gefunden wird.«

Terrys natürlicher Optimismus kehrte zurück. »Hey, du hast ja mehr Angst als ich«, sagte er grinsend. »Hat's dich noch nie gereizt, 'n bißchen riskant zu leben? Zu sehen, wie weit dein Mumm reicht, wenn die Bullen dich festnageln wollen?«

Deacon, der schon auf dem Weg ins Schlafzimmer war, lachte. »Ich sag' dir was, Terry, ich find's viel spannender zu sehen, wieviel Mumm du hast. Die werden nämlich auf dich schießen, ich würde ihnen an deiner Stelle also lieber nicht

zuviel Angriffsfläche bieten.«

Sie saßen gewaschen und angezogen beim Frühstück, als eine halbe Stunde später die Polizei eintraf, zwei Beamte, von denen einer Sergeant Harrison war. Als Deacon die Tür öffnete und bestätigte, daß er wisse, wo Terry Dalton sich aufhielt – an seinem Küchentisch nämlich – äußerte Harrison Überraschung darüber, daß sie an einem Sonntag morgen schon so früh auf den Beinen waren.

»Heute ist Heiligabend«, sagte Deacon, als er sie hineinführte. »Wir wollen meine Mutter in Bedfordshire besuchen und wollten zeitig losfahren.« Er setzte sich wieder an seinen Platz und begann seine Cornflakes zu löffeln. »Was können wir für Sie tun, Sergeant? Ich dachte, Terry hätte am Freitag schon seine Aussage gemacht.«

Harrison betrachtete den Jungen, der vergnügt seine dritte Portion Cornflakes vertilgte. »Das stimmt. Wir sind wegen einer anderen Sache hier. Können Sie uns sagen, wo Sie heute morgen um drei Uhr waren, Mr. Dalton?«

»Hier«, antwortete Terry.

»Können Sie das beweisen?«

»Klar. Ich war mit Mike zusammen. Warum wollen Sie das überhaupt wissen?«

»Es hat in der Lagerhalle wieder einen Zwischenfall gegeben. Fünf Männer, die besinnungslos betrunken waren, sind mit Benzin übergossen und angezündet worden. Sie liegen jetzt alle im Krankenhaus, und zwei von ihnen befinden sich in kritischem Zustand. Wir hätten gern gewußt, ob Sie darüber etwas wissen.«

»Wohl kaum«, entgegnete Terry aufgebracht. »Ich war seit Freitag abend nicht mehr in der Gegend. Fragen Sie Mike.«

Harrison wandte sich wieder an Deacon. »Trifft das zu, Sir?«

»Ja. Ich habe Terry eingeladen, Weihnachten bei mir zu verbringen, nachdem er seine Aussage bei Ihnen gemacht hatte. Auf dem Heimweg sind wir am Freitag noch einmal bei der

Lagerhalle vorbeigefahren, um ein paar von seinen Sachen zu holen, und seitdem war er ständig mit mir zusammen.« Er runzelte die Stirn. »Vermuten Sie etwa, daß Terry in diese Geschichte verwickelt ist?«

»Im Moment vermuten wir noch gar nichts, Sir. Wir stellen lediglich Ermittlungen an.«

»Ich verstehe.«

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Deacon und Terry widmeten sich ihrem Frühstück.

»Als Sie eben sagten, Sie wären gestern nacht mit Mr. Deacon zusammengewesen, was haben Sie da genau gemeint?« fragte Harrison Terry.

»Was glauben Sie denn, was ich gemeint hab'?«

»Lassen Sie es mich anders formulieren, junger Mann. Wenn Sie und Mr. Deacon in der vergangenen Nacht ein Bett geteilt haben, könnten Sie es wahrscheinlich nicht verlassen haben, ohne daß er es gemerkt hätte. Haben Sie das gemeint, als Sie sagten, Sie seien mit ihm zusammengewesen?« Der Sergeant machte ein völlig ausdrucksloses Gesicht, aber im Blick seines Kollegen blitzte Erheiterung.

Der Junge wurde plötzlich ganz still. Deacon glaubte, es wäre die Ruhe vor dem Sturm, aber als Terry den Kopf hob, sah er schlaue Berechnung in seinen Augen. »Ich würd' mal sagen, die Frage muß Mike beantworten«, bemerkte er lässig. »Ist ja nicht meine Bude. Hier hat er das Sagen.«

Deacon fand unter dem Tisch den nackten Fuß des Jungen und bohrte den mit Metall beschlagenen Absatz seines Schuhs in das ungeschützte Fleisch. »Tut mir leid«, murmelte er, als Terry aufschrie. »Hab' ich dir weh getan? Ich bin ausgerutscht, Süßer.« Er schürzte die Lippen wie zum Küßchen.

»Mensch, gib's auf, Mike!« Sein wütender Blick flog von Deacon zu den zwei Polizeibeamten. »Natürlich waren wir nicht im selben Bett. Ich bin nicht schwul, und er auch nicht, kapiert? Er war in seiner Kiste und ich in meiner, aber das

heißt noch lange nicht, daß ich mitten in der Nacht abgehauen bin und die Typen in der Lagerhalle abgefackelt hab'. Wir waren erst um zwei wieder hier, und ich bin nur noch in die Koje gefallen.«

»Dafür haben wir aber nur Ihr Wort.«

»Fragen Sie Mike. Der hat mich in mein Zimmer gebracht. Und Barry können Sie auch fragen. Es war nach eins, als wir uns von dem getrennt haben. Der kann Ihnen sagen, daß ich viel zu blau war, um mitten in der Nacht noch in die Lagerhalle zu schleichen. Und wenn Sie schon dabei sind, können Sie auch gleich den Taxifahrer fragen, der uns mitgenommen hat. Er hat uns nur gefahren, weil er sowieso auf dem Heimweg war und Mike im voraus bezahlt hat, 'n Aufpreis sogar, für den Fall, daß wir ihm seine kostbaren Sitze vollkotzen, was wir nicht getan haben.« Er holte Atem. »Scheiße! Wieso sollte ich überhaupt jemanden abfackeln wollen? Die alten Knacker da passen doch auf meine Matratze auf.«

»Wer ist Barry?«

»Barry Grover«, sagte Deacon. »Er arbeitet beim *Street* und wohnt irgendwo in Camden. Wir waren von halb neun bis Viertel nach eins mit ihm zusammen.«

»Haben Sie ein schwarzes Taxi genommen oder ein Minicar?«

»Ein schwarzes. Der Fahrer war ungefähr fünfundfünfzig, graue Haare, mager, und er hatte einen grünen Pulli an. Er hat uns an der Ecke Fleet Street und Farringdon Street mitgenommen.«

»Da haben Sie Glück gehabt«, stellte Harrison trocken fest. »Schwarze Taxis sind um die Weihnachtszeit ziemlich dünn gesät.«

Deacon nickte nur. Er hielt es für überflüssig zu erwähnen, daß er an der Ampel auf die Kühlerhaube des Wagens geklettert war und dort ausgeharrt hatte, bis der Fahrer sich mit einem Fahrpreis von fünfzig Pfund einverstanden erklärt hatte.

Reine Geldschneiderei, aber immer noch besser, als in der Gosse übernachten zu müssen.

»Haben Sie was dagegen, wenn wir uns mal in Ihrer Wohnung umsehen, Sir?« fragte Harrison als nächstes.

Deacon sah ihn neugierig an. »Wozu denn das?«

»Um uns zu vergewissern, daß Ihre Betten heute nacht benutzt worden sind.«

»Du solltest einen Durchsuchungsbefehl verlangen«, sagte Terry.

»Und warum?« fragte Deacon.

»Weil die Bullen nicht einfach in den Privatsachen von den Leuten rumschnüffeln dürfen, wenn's ihnen gerade Spaß macht.«

»Also, ich habe gar nichts dagegen, daß Sie sich mein Zimmer ansehen, aber wenn du ein Problem damit hast —« Mit einem Achselzucken brach er ab.

»Quatsch, natürlich hab' ich kein Problem damit«, sagte Terry ärgerlich.

»Was regst du dich dann auf?« Deacon stand auf. »Bitte folgen Sie mir, meine Herren.«

Die beiden Beamten nahmen dankend eine Tasse Kaffee an und wurden sogar so locker, daß sie noch eine Zigarette mit Deacon und Terry rauchten. »Terry entspricht der Beschreibung eines jungen Mannes, den jemand nach dem Zwischenfall davonlaufen sah«, berichtete Harrison.

»Die Beschreibung paßt doch auf Millionen andere auch«, sagte Deacon.

»Woher wollen Sie das wissen, Sir?«

»Wir haben sie im Radio gehört.«

»Das dachte ich mir fast. Darf ich fragen, wer Sie informiert hat?«

»Mein Anwalt, Lawrence Greenhill«, antwortete Deacon. »Er hat die Nachrichten gehört und uns angerufen, um uns zu sagen, daß wir wahrscheinlich von Ihnen Besuch bekommen

würden.«

»Sie haben also gelogen, als Sie sagten, Sie wollten zu Ihrer Mutter fahren?«

»Nein. Wir fahren los, sobald Sie weg sind, aber ich gebe zu, daß wir um einiges früher geweckt wurden, als uns lieb war. Wenn Sie noch einen Moment bleiben, mein Wecker wird in ungefähr – er sah auf seine Uhr – »dreißig Minuten läuten.«

»Wann kommen Sie zurück?«

»Heute abend.«

»Und Sie haben nichts dagegen, wenn wir mit Barry Grover und dem Taxifahrer sprechen?«

»Aber nein«, entgegnete Deacon. »Sie können sogar noch mehr tun. Fragen Sie im *Lame Beggar*, ob wir wirklich bis halb elf dort waren, und bei *Carlo's* in der Farringdon Street, wo sie uns schließlich um eins an die Luft gesetzt haben.«

»Und die Adresse Ihrer Mutter bitte, Sir.«

»Ich will deine Mutter nicht sehen«, sagte Terry verdrossen, als sie den M 1 anpeilten, nachdem sie Deacons Wagen auf dem Parkplatz der Redaktion abgeholt hatten. »Und die will mich bestimmt genausowenig sehen.«

»Sie wird mich wahrscheinlich auch nicht sehen wollen«, murmelte Deacon, der sich gerade ausrechnete, daß er ein Vermögen ausgegeben hatte, seit Terry bei ihm eingezogen war. Teenager kosteten tatsächlich noch mehr als Ehefrauen. Allein schon Terrys gesunder Appetit – er hatte sich beim Frühstück den Bauch so voll geschlagen, als fürchtete er, das ganze Jahr keinen Bissen mehr zu bekommen – konnte einen an den Bettelstab bringen.

»Warum fährst du dann hin?«

»Weil ich den Einfall ganz gut fand, als er mir kam.«

»Ja, aber das war doch nur 'ne Ausrede für die Bullen.«

»Es ist gut für die Seele, ab und zu mal was zu tun, was einem widerstrebt.«

»Das hat Billy auch immer gesagt.«

»Billy war ein kluger Mensch.«

»Nein, war er nicht. Er war ein verdammter Idiot. Ich hab' mal darüber nachgedacht, und weißt du, was ich glaube? Ich glaube, der hat sich gar nicht zu Tode gehungert. Er hat sich von jemand anders aushungern lassen. Und wenn das nicht blöd ist, weiß ich's wirklich nicht.«

Deacon sah ihn an. »Wie soll jemand anders ihn ausgehungert haben?«

»Er hat ihn einfach dauernd unter Alkohol gesetzt, damit er das Essen vergißt. Verstehst du, Essen war ihm nur wichtig, wenn er nüchtern war – wie zum Beispiel, wenn er im Knast war –, sonst hat er einfach vergessen, daß man essen muß, um zu leben.«

»Willst du sagen, daß ihn jemand vier Wochen lang ununterbrochen mit Alkohol versorgt hat, um zu erreichen, daß er sich zu Tode säuft?«

»Na ja, das ist doch das einzige, was 'n Sinn ergibt. Wie hätte er sonst so lange besoffen bleiben können, daß er verhungert? Selber hätt' er sich das Zeug nicht kaufen können, weil er gar nicht das Geld dazu hatte, und wenn er nüchtern gewesen wär', wär' er in die Lagerhalle zurückgekommen. Ich hab' dir doch gesagt, er ist immer mal abgehauen, aber er ist jedesmal zurückgekommen, wenn ihm der Alkohol ausgegangen ist und er wieder Hunger gekriegt hat.«

Sergeant Harrison hatte mehrmals an der Tür des Reihenhauses der Grovers in Camden geläutet, ehe die Tür einen Spalt geöffnet und Barrys verschwitztes Gesicht sichtbar wurde.  
»Mr. Grover?« fragte er.

Barry nickte.

»Sergeant Harrison, Sir, vom Polizeirevier Isle of Dogs. Darf ich einen Moment eintreten?«

»Warum?«

»Ich würde Ihnen gern einige Fragen über Michael Deacon

und Terry Dalton stellen.«

»Was haben sie denn angestellt?«

»Das möchte ich lieber drinnen mit Ihnen besprechen, Sir.«

»Ich bin nicht angezogen.«

»Es dauert nur eine Minute.«

Einen Moment lang passierte gar nichts, dann klapperte die Sicherheitskette, und Barry zog die Tür auf. »Meine Mutter schläft«, flüsterte er. »Kommen Sie lieber hier herein.« Er öffnete die Tür zum Salon und schloß sie leise wieder.

Harrison sog die kalte, muffige Luft ein und sah sich um. Er fühlte sich in eine längst vergessene Zeit zurückversetzt. Düstere Samtvorhänge, die von fast farblosen Streifen durchzogen wurden, wo die Sonne den Stoff ausgebleicht hatte, fielen von den Fenstern herab, und die uralte Tapete war gezeichnet von einem Zackenbrauner Ränder, die vom Boden aufsteigende Feuchtigkeit hinterlassen hatte. Fotografien eines Mannes in einer Uniform aus dem Ersten Weltkrieg drängten sich auf dem Kaminsims, und das Porträt einer jungen Frau in edwardianischem Kostüm lächelte liebreizend von der Wand herab. Die viktorianischen Möbel waren dunkel und schwer, die ganze Atmosphäre dumpf und drückend, als wäre die Tür dieses Zimmers an einem Tag irgendwann in der fernen Vergangenheit geschlossen und nie wieder geöffnet worden.

Er legte eine Hand auf die Rückenlehne eines angeschimmelten Sessels, dessen Schmutz und Feuchtigkeit an seiner Handfläche haften blieb, und gedankenverloren überlegte er, was für Menschen das waren, die freiwillig in solchem Mief lebten.

»Sie dürfen nichts anfassen«, flüsterte Barry. »Sie gerät außer sich, wenn sie der Meinung ist, daß Sie etwas berührt haben. Es ist das Zimmer ihrer Großeltern.« Er deutete auf die Fotografien und das Gemälde. »Das sind sie. Sie haben sie aufgezogen, als ihre eigene Mutter auf und davon ging und sie

zurückließ.«

Er roch nach Erbrochenem und schalem Alkohol und bot ein erbarmungswürdiges Bild in dem abgetragenen Frotteebademantel, der sich nur mit Mühe über seinem dicken Bauch und dem gestreiften Pyjama schließen ließ. Der Sergeant war hin und her gerissen zwischen Mitgefühl mit einem Leidensgenossen – Harrison hatte selbst zu viele Räusche hinter sich, um nicht die Qualen des Morgens danach zu kennen – und einer Mischung aus Ekel und Grusel. Er schrieb das der gespenstischen Atmosphäre dieses Zimmers und der unangenehmen Ausdüstung des Mannes zu, doch auch nachdem das Gespräch zu Ende war, dauerte es noch lange, ehe das Ekelgefühl ihn verließ.

»Michael Deacon sagt, Sie können bestätigen, daß Sie gestern abend von halb neun bis etwa Viertel nach ein Uhr morgens mit ihm und einem jungen Mann namens Terry Dalton zusammen waren. Ist das richtig?«

Barry nickte bedächtig. »Ja.«

»Können Sie mir sagen, was die beiden taten, als Sie sie zuletzt gesehen haben?«

»Mike hat ein Taxi angehalten, indem er auf die Kühlerhaube geklettert ist, und dann sind er und Terry eingestiegen. Es gab ein bißchen Krach, weil der Fahrer sich weigerte, Betrunkene mitzunehmen, und Mike sagte, er müsse jeden Fahrgast mitnehmen, solange er bezahlen könne. Ich glaube, er hat dem Fahrer das Geld im voraus gegeben, und dann sind sie abgefahren.« Er drückte gequält eine Hand auf seinen Bauch. »Was ist denn passiert? Hatten sie einen Unfall oder so etwas?«

»Nein, nichts dergleichen, Sir. In der Lagerhalle, in der Terry Dalton bis vor kurzem gehaust hat, hat es gestern Ärger gegeben, und wir wollten uns vergewissern, daß er nichts damit zu tun hat. Was würden Sie sagen, in was für einem Zustand war er, als Sie ihn zum Taxi brachten?«

Barry verhinderte es, ihm in die Augen zu sehen. »Mike mußte ihn praktisch in den Wagen hineinschieben, und ich glaube, er lag auf dem Boden, als sie losfuhren.«

»Und wie sind Sie selbst nach Hause gekommen, Sir?«

Die Frage erschreckte Barry offensichtlich. »Ich?« Er zögerte. »Ich habe auch ein Taxi genommen.«

»Von der Farringdon Street?«

»Nein, von der Fleet Street.« Er nahm seine Brille ab und begann die Gläser mit dem Saum seines Bademantels zu putzen.

»Ein schwarzes Taxi oder ein Minicar?«

»Ich habe von der Redaktion aus ein Minicar angerufen. Reg Linden ließ mich vom Empfang aus telefonieren.«

»Und mußten Sie auch im voraus bezahlen?«

»Ja.«

»Gut, dann besten Dank für Ihre Hilfe, Sir. Ich finde schon hinaus.«

»Nein, ich bringe Sie«, sagte Barry mit einem seltsamen kleinen Lachen. »Nicht daß Sie in die falsche Richtung gehen, Sergeant, und meine Mutter wecken.«

Deacon fuhr durch das Tor in den Hof und parkte im Windschatten der roten Backsteinmauer, die die Einfahrt begrenzte. Das Tosen des Verkehrs auf der Schnellstraße wurde von der Mauer gedämpft, und das Haus döste in der Wintersonne, die auf ihrer Fahrt nach Norden hinter den Wolken hervorgekommen war. Er blickte am Haus hinauf, um zu sehen, ob ihre Ankunft bemerkt worden war, doch an keinem der Fenster bewegte sich etwas. Vor der Außentür zur Küche stand ein Auto, das er nicht kannte (er vermutete richtig, daß es der Pflegerin gehörte, die im Haus lebte), sonst sah alles genauso aus wie an dem Tag vor fünf Jahren, als er aus dem Haus gestürmt war und sich geschworen hatte, nie wieder zurückzukehren.

»Na, komm schon«, sagte Terry, als Deacon sich nicht von der Stelle rührte. »Gehen wir rein oder nicht?«

»Oder nicht, wahrscheinlich.«

»Mensch, soviel Schiß kannst du doch nicht haben. Ich passe schon auf, daß der alte Drachen dich nicht beißt.«

Deacon lächelte. »Na schön. Gehen wir.« Er öffnete die Autotür. »Reg dich nur nicht auf, wenn sie pampig zu dir ist, Terry. Oder jedenfalls nicht gleich. Halt die Klappe, bis wir wieder im Auto sitzen. Abgemacht?«

»Und wenn sie zu dir pampig ist?«

»Gilt das gleiche. Als ich das letztemal hier war, bin ich so wütend geworden, daß ich beinahe alles kurz und klein geschlagen hätte, und ich will nie wieder so außer mir geraten.« Er ging auf die Küchentür zu, während er sich an die Episode erinnerte. »Wut tötet, Terry. Sie zerstört alles, was sie erfaßt, auch den, der sie hervorbringt. «

»Sieht so aus, als hätten wir unsere Feuerteufel«, sagte Harrisons Partner, als er eine Stunde später wieder in die Dienststelle kam. »Drei Schweine namens Grebe, Daniels und Sharpe. Sie haben noch nach Benzin gestunken, als sie vor einer halben Stunde festgenommen worden sind. Daniels hat den Fehler gemacht, sich vor seiner Freundin mit der Tat zu brüsten. Er meint, er und seine Kumpel hätten dem ganzen Viertel einen Dienst damit erwiesen, daß sie diese unerwünschten Elemente beseitigt haben. Daraufhin hat sie uns angerufen. Sie sagt, Daniels hätte von der Sache am Freitag in der Lagerhalle gehört und wär' letzte Nacht hingegangen, um sie abzufackeln. Er ist der Meinung, die Obdachlosen seien samt und sonders der letzte Dreck, und sagt, er würde nicht tatenlos zusehen, wie diese Typen die Straßen im East End verseuchen. Reizend, nicht?«

»Und ich habe soeben sechs Stunden damit vertan, Terry Dalton hinterherzuhecheln«, sagte Harrison sauer, »und bin

dabei auf den sonderbarsten Typen gestoßen, den man je in Camden gesehen hat.« Er schüttelte sich schaudernd. »Weißt du, an wen er mich erinnert hat? An Richard Attenborough als Christie in dem Film *Rillington Place 10*. Das ganze Haus hat mich an eine verdammt Filmkulisse erinnert.«

»Wer ist Christie?«

»Ein widerlicher Perverser, der Frauen umgebracht hat, um es dann mit den Leichen zu treiben. Weißt du eigentlich gar nichts?«

»Ach, *der* Christie«, sagte sein Partner.

Die Pflegerin war eine sympathische Irin mit weichem grauem Haar und einer fülligen Figur. Auf Deacons Klopfen öffnete sie die Küchentür und bat ihn und Terry mit einem herzlichen Willkommenslächeln ins Haus. »Ich kenne Sie von den Fotos«, sagte sie zu Deacon und wischte sich die bemehlten Hände an ihrer Schürze ab. »Sie sind Michael.« Sie gab ihm die Hand. »Ich bin Siobhan O’Brady.«

»Guten Tag, Siobhan.« Er drehte sich nach Terry um, der sich hinter ihm versteckte. »Das ist mein Freund Terry Dalton.«

»Es freut mich, Sie kennenzulernen, Terry.« Sie legte dem Jungen einen Arm um die Schultern und zog ihn herein, ehe sie die Tür schloß. »Möchten Sie nach der Fahrt eine Tasse Tee?«

Deacon nahm dankend an, Terry jedoch schien sich von ihrer mütterlichen Fürsorge bedrängt zu fühlen und war einzige und allein bestrebt, sich ihrer Umarmung so schnell zu entziehen, wie es die Höflichkeit zuließ. »Ich muß mal pinkeln«, sagte er energisch.

»Durch die Tür rechts, dann die erste links«, erklärte Deacon und verbarg ein Lächeln. »Und zieh den Kopf ein. Hier im Haus ist keine Tür höher als eins achtzig.«

Siobhan hantierte mit dem Kessel. »Erwartet Ihre Mutter Sie, Michael? Mir hat sie nämlich kein Wort von Ihrem Besuch

gesagt. Aber sie ist in letzter Zeit ein bißchen vergeßlich, vielleicht ist es ihr also einfach entfallen. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Ich treib' schon noch was auf, daß Sie und der junge Mann nicht verhungern müssen.« Sie lachte vergnügt. »Wie sind wir früher nur ohne Tiefkühltruhe zurechtgekommen? Das frage ich mich oft. Ich kann mich erinnern, daß meine Mutter Eier eingelegt hat, damit wir in den mageren Zeiten was zu essen hatten. Grausig haben die ausgesehen. Wir waren vierzehn Kinder, und es gab jedesmal Kämpfe, weil wir die Dinger partout nicht essen wollten.«

Sie hielt inne, während sie Teeblätter in die Kanne gab, und Deacon ergriff die Gelegenheit, um ihre erste Frage zu beantworten. Sie war, dachte er, eine redselige Person, und fragte sich, wie seine Mutter, die genau das Gegenteil war, es mit ihr aushielte. »Nein«, sagte er, »sie erwartet mich nicht. Und machen Sie sich bitte wegen des Essens kein Kopfzerbrechen. Es kann gut sein, daß sie es ablehnt, überhaupt mit mir zu sprechen. Dann fahren Terry und ich sowieso gleich wieder.«

»Dann wollen wir mal die Daumen drücken, daß das nicht passiert. Es wäre doch schade, wenn Sie die weite Fahrt umsonst gemacht hätten.«

Er lächelte. »Wieso habe ich das Gefühl, daß Sie mich sehr wohl erwartet haben?«

»Ihre Schwester erwähnte die Möglichkeit. Sie sagte, wenn Sie überhaupt kämen, dann unangemeldet. Ich glaube, sie hatte Angst, ich würde zuerst die Polizei holen und danach erst fragen.« Sie goß kochendes Wasser auf die Teeblätter und nahm Becher aus einem Schrank. »Sie möchten sicher gern wissen, wie es Ihrer Mutter geht. Nun, sie ist nicht mehr so unverwüstlich wie früher – wer ist das schon in ihrem Alter? –, aber sie steht ganz sicher noch nicht auf der Schwelle des Todes, auch wenn sie das gern behauptet. Sie sieht schlecht, und das heißt, daß sie nicht lesen kann, und das Gehen macht ihr Schwierigkeiten, weil eines ihrer Beine nicht mehr

mitmachen will. Sie braucht dauernde Betreuung, weil sie wegen ihrer zunehmenden Beschwerden beim Gehen ihre Diät vernachlässt, und das bedeutet natürlich, daß sie jeden Moment wegen Unterzuckers ohnmächtig werden könnte.«

Sie schenkte einen Becher Tee ein und reichte ihn ihm zusammen mit dem Milchkännchen und der Zuckerdose. »Das beste für sie wäre ein Pflegeheim, in dem sie sich ihre Selbständigkeit bewahren kann und trotzdem rund um die Uhr betreut wird, aber davon will Ihre Mutter absolut nichts wissen. Wir haben alle versucht, ihr zu erklären, daß sie leicht noch zehn Jahre leben kann, aber sie hat sich in den Kopf gesetzt, daß sie höchstens noch ein paar Monate vor sich hat, und ist entschlossen, hier zu sterben.« Sie warf ihm einen wissenden Blick zu. »Ich sehe Ihnen an, daß Sie sich fragen, was mich das angeht – wieso ergreift die Pflegerin die Partei von Emma und Hugh? denken Sie, wenn es den beiden doch einzig darum geht, ihre Schulden loszuwerden –, aber, sehen Sie, es ist mir schrecklich, eine Patientin so unglücklich zu sehen. Tag für Tag sitzt sie in ihrem Wohnzimmer, kein Mensch besucht sie, kein Mensch kümmert sich um sie, und ihre einzige Gesellschaft ist eine geschwätzige alte Irin, mit der sie überhaupt nichts gemeinsam hat. Es bricht mir fast das Herz, wenn ich sehe, wie sehr sie sich bemüht, höflich zu mir zu sein, damit ich nur ja nicht meine Sachen packe und auf und davon gehe. Beinahe alles wäre besser als dieser Zustand. Finden Sie das nicht auch, Michael?«

»Doch, sicher.«

»Werden Sie dann versuchen, sie zur Vernunft zu bringen?«

Er lächelte entschuldigend und schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn sie bei klarem Verstand ist, kann sie selbst ihre Entscheidungen treffen. Ich werd' den Teufel tun und mich einmischen. Ich habe doch selbst keine Ahnung, was vernünftig ist und was nicht. Ich bin ja nicht mal imstande, für mich selbst intelligente Entscheidungen zu treffen, geschweige

denn für einen anderen Menschen. Nein, tut mir leid.«

Siobhan schien weniger enttäuscht über seine Antwort, als er erwartet hatte. »Schauen wir doch mal, ob Ihre Mutter Sie sehen möchte, Michael. Entweder sie will oder sie will nicht, und es hat wenig Sinn, es aufzuschieben.«

Zynisch, wie er war (und ganz zutreffend), vermutete er, daß Siobhans Gelassenheit auf ihrem Wissen beruhte, daß Penelope Deacon genau das Gegenteil von dem tun würde, was ihr Sohn vorschlug.

Amanda Powells betagte Nachbarin, die gerade das Mittagessen vorbereitete, warf einen Blick aus dem Fenster und sah beunruhigt, daß sich ein Mann am Schloß zu Mrs. Powells Garagentor zu schaffen machte. Sie wußte, daß das Haus leer war, weil Amanda ihr am Morgen gesagt hatte, daß sie die Weihnachtsfeiertage bei ihrer Mutter in Kent verbringen würde. Kurz danach war sie weggefahren. Die Frau lief eilig ins Wohnzimmer, um ihren Mann zu alarmieren, aber als die beiden zum Küchenfenster zurückkamen, war der Fremde schon weg.

Der Ehemann machte sich auf – einigermaßen widerstrebend, muß man sagen –, um zu eruieren, wohin der mutmaßliche Einbrecher sich verzogen hatte. Er rüttelte am Garagentor, aber es war fest verschlossen. Ebenso die Haustür. Er blickte die stille Straße hinauf und hinunter und kehrte mit einem Achselzucken zu seiner Frau zurück.

»Weißt du genau, daß du es dir nicht eingebildet hast, Schatz?«

»Natürlich habe ich es mir nicht eingebildet«, entgegnete sie unwirsch. »Ich bin nicht senil. Er wird sich hinten durch die Gärten davongemacht haben und versucht's wahrscheinlich jetzt bei einem anderen Haus. Dieses Wochenende stehen bestimmt einige leer. Du mußt die Polizei anrufen.«

»Die werden aber eine Beschreibung wollen.«

Sie hielt beim Kartoffelschälen inne und blickte in dem Bemühen, sich die Szene ins Gedächtnis zu rufen, zum Fenster hinaus. »Er war ungefähr eins achtzig groß, schlank, und er hatte einen dunklen Mantel an.«

Brummelnd, es sei doch nicht nett, die Polizei am Heiligen Abend zu belästigen, und schließlich habe doch hier jedes Haus eine Alarmanlage, ging der Mann zum Telefon. Doch als er

auflegte, nachdem die Polizei ihm zugesagt hatte, einen Wagen vorbeizuschicken, fiel ihm ein, daß er hier schon einmal einen Mann gesehen hatte, auf den diese Beschreibung paßte.

Als er vor Mrs. Powells Garage gestanden und zugesehen hatte, wie die Polizeibeamten einen toten Penner auf eine Trage legten ...

Er beschloß, seiner Frau lieber nichts davon zu sagen.

»Ich weiß nicht, warum wir uns die Mühe machen«, bemerkte sie, als er wieder in die Küche kam. »Sie tut schließlich auch nichts für uns.«

»Nein«, stimmte er zu, den Blick aus dem Fenster gerichtet. »Aber sie mag nun mal die Menschen nicht besonders, oder?«

Das Bild, das Deacon erwartete, als er mit Siobhan an die offene Wohnzimmertür trat, hatte etwas Surreales. Weit davon entfernt, an ihren Sessel gefesselt zu sein, stand seine Mutter aufrecht, auf Terrys Arm gestützt, vor einem Gemälde an der Wand, das sie mit zusammengekniffenen Augen betrachtete. »Ich kann es jetzt natürlich kaum noch erkennen«, sagte sie, »aber wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, ist es ein George Chambers junior. Können Sie die Signatur in der linken unteren Ecke entziffern?«

Terry tat so, als läse er die krakelige Unterschrift des Malers. »Sie haben ja ein super Gedächtnis, Mrs. D. Da steht wirklich George Chambers junior. Hat er immer das Meer gemalt?«

»Oh, ich denke, er hat sicher auch andere Dinge gemalt, aber er und sein Vater waren im letzten Jahrhundert berühmt für ihre Seestücke. Ich habe dieses Bild hier vor Jahren für zwanzig Pfund in einer heruntergekommenen Galerie irgendwo in Süd-London gekauft und eine Woche später zu Sotheby's gebracht, wo es auf Hunderte geschätzt wurde. Weiß der Himmel, was es heute wert ist.« Sie schob ihn weiter. »Sehen Sie, dort im Alkoven ist ein Porträt von mir. Groß und sehr kühn mit starken Farben. Lesen Sie *die* Unterschrift«, sagte sie

triumphierend. »Er war ein großartiger Maler. Es war aufregend, von ihm gemalt zu werden.«

Terry starre verzweifelt auf die Leinwand.

»John Bratby«, sagte Deacon von der Tür her.

Terry lächelte ihm dankbar zu. »Hey, gut, Mike. Es ist tatsächlich ein John Bratby. Aber ehrlich gesagt, Mrs. D., finden Sie wirklich, daß es Ihnen gerecht wird? Sie sind eine schöne Frau, und das Bild ist zwar kühn, aber nicht schön. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, aber mein Charakter ist nun mal nicht schön, Terry, und den hat John perfekt erfaßt, finde ich. Können wir uns umdrehen?«

»Klar.« Er half ihr, sich herumzudrehen, so daß sie ihren Sohn sehen konnte.

»Komm herein, Michael«, sagte Penelope. »Was verschafft mir dieses unerwartete Vergnügen?«

Er lächelte unbehaglich. »Warum stellst du die schwierigsten Fragen immer zuerst, Ma?«

»Terry schien keine Mühe damit zu haben. Als ich ihn fragte, wer er sei und was er hier zu tun habe, sagte er, du und er hättest heute morgen Besuch von den – äh – Bullen gehabt und hättest es für eine gute Idee gehalten, eine Weile aus London zu verschwinden. Hat er mich angeschwindelt?«

»Nein.«

»Gut. Es ist mir lieber, du kommst, weil du auf der Flucht vor der Polizei bist, als weil du mit Emma gesprochen hast. Ich lasse mich nicht mehr drangsalieren, Michael.« Sie puffte Terry in die Rippen. »Bringen Sie mich bitte zu meinem Sessel zurück, junger Mann, und holen Sie uns dann etwas zu trinken aus der Küche. Es ist Gin, Sherry und Wein da, aber wenn Sie lieber ein Bier möchten, steht sicher was im Keller. Siobhan, würden Sie ihm dabei helfen.« Sie setzte sich. »Setz dich, Michael – so, daß ich dich sehen kann. Hast du dich rasiert, ehe du hergekommen bist?«

Er setzte sich in einen Sessel vor dem Fenster. »Tut mir leid, nein. Ich bin nicht mehr dazu gekommen, bevor die Polizei aufkreuzte, und danach habe ich es vergessen.« Er rieb sich nachdenklich das Kinn. »So schlecht sind deine Augen also gar nicht, was?«

Sie ging nicht auf die Bemerkung ein. »Wer ist Terry und warum ist er bei dir?«

»Er ist ein Junge, den ich für einen Aufsatz über Obdachlosigkeit interviewt habe, und als ich hörte, daß er nicht weiß, wo er Weihnachten hin soll, habe ich ihm vorgeschlagen, ein paar Tage bei mir zu bleiben.«

»Wie alt ist er?«

»Das hat nichts damit zu tun, warum die Polizei heute morgen bei mir war, Ma.«

»Ich kann mich nicht erinnern, daß ich das behauptet habe. Wie alt ist er, Michael?«

»Vierzehn.«

»Du lieber Gott! Wieso kümmern sich seine Eltern nicht um ihn?«

Deacon lachte ironisch. »Da müßte er erst wissen, wo sie sind.« Er war schockiert, wie sehr seine Mutter sich verändert hatte. Sie war ein älterer, kleinerer, zarterer Schatten ihrer selbst, und ihre ehemals stechend blauen Augen hatten sich zu einem Grau getrübt. Er war auf einen verwundeten Drachen gefaßt gewesen, der noch Feuer speien konnte, nicht auf einen, dessen Feuer erloschen war. »Verschwende deine Anteilnahme nicht an ihn, Ma. Selbst wenn er wüßte, wo seine Eltern sind, würde er nicht zu ihnen zurückkehren. Er ist viel zu selbständig.«

»Wie du also?«

»Nein, das kann man nicht vergleichen. Ich war in seinem Alter längst nicht so autonom. Er hat eine Ungezwungenheit im Umgang mit Menschen, die mir heute noch fehlt. Niemals hätte ich mit vierzehn einfach in dieses Zimmer marschieren und mit

einer wildfremden Frau ein Gespräch führen können. Was hat er eigentlich zu dir gesagt?«

Ein schwaches Lächeln umspielte ihre Lippen. »Ich habe gerufen, als ich ihn auf Zehenspitzen durch den Flur schleichen hörte. Ich sagte: ›Wer Sie auch sind, würden Sie bitte hereinkommen?‹ Und als er hereinkam, sagte er: ›Sie haben wohl Ohren wie 'n Luchs, was?‹ Dann hat er mir beteuert, daß er kein Einbrecher sei, daß er aber, wenn er einer wäre, gegen die Bilder hier nichts einzuwenden hätte, die wären ›echt genial. So wie ich ihn verstanden habe, ist dieses Haus hier der reinste Palast im Vergleich zu deiner Wohnung, die ungefähr so langweilig ist wie eine öffentliche Herrentoilette. Was tust du mit ihm, wenn Weihnachten vorbei ist?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.«

»Das solltest du aber tun, Michael. Du hast die schlechte Angewohnheit, leichtfertig Verantwortung auf dich zu nehmen, und sie abzuwälzen, sobald sie dich langweilt. Ich gebe mir die Schuld daran. Ich hätte dir beibringen müssen, dich den Unerfreulichkeiten des Lebens zu stellen, anstatt dich zu ermutigen, ihnen aus dem Weg zu gehen.«

Er sah sie an. »Hast du das denn getan?«

»Das weißt du doch.«

»Nein. Ich weiß nur, daß ich mit angesehen habe, wie du dich ohne guten Grund zur Märtyrerin gemacht hast, und da habe ich mir geschworen, nie im Leben auch so zu werden. Julia und ich konnten einander nicht ausstehen, ganz egal, was sie hinterher behauptet hat. Glaub mir, sie war ebenso froh über die Scheidung wie ich. Okay, ich war derjenige, der fremdgegangen ist, aber versuch du mal, mit einer Frau zu schlafen, die weder am Sex noch an Kindern Interesse hat und dir hinreichend klarmacht, daß sie dich nur geheiratet hat, weil sie lieber Mrs. Deacon als Miss Fitt sein wollte.« Er stand auf und ging ruhelos zum Fenster. »Hast du dich nie gefragt,

warum sie nicht wieder geheiratet hat und warum sie sich weiterhin Julia Deacon nennt?« Er warf ihr einen kurzen Blick zu. »Weil es ihr allein darum ging, von ihren Eltern loszukommen, und ich war der Dummkopf, der dafür herhalten mußte.«

»Und was für einen Grund hatte Clara, dich zu heiraten? Wie lange hat diese Ehe gehalten, Michael? Drei Jahre?«

»Sie hat mir wenigstens nach acht eisigen Jahren mit Julia ein bißchen Wärme gegeben.«

Penelope schüttelte den Kopf. »Und warum hat sie keine Kinder in die Welt gesetzt?« fragte sie. »Vielleicht bist du derjenige, der keine will, Michael.«

»Falsch. Sie hatte Angst um ihre gottverdammte Figur.« Er drückte seine Stirn an die Scheibe. »Du hast keine Ahnung, wie sehr ich Emma beneide. Für ihre Töchter würde ich alles geben.«

»Nein, das würdest du nicht«, widersprach Penelope mit einem spröden Lachen. »Sie sind fürchterlich. Ich kann sie höchstens ein paar Minuten ertragen, ehe ihr affektiertes Getue mich wahnsinnig macht. Ich hatte allerdings gehofft, du würdest mir einen Enkel bescheren. Jungen sind nicht so zickig wie Mädchen.«

Sergeant Harrison grüßte mit einer Handbewegung die beiden uniformierten Beamten, die gerade aus ihrem Wagen stiegen, als er die Dienststelle verließ. »Ich bin weg«, sagte er. »Fünf Tage sauer verdienter Urlaub. Ich habe die Absicht, jede verdammte Minute zu genießen.«

»Sie Glückspilz«, sagte der Fahrer neidisch, während er die hintere Tür des Fahrzeugs öffnete und den Mann, der auf dem Rücksitz saß, beim Arm packte. »Kommen Sie, Sportsfreund. Auf geht's.«

Barry Grover kroch heraus und blinzelte in die Sonne.

Harrison blieb stehen. »Den Kerl kenn' ich«, sagte er

erstaunt. »Was gibt's denn?«

»Verdächtiges Benehmen in einem fremden Garten. Genauer gesagt, er hat sich da über einem Foto von der Eigentümerin einen runtergeholt. Unter welchem Namen kennen Sie ihn?«

»Barry Grover.«

»Hey, können Sie nicht noch mal zehn Minuten mit reinkommen, Sergeant? Uns hat er erzählt, er heißt Kevin Powell und wohnt im Claremont Cottage in Easeby, Kent. Er sagt, er wär' mit dieser Amanda Powell, der das Haus gehört, verwandt. Nach dem, was er mit ihrem Foto getrieben hat, hielten wir das für ziemlich unwahrscheinlich, aber die Nachbarn haben bestätigt, daß sie Verwandte in Kent hat. Sie ist erst heute morgen dorthin gefahren, zu ihrer Mutter.«

Harrison sah Barry angewidert an. »Er heißt Barry Grover«, wiederholte er, »und er lebt bei seiner Mutter in Camden. Heiliger Strohsack! Da kann man nur hoffen, daß die Wichserei sein schlimmstes Verbrechen ist, sonst graben wir am Ende noch Leichen unter seinen Zimmerdielen aus.«

»Mein Sohn und ich haben uns nie verstanden«, sagte Penelope zu Terry. »Ich kann mich nicht erinnern, auch nur mit einer einzigen Entscheidung einverstanden gewesen zu sein, die er in seinem Leben getroffen hat.«

»Du warst doch ganz begeistert, als ich dir sagte, daß ich Julia heirate«, murmelte Deacon, der immer noch beim Fenster stand.

»Begeistert kaum, Michael. Ich war froh, daß du dich endlich entschlossen hastest, eine Familie zu gründen, aber ich weiß, daß ich sagte, Julia wäre nicht meine erste Wahl gewesen. Mir war Valerie Crewe immer lieber.«

»Natürlich«, erwiederte er. »Sie hat ja auch brav allem zugestimmt, was du gesagt hast.«

»Was beweist, wie intelligent sie war.«

»Eher zu Tode geängstigt. Jedesmal, wenn sie dieses Haus

betreten hat, hat sie gezittert wie Espenlaub.« Er zwinkerte Terry zu »Meine Mutter hat jedes Mädchen, das ich mit nach Hause gebracht habe, als mögliche Schwiegertochter betrachtet und sofort auf Herz und Nieren geprüft, um ihre Tauglichkeit festzustellen. Wer denn ihre Eltern seien? Welche Schule sie besucht habe? Ob es in ihrer Familie irgendwelche Geisteskrankheiten gebe?«

»Wenn das der Fall gewesen wäre, wäre eine Heirat nicht in Frage gekommen«, erklärte Penelope schroff. »Bei so einer Veranlagung von beiden Seiten hätten Kinder keine Chance gehabt.«

»Tja, wir werden es nie erfahren«, sagte Deacon ebenso schroff. »Du brauchtest ja nur von der sogenannten Geisteskrankheit auf unserer Seite anzufangen, und prompt haben die Mädchen die Flucht ergriffen. Wahrscheinlich erklärt das auch, warum Julia und Clara keine Kinder wollten.«

Terry lachte. »Das kann nicht stimmen, Mike. Ich mein', okay, ich wohn' erst seit zwei Tagen bei dir, aber das merkt doch ein Blinder, daß du kein Irrer bist.«

»Wer hat dich nach deiner Meinung gefragt?«

Terry hockte auf dem Boden und streichelte eine hochbetagte, zerfledderte Katze, die es schon so lange gab, daß keiner mehr wußte, wie alt sie war. Sie schnurrte laut unter Terrys Händen, was, wie Penelope sagte, ungewöhnlich war, da sie mit zunehmendem Alter Fremden gegenüber immer reizbarer geworden war.

»Keiner, aber ihr braucht jemanden, der euch mal die Meinung sagt«, behauptete Terry. »Ich meine, hört euch doch nur mal zu! Nichts als Streit. Habt ihr eigentlich nicht irgendwann mal die Nase voll davon? Wär' ja vielleicht noch ganz vernünftig, wenn's zu irgendwas führen würde, aber das tut's ja nicht, oder? Ich persönlich denk' mir, daß Mrs. D. einen Haufen Zeug zu dir gesagt hat, das sie nicht hätte sagen sollen, ich mein', daß du deinen Vater umgebracht hast und so,

aber du mußt zugeben, daß sie mit dem, was sie über deine Frauen sagt, gar nicht so unrecht hat. Ich mein', die können echt nicht besonders toll gewesen sein, sonst hättest du dich doch nicht scheiden lassen. Verstehst du, was ich meine?«

Der Inhalt von Barrys Taschen und der Umschlag, den er bei sich gehabt hatte, wurden in einem Vernehmungsraum auf dem Tisch vor ihm ausgebreitet, und Sergeant Harrison und Sergeant Forbes starrten perplex auf die Gegenstände hinunter. Da waren die Visitenkarten von den Prostituierten und ein benutztes Kondom, dem man auch ohne Laboruntersuchung deutlich ansah, wozu es gebraucht worden war. Da waren ein Dutzend Portraitaufnahmen verschiedener Männer, einige normal belichtet, einige unterbelichtet, ein Taschenbuch mit dem Titel *Ungelöste Kriminalfälle des zwanzigsten Jahrhunderts* und ein zusammengefalteter Zeitungsausschnitt. Da waren eine durchweichte Fotografie von Amanda Powell, jetzt diskret in Zellophan verpackt, um das Zeugnis von Barrys Schande zu erhalten, eine lederne Brieftasche mit Geld und Kreditkarten und ein eselsohriger Schnappschuß von Barry mit einem Kleinkind in den Armen.

Das Tonband lief seit fünfzehn Minuten, und Barry hatte nicht ein Wort gesprochen. Tränen der Scham rannen ihm aus den Augen, und seine schwammigen Wangen wabbelten mitleiderregend.

»Los, Barry, Herrgott noch mal, reden Sie mit uns«, sagte Harrison. »Was hatten Sie bei Mrs. Powell zu suchen? Warum ausgerechnet sie?« Er tippte auf die Fotografien. »Wer sind diese Männer? Wer ist das Kind, das Sie da im Arm halten? Sind Sie vielleicht scharf auf Kinder? Werden wir überall an den Wänden Bilder von Kindern finden, wenn wir das Haus Ihrer Mutter durchsuchen? Haben Sie deshalb solche Angst?«

Mit einem tiefen Seufzer glitt Barry ohnmächtig von seinem Stuhl.

Der Polizeiarzt begleitete Harrison in den Korridor hinaus.

»Er schwebt in Todesängsten. Deshalb ist er ohnmächtig geworden. Er hat Ihnen gesagt, daß er vierunddreißig Jahre alt ist, aber ich schlage vor, Sie ziehen da mindestens zwanzig Jahre ab, dann haben Sie sein emotionales Alter. Ich würde Ihnen raten, einen Elternteil oder einen Freund von ihm zu bitten, bei der Vernehmung bei ihm zu bleiben, sonst wird er gleich wieder zusammenbrechen. Behandeln Sie ihn so, als hätten Sie es mit einem Jugendlichen zu tun, dann werden Sie vielleicht etwas erreichen.«

»Seine Mutter geht nicht ans Telefon, und nach dem, was ich in dem Haus gesehen habe, diesen Altar, den sie ihren Großeltern errichtet hat, ist sie sowieso komplett verrückt.«

»Das würde seine verspätete Entwicklung erklären.«

»Wie steht's mit einem Anwalt?«

Der Arzt zuckte die Achseln. »Wenn Sie auf meine Meinung Wert legen – ich würde sagen, daß ein Anwalt ihn noch mehr verängstigen wird. Versuchen Sie, einen Freund zu finden – er muß doch Freunde haben –, sonst stehen Sie am Ende mit einem falschen Geständnis da. Er ist der Typ, Greg, das können Sie mir glauben, und erwarten Sie nicht, daß ich später vor Gericht was andres sage.«

Das Telefon in der Küche läutete. Ein paar Sekunden später kam Siobhan an die Wohnzimmertür. »Es ist für Sie, Michael. Ein Sergeant Harrison möchte Sie sprechen.«

Deacon und Terry tauschten einen Blick. »Hat er gesagt, warum?«

»Nein, aber er hat ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es nichts mit Terry zu tun hat.«

Mit einem Achselzucken in die Richtung des Jungen folgte Deacon der Frau hinaus.

»Michael scheint ja lebhafte Beziehungen zur Polizei zu unterhalten«, bemerkte Penelope trocken. »Ist das was Neues?«

»Wenn Sie glauben, daß ich dran schuld bin, haben Sie wahrscheinlich recht. Die Bullen wüßten nicht mal seinen Namen, wenn ich nicht wär'. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben, daß *er* Probleme kriegt, Mrs. D. Er ist total in Ordnung. Er fährt nicht mal Auto, wenn er was getrunken hat.« Er beobachtete sie aus den Augenwinkeln. »Er war echt nett zu mir. Er hat mir Kleider gekauft und mir Sachen beigebracht, die ich nicht gewußt hab'. Hundert andere hätten mich nicht mal angeschaut.«

Sie sagte nichts, und Terry bemühte sich tapfer weiter.

»Ich glaub', es würde bestimmt nichts schaden, wenn Sie ihm zeigen, daß Sie sich freuen, daß er da ist. Ich erinner' mich, daß der alte Penner, den ich mal gekannt hab' – er hat immer ganz gern gepredigt –, mir eine Geschichte von so einem reichen Typen erzählt hat, der das ganze Geld, das er von seinem Alten gekriegt hat, auf den Kopf gehauen hat, für Frauen und beim Spielen, und am Ende auf der Straße gelandet ist. Er war echt arm und total fertig, bis ihm eingefallen ist, wie nett sein Alter immer zu ihm war, bevor er von daheim abgehauen ist. Da hat er gedacht, warum bettel' ich hier fremde Leute an, wenn Dad mir alles gibt, was ich will, ohne zu fragen? Er ist nach Haus gegangen, und sein Vater hat sich so gefreut, daß er da war, daß er geheult hat, weil er gedacht hat, der Typ wäre schon vor Jahren gestorben.«

Penelope lächelte leicht. »Sie haben mir gerade das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt.«

»Aber verstehen Sie, worauf's ankommt, Mrs. D.? Der Typ hat sein ganzes Leben vermasselt, und trotzdem war sein Alter ganz weg, als er ihn wiedergesehen hat.«

»Ja, aber für wie lange?« fragte sie. »Der Sohn hatte sich nicht verändert. Glauben Sie, sein Vater hat sich auch noch über seine Rückkehr gefreut, als er wieder anfing, sein Leben zu vermasseln?«

Terry dachte darüber nach. »Warum nicht? Okay, sie werden

vielleicht manchmal Krach gehabt haben, und wahrscheinlich konnten sie nicht unter demselben Dach wohnen, aber der Vater war bestimmt nie wieder so unglücklich wie damals, als er gedacht hat, sein Sohn wäre tot.«

Sie lächelte wieder. »Nun, ich werde nicht in Freudentränen ausbrechen, Terry. Erstens bin ich viel zu griesgrämig, um so was Sentimentales zu tun, und zweitens wäre Michael entsetzt. Er kann weinende Frauen nicht ertragen, ich vermute, deswegen sind seine beiden Frauen auch mit soviel Geld gegangen, obwohl keine von beiden Kinder hatte. Julia jedenfalls hat genau gewußt, wann sie die Tränen fließen lassen mußte, um zu erreichen, was sie wollte, und Clara war da sicher genauso talentiert. Im übrigen wirst du, glaube ich, feststellen, daß er bereits weiß, wie sehr ich mich freue, ihn zu sehen, sonst würde er nämlich nicht so ungezwungen mit mir reden.«

»Wenn Sie meinen«, sagte Terry voller Zweifel. »Wissen Sie, Sie sind doch alle beide gute Typen, find' ich jedenfalls, und wenn ich 'ne Mutter suchen würde, ehrlich gesagt, dann würd' ich eher Sie nehmen als die Pflegerin da draußen, die mich dauernd antatscht. Außerdem redet sie wie 'n Wasserfall. Quak, quak, quak. Die hat mir praktisch ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, als ich draußen nach dem Gin gesucht hab'.« Er legte sachte seine Hand auf den Kopf der Katze und kraulte sie hinter den Ohren. »Was ist überhaupt 'n eingelegetes Ei? Hat sich ja eklig angehört.«

Penelope lachte, als Deacon wieder ins Zimmer kam, und er war erstaunt, wie jung sie aussah. Er erinnerte sich, daß ein jamaikanischer Freund einmal zu ihm gesagt hatte, Lachen sei die Musik der Seele. War es auch der Quell der Jugend? Würde Penelope länger leben, wenn sie wieder lachen lernte?

»Wir müssen nach London zurück«, sagte er zu Terry. »Ich weiß nichts Genaues, aber Harrison sagt, daß Barry festgenommen worden ist, weil er sich in Amanda Powells

Garten verdächtig benommen hat. Barry redet kein Wort, und sie möchten wissen, ob ich ihnen etwas über die Fotos sagen kann, die sie bei ihm gefunden haben.« Er runzelte die Stirn. »Hat er zu dir was davon gesagt, daß er zu ihr wollte?«

Terry schüttelte den Kopf. »Nein, aber wenn er nicht reden will, dann ist das sein Bier. Ich seh' nicht ein, warum wir uns von den Bullen rumkommandieren lassen sollen.«

»Sicher, nur geht da meiner Ansicht nach etwas sehr Merkwürdiges vor, und ich möchte wissen, was es ist. Harrison sagte, sie hätten den Arzt holen müssen, weil Barry ohnmächtig zusammengebrochen ist, als sie anfingen, ihm Fragen zu stellen.« Er wandte sich seiner Mutter zu. »Es tut mir wirklich leid, Ma, aber ich muß weg. Es geht um eine Geschichte, an der ich seit Wochen arbeite. Dadurch bin ich übrigens auch Terry begegnet.«

»Tja«, meinte sie resignierend, »es ist wahrscheinlich am besten so. Emma und ihre Familie kommen irgendwann heute nachmittag, und es gäbe sicher einen Riesenkrach, wenn du dann noch hier wärst. Du weißt ja selbst, daß ihr beide wie Hund und Katze miteinander seid.«

Deacon übte sich in vornehmer Zurückhaltung. Meistens waren es Penelopes Sticheleien gewesen, die ihre beiden Kinder gegeneinander aufgebracht hatten. »Ich hab' mich von Grund auf geändert«, sagte er. »Ich habe vor fünf Jahren aufgehört, mich mit denen, die mir am nächsten stehen, zu streiten.« Er beugte sich zu ihr hinunter und gab ihr einen Kuß auf die Wange. »Paß gut auf dich auf.«

Sie nahm seine Hand und hielt sie fest. »Wenn ich das Haus hier verkaufe und in ein Pflegeheim gehe«, sagte sie, »wird bei meinem Tod nichts mehr für dich dasein, besonders wenn ich noch so lange lebe, wie die Ärzte mir prophezeien.«

Er lächelte. »Soll das heißen, daß die Drohung, mich zu enterben, wenn ich Clara heirate, nur Gerede war?«

»Sie war doch nur hinter deinem Geld her«, sagte Penelope

bitter. »Ich hoffte, das würde sie abschrecken.«

»Hätte es vielleicht, wenn ich es ihr erzählt hätte.« Er drückte flüchtig ihre Hand. »Ist das das einzige, was dich an einem Umzug hindert?«

Sie antwortete nicht direkt. »Es bedrückt mich, daß Emma so viel bekommen hat und du so wenig. Dein Vater wollte immer, daß du einmal das Haus erbst, und das habe ich Emma klar gesagt, als ich den Fonds eingerichtet habe. Jetzt drängt sie mich, alles zu verkaufen, einen ähnlich hohen Betrag für dich auf die Seite zu legen und den Rest zur Bezahlung eines Pflegeheims zu verwenden.«

»Dann tu es«, sagte Deacon. »Ich finde es fair.«

»Dein Vater wollte, daß du das Haus bekommst«, wiederholte Penelope eigensinnig und entzog ihm ärgerlich ihre Hand. »Es ist seit zwei Jahrhunderten im Besitz der Deacons.«

Er blickte auf ihr flaumiges weißes Haar hinunter und verspürte ein plötzliches Verlangen, sein Gesicht darin zu vergraben, wie er das als Kind getan hatte. Er vermutete, daß er eine direkte Entschuldigung dafür, daß sie das Testament seines Vaters zerrissen hatte, nie erhalten würde. »Dann verkauf es eben nicht«, sagte er.

»Das ist nicht sehr hilfreich.«

»Tut mir leid«, entgegnete er mit einem gleichgültigen Achselzucken, »aber mir tut's nicht weh, wenn du deine Tochter in den Bankrott treiben und den Rest deines Lebens mit einer Folge von Pflegerinnen verbringen willst, nur damit ich die Bude hier verscherbeln kann, sobald du unter der Erde bist. Seien wir doch mal ehrlich, ich habe deine Vorliebe dafür, direkt neben einer sechsspurigen Straße zu leben, nie geteilt; ich würde das Geld dazu verwenden, mir was Anständiges in London zu kaufen.« Wieder zwinkerte er Terry verschmitzt zu. »Wenn mich an meinen Scheidungen etwas erbittert hat, dann die Tatsache, daß ich, nachdem ich zwei schöne Häuser gehabt

habe, in einer elenden Mietwohnung gelandet bin.«

»Was ein guter Grund wäre, dir *das* hier nicht zu überlassen«, biß Penelope brav an. »Wie gewonnen, so zerronnen. Das ist deine Philosophie, Michael.«

»Dann zieh das in Betracht, wenn du deine Entscheidung triffst. Wenn du gern möchtest, daß hier noch einmal zwei Jahrhunderte lang Deacons leben, Ma, dann solltest du das Haus lieber den Deacons in Wimbledon hinterlassen. Soweit ich mich erinnere, haben die einen zehnjährigen Sohn.« Er sah auf seine Uhr. »Aber jetzt müssen wir wirklich los. Ich habe dem Sergeant versprochen, daß wir in spätestens zwei Stunden da sind.«

Sie lächelte mit leichter Bitterkeit. »Immer auf dem Sprung, Michael.« Sie bot Terry, der aufgestanden war, die Hand. »Auf Wiedersehen, junger Mann. Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Ja, mich hat's auch gefreut. Hoffentlich geht alles klar für Sie, Mrs. D.«

»Danke, Terry.« Sie hob den Blick, um ihn anzusehen, und es erstaunte ihn, wie tiefblau ihre Augen im Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, wurden. »Wie schade, daß Ihre Mutter nichts von Ihnen weiß, Terry. Sie wäre stolz auf ihren Sohn.«

»Glaubst du, sie hat recht?« fragte Terry, nachdem er im Auto mehrere Minuten schweigend nachgedacht hatte. »Glaubst du, meine Mam wäre stolz auf mich?«

»Ja.«

»Aber eigentlich ist es ja sowieso egal, oder? Sie ist wahrscheinlich längst an einer Überdosis krepiert oder sitzt irgendwo im Knast.«

Deacon schwieg.

»Sie hat mich bestimmt längst vergessen. Ich mein', sie hätte mich doch nicht hergegeben, wenn ich ihr wichtig gewesen wär'.« Er sah mutlos zum Fenster hinaus. »Meinst du nicht?«

Doch, dachte Deacon, aber er sagte: »Nicht unbedingt«, als

er die Rampe hinauf zum Motorway fuhr. »Und wenn du in Pflege gegeben worden bist, weil sie ins Gefängnis mußte, heißt das nicht, daß du ihr nicht wichtig warst. Es heißt nur, daß sie nicht in der Lage war, für dich zu sorgen.«

»Aber warum hat sie mich dann nicht geholt, als sie wieder raus war? Ich war fast sechs Jahre da, und so lange kann sie nicht gesessen haben, außer wenn sie einen umgebracht hat.«

»Vielleicht hat sie geglaubt, du wärst ohne sie besser dran.«

»Ich könnte natürlich nach ihr suchen.«

»Möchtest du das?«

»Ich stell's mir manchmal vor, aber dann krieg' ich Angst, daß wir uns hassen würden. Ich wollte, ich könnte mich an sie erinnern. Auf keinen Fall möcht' ich so 'ne alte Nutte mit 'nem Drogenproblem, die jeden Kerl reinläßt, der mit ihr bumsen will.«

»Was willst du denn?«

Terry lachte, »'ne Reiche mit 'nem Porsche.«

Deacon lachte. »Die hätte ich auch gern«, sagte er und wechselte auf die Überholspur, »aber nicht als Mutter.«

Amanda Powell öffnete die Tür und sah den Polizeibeamten mit gerunzelter Stirn fragend an. Die Falten auf ihrer Stirn vertieften sich, als sie hörte, was er zu sagen hatte. »Ich kenne keinen Barry Grover, und ich habe keine Ahnung, woher er ein Foto von mir hat. Ist er denn tatsächlich in meine Garage eingebrochen?«

»Nein. Wie man uns mitgeteilt hat, wurde er in Ihrem Garten festgenommen, aber am Haus und an der Garage wurden keine Spuren gewaltsamen Eindringens gefunden.«

»Erwartet die Londoner Polizei, daß ich jetzt deswegen zurückfahre?«

»Nur wenn Sie das möchten. Wir haben lediglich den Auftrag, Ihnen Bescheid zu geben.«

Sie sah beunruhigt aus. »Ich habe meinen Nachbarn nur

gesagt, daß ich für ein paar Tage zu meiner Mutter nach Kent fahre. Von wem haben Sie diese Adresse?«

Der Polizeibeamte warf einen Blick auf einen Zettel. »Grover hat bei seiner Verhaftung behauptet, er wäre Kevin Powell, wohnhaft in Claremont Cottage, Easeby. Wir wurden gebeten, die Adresse zu überprüfen, und dabei haben wir festgestellt, daß hier eine Mrs. Glenda Powell wohnt. Wir hielten es für wahrscheinlich, daß sie Ihre Mutter ist.« Jetzt runzelte er die Stirn. »Er scheint eine Menge über Sie zu wissen, dieser Grover. Sind Sie sicher, daß er Ihnen nicht bekannt ist?«

»Absolut.« Sie überlegte einen Moment. »Wieso sollte ich ihn kennen? Wer ist er überhaupt?«

»Wieder sah er auf seinen Zettel. »Er arbeitet für eine Zeitschrift namens *Street*.« Er hörte, wie sie nach Luft schnappte, und blickte auf. »Sagt Ihnen das was?«

»Nein. Ich habe von der Zeitschrift gehört, das ist alles.«

Er schrieb etwas auf eine Seite in seinem Block und riß sie heraus. »Der ermittelnde Beamte in London ist Sergeant Harrison. Sie können ihn unter dieser Nummer hier erreichen. Ich bin Constable Dutton, und meine Nummer steht da unten. Es ist wahrscheinlich nicht nötig, sich Sorgen zu machen, Mrs. Powell. Grover ist in Gewahrsam, er wird Sie also vorläufig sicher nicht belästigen, aber wenn Sie beunruhigt sind, dann können Sie jederzeit Sergeant Harrison oder mich anrufen. Fröhliche Weihnachten.«

Sie sah ihm hinterher, als er an ihrem BMW vorbei zum Tor ging, und lächelte strahlend, als er sich ein letztesmal nach ihr umdrehte. »Fröhliche Weihnachten, Constable«, sagte sie.

»Was ist denn?« rief ihre Mutter ängstlich aus dem Wohnzimmer.

»Ach, nichts«, antwortete Amanda ruhig, während sie die Brosche von ihrem Revers entfernte und die Nadel unter ihren Daumennagel trieb. »Es ist alles in Ordnung.«

Deacon schüttelte den Kopf, als Harrison zum Ende gekommen war. »Ich weiß im Grunde kaum etwas über Barry«, sagte er. »Er spricht nie über sein Privatleben.« Er blickte angeekelt auf die besudelte Fotografie von Amanda Powell, die wie eine Insel in der Mitte des Tisches lag. »Soviel ich weiß, hörte er zum erstenmal von Mrs. Powell, als er nach einem Interview, das ich mit ihr gemacht hatte, einige Fotos von ihr entwickelte. Eine unserer Fotografinnen hatte Aufnahmen gemacht – er wies mit dem Kopf auf den Tisch –, »und das war die beste aus der Serie.«

»Warum haben Sie die Frau interviewt?«

»Ich arbeite an einem Artikel über Obdachlose, und die Zeitungen berichteten im Juni über sie, als in ihrer Garage ein Mann namens Billy Blake gefunden wurde, der dort verhungert war. Wir dachten, sie hätte vielleicht etwas Interessantes zu dem Thema zu sagen, aber das war nicht der Fall.«

Jetzt ging Harrison ein Licht auf. »Der Name ist mir doch gleich bekannt vorgekommen, aber ich wußte nicht, wo ich ihn einordnen sollte. Ich erinnere mich an die Geschichte. Aber wieso interessiert sich Barry Grover immer noch für sie?«

Deacon zündete sich eine Zigarette an. »Ich weiß es nicht, es sei denn, es hat etwas damit zu tun, daß er versucht, mir bei der Identifizierung von Billy Blake zu helfen.« Er nahm die Bilder des Toten aus der Innentasche seines Jacketts und reichte sie Harrison. »So sah er aus, als er vor vier Jahren festgenommen wurde. Wir glauben, daß Billy Blake ein angenommener Name war und der Mann möglicherweise in der Vergangenheit ein Verbrechen begangen hat. Er hatte seinen Schlafplatz in der Lagerhalle, in der auch Terry Dalton und Tom Beale hausen.«

Harrison hob einen Umschlag vom Boden auf und leerte seinen Inhalt auf den Tisch. »Dann sind das wohl Fotos Ihrer möglichen Kandidaten?« Er zog den unterbelichteten Abzug von Billys Polizeifoto hervor. »Und das ist der Tote?«

Deacon nickte.

Harrison entfaltete eine Fotokopie und breitete sie auf dem Tisch aus. »Das hier kommt ihm ganz schön nahe.«

Deacon kannte Billys Gesicht fast so gut wie sein eigenes, und obwohl er das Bild verkehrt herum sah, war der Schock des Erkennens ungeheuer.

Es war eine vergrößerte Kopie des Fotos von Peter Fenton, das Anne Cattreells Artikel begleitet hatte.

Dieser kleine Mistkerl hatte ihn betrogen!

»Es kommt ihm nah«, stimmte er zu, »aber man braucht einen Computer, um sichergehen zu können.« Er würde diesem verdammten Barry den Hals umdrehen, wenn die Polizei die Geschichte vor ihm erfuhr. »Erinnern Sie sich an James Streeter?« fragte er, und Harrison nickte. »Wir interessieren uns mehr für ihn.« Listig drehte er das Jugendfoto von James Streeter zu Harrison herum und schob es neben Billys Polizeifoto. »Darum ist Billy wahrscheinlich so sehr an Amanda Powell interessiert. Sie war Amanda Streeter, bevor James zehn Millionen Pfund unterschlug und sie im Stich ließ.«

Der Sergeant grinste hochzufrieden. »Es ist derselbe Mann.«

»Sieht ganz so aus, nicht?«

»Aber was wollen Sie damit sagen? Daß James mit eingeklemmtem Schwanz zurückgekommen ist und sie ihn in ihrer Garage verhungern ließ?«

»Möglich wär's.«

Harrison ließ sich das einen Moment durch den Kopf gehen. »Das erklärt aber noch nicht, wieso Barry in ihrem Garten war und auf ihr Foto gespritzt hat.« Er blätterte beiläufig die Karten der Prostituierten durch. »Kerle, die so was in der Tasche rumtragen, machen mir angst. Und wieso schleppt er ein Foto von sich mit einem Kind mit sich rum? Wer war das Kind und was ist aus ihm geworden?«

Deacon strich sich das Kinn. »Sie sagen, er hat den Mund

nicht aufgemacht, seit er hierhergebracht wurde?«

»Kein Wort gesprochen.«

»Dann lassen Sie mich mit ihm reden. Er vertraut mir. Ich werd' ihn schon dazu kriegen, daß er Ihnen sagt, was Sie wissen möchten.«

»Auch wenn es bedeutet, daß er unter Anklage gestellt wird?«

»Auch dann«, versicherte Deacon ziemlich grimmig. »Ich mag Perverse so wenig wie Sie und hab' schon gar keine Lust, mit einem zusammenzuarbeiten.«

Man hatte Barry seine Brille abgenommen. Ohne sie sah sein Gesicht nackt aus. Mit hängendem Kopf und hängenden Schultern saß er auf der Pritsche in der Zelle. Später sagte man Deacon, man habe befürchtet, er würde die Brillengläser zerbrechen und versuchen, sich die Pulsadern aufzuschneiden – er war als suizidal eingestuft worden. Das erklärte auch, warum man ihm Gürtel und Schuhbänder abgenommen hatte. Blind blinzelte er zur Zellentür, als diese sich öffnete, mehr einem traurigen Clown als einer Küchenschabe ähnlich, und sein dicker kleiner Körper zitterte vor Furcht.

»Besuch für Sie«, sagte der Wachsergeant. Er führte Deacon hinein und ließ die Tür offen. »Zehn Minuten.«

Deacon wartete, bis der Beamte gegangen war, dann ließ er sich auf dem Bett neben Barry nieder. Er erwartete, Antipathie zu empfinden wie sonst, und war erstaunt, als er statt dessen Mitleid verspürte. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, welchen Alptraum Barry im Moment durchmachte. Sich in einer Gefängniszelle einen Rest an Würde zu bewahren, war schwierig genug; unmöglich wahrscheinlich, wenn man ausgerechnet nach Begehen einer unzüchtigen Handlung in der Öffentlichkeit das erstmal mit ihr Bekanntschaft mache.

»Ich bin's, Mike Deacon«, sagte er, da er nicht wußte, was Barry ohne Brille überhaupt erkennen konnte. »Sergeant Harrison hat mich angerufen und mir gesagt, daß du einen Freund nötig hast.« Er kramte seine Zigaretten heraus. »Darf ich rauchen?« Barrys Augen füllten sich mit Tränen, und Deacon gab ihm einen leichten Klaps auf die Schulter. »Heißt das ja?«

Barry nickte.

»Gut.« Er neigte den Kopf zum Feuerzeug. »Wir haben nicht viel Zeit, du mußt also offen mit mir reden, wenn ich dir

helfen soll. Fangen wir mit den leichten Fragen an. Du hattest ein Foto von einem Mann mit einem Kind auf dem Arm bei dir. Der Sergeant glaubt, der Mann wärst du, aber ich vermute, es ist dein Vater, und das Kind bist du. Wer hat recht?«

»Du«, flüsterte Barry.

»Du bist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Ja.«

»Okay. Nächste Frage. Warum hast du Karten von Prostituierten in der Tasche? Vertreibst du dir so die Zeit, wenn du nicht arbeitest?«

Barry schüttelte den Kopf.

»Warum hast du sie dann bei dir?« Er schwieg, um Barry Gelegenheit zur Antwort zu geben. Als der nichts sagte, sprach er weiter. »Komm, sag was«, redete er ihm freundlich zu. »Du bist nicht der erste Mann auf der Welt, der beim Wichsen erwischt worden ist, Barry, und du wirst bestimmt nicht der letzte sein, aber die Polizei sieht es im schlechtesten Licht, weil sie den Eindruck hat, du treibst dich am liebsten mit Nutten herum.«

»Glen Hopkins hat sie mir am Freitag gegeben«, flüsterte Barry.

»Warum?«

»Er hat gesagt, es wäre keine Schande, dafür zu zahlen.« Der ganze zitternde Körper atmete Qualm. »Aber ich hab' mich trotzdem zu Tode geschämt. Es hat mir überhaupt nicht gefallen.« Er begann zu weinen.

»Das wundert mich nicht«, sagte Deacon sachlich. »Ich nehme an, sie hat mit einem Auge auf die Uhr geschielt und mit dem anderen nach deiner Brieftasche. Das haben wir alle schon erlebt, Barry.« Er lächelte ein wenig. »Selbst die Nigel de Vriesses dieser Welt müssen dafür bezahlen. Der einzige Unterschied ist, daß sie ihre Nutten Geliebte nennen und ihre Schande öffentliches Eigentum wird.« Er beugte sich vor und ließ seine Hände zwischen den Knien baumeln, in der Haltung

ganz ähnlich wie Barry. »Hilft's dir, wenn ich dir sage, daß Glen mit diesen blöden Karten rumschmeißt wie mit Konfetti? Mir hat er vor ein paar Monaten auch welche gegeben, weil er der Meinung war, meine schlechte Laune wäre auf mangelnde sexuelle Betätigung zurückzuführen. Ich hab' ihm gesagt, er kann sie sich in den Hintern schieben.« Er warf einen Blick auf Barry. »Er hat dich an einem schlechten Tag erwischt, und du hast einen elenden Reinfall erlebt. Ich kann dir nur raten, schreib's als Erfahrung ab und sag Glen beim nächstenmal, er soll dir den Buckel runterrutschen.«

»Er hat gesagt, es wäre – ungesund –«, es kostete ihn offensichtlich Überwindung, das Wort auszusprechen, »sich Fotos anzusehen. Er sagte, wenn man's richtig macht, würde es weit mehr Spaß machen. Aber ... « Er verstummte.

»Aber so war es nicht«, meinte Deacon und drückte ihm sein Taschentuch in die Hand.

»Nein.«

Deacon dachte an seine erste intime Erfahrung, die er mit sechzehn gemacht hatte. Er war durch den Geschlechtsakt gehechelt, ohne sich viel darum zu kümmern, ob er dem Mädchen etwas Gutes tat, weil er in solcher Erregung gewesen war, daß er sich einzlig und allein darauf konzentrieren konnte, ja nicht zum Höhepunkt zu kommen, bevor er in sie eingedrungen war. Bis zu diesem Tag konnte er nicht ohne tiefe Verlegenheit an den Abend denken, als er und Mary Higgins ihre Unschuld verloren hatten. Sie hatte behauptet, es wäre das schlimmste Erlebnis ihres Lebens gewesen, und hatte nie wieder ein Wort mit ihm gesprochen.

»Du bist kein Sonderfall«, sagte er tröstend. »Für die meisten Männer ist das erstmal ziemlich demütigend. So, und was ist nun heute morgen passiert? Warum bist du zu Amanda Powell gefahren?«

Die Geschichte war wirr, aber es gelang Deacon, einiges zu begreifen. Nach der demütigenden Erfahrung bei der

Prostituierten hatte sich Barrys ganzer Zorn, der Fatima hätte gelten müssen – oder sogar Glen –, auf Amanda konzentriert. (Dahinter steckte eine merkwürdige Logik. Er hatte Aufnahmen von ihr betrachtet, als Glen ihn ungesunder Praktiken beschuldigt hatte, und in seiner Phantasie hatte sie die Gestalt einer schamlosen Verführerin angenommen.)

Hätte er weniger von ihr gewußt, so wäre das nicht weiter schlimm gewesen, aber sein Interesse an Billy Blake und James Streeter hatte ihn veranlaßt, eine ganze Akte mit Zeitungsausschnitten über sie anzulegen. Was genau ihn getrieben hatte, zu ihrem Haus zu fahren, um eine Konfrontation mit ihr herbeizuführen, war nicht klar, es schien jedoch seinen Ursprung in seiner heillosen Verwirrung darüber zu haben, ob er den Sexualakt als lustvoll oder abstoßend empfunden hatte. Er wäre überhaupt nicht hinausgefahren, hätten Deacon und Terry ihn nicht am Samstag abend mit Alkohol abgefüllt. Volltrunken hatte er ihnen nachgewunken, als sie im Taxi davongefahren waren, hatte sich dann seinerseits ein Taxi bestellt und dem Fahrer befohlen, ihn zum Thamesbank Estate zu bringen.

Er war sich jetzt nicht mehr sicher, was er eigentlich vorgehabt hatte – keinesfalls hatte er erwartet, in ihrem Haus noch Licht zu sehen –, aber es hatte damit geendet, daß er um zwei Uhr morgens in ihrem Garten gestanden und durch das Fenster, dessen Vorhänge nicht zugezogen waren, zugesehen hatte, wie sie und ein Mann sich auf dem Teppich in ihrem Wohnzimmer geliebt hatten. (Deacon fragte, ob er den Mann erkannt habe, aber Barry verneinte. Interessanterweise beschrieb er ihn sehr genau, während er Amanda kaum erwähnte.)

»Es war aufregend«, sagte er einfach.

Ja, dachte Deacon, das war es sicher gewesen. »Aber du hättest das nicht tun dürfen«, sagte er. »Ich bin nicht sicher, ob man dich wegen Voyeurismus belangen kann, ganz sicher aber

wegen unbefugten Betretens eines fremden Grundstücks und unzüchtigen Verhaltens. Warum bist du heute morgen überhaupt noch mal hingefahren? Es war helichter Tag, da mußtest du doch damit rechnen, daß dich jemand beobachtet.«

Die einfache Erklärung war: Barry hatte in der Nacht den Umschlag mit den Fotografien auf die Erde gelegt (um die Hände frei zu haben, vermutete Deacon) und dort vergessen. Die komplexere Erklärung schien mit seiner quälenden Ambivalenz gegenüber seiner Mutter zu tun zu haben (»Ich will nicht wieder nach Hause«, sagte er immer wieder), seiner Liebe zu seinem Vater, an die er sich schwach erinnerte, und einem Verlangen, das er nur halb begriff, noch einmal die frühere Erregung zu erleben. Doch das Haus war unverkennbar leer gewesen, und die erwünschte Erregung hatte er sich nur verschaffen können, indem er Amandas Bild besudelte. »Ich schäme mich so«, sagte er. »Ich weiß nicht, warum ich es getan habe. Es ist einfach – passiert.«

»Also, wenn du meine Meinung hören willst – es ist gut, daß die Polizei dich erwischt hat«, erklärte Deacon unumwunden. »Vielleicht war das eine nützliche Lektion für dich. Hör mal, du hast viel zuviel auf dem Kasten, um als schmutziger kleiner Spanner zu enden. Ich bin zwar kein Psychologe, aber ich stelle fest, in deinem Leben gibt es ein paar Gebiete, auf denen du schleunigst Ordnung schaffen mußt. Erstens, mach dich unabhängig von deiner Mutter, und zweitens, setz dich mit deiner Sexualität auseinander. Es ist doch blödsinnig, deinen Zorn gegen die Frauen zu richten, nur weil du Männer vorziehest, Barry.«

Barry schüttelte hilflos den Kopf. »Mein Gott, was würde meine Mutter dazu sagen?«

»Eine ganze Menge bestimmt, wenn du dummm genug bist, es ihr zu erzählen.« Deacon gab ihm einen Klaps auf den Rücken. »Du bist ein erwachsener Mann, Barry. Es wird Zeit, daß du dich wie einer benimmst.« Er lächelte. »Wie hattest du's dir

denn gedacht? Wolltest du ihren Tod abwarten, um dann endlich der Mensch zu werden, der du wirklich bist?«

»Ja.«

»Das ist kein guter Plan. Dieser Mensch wäre lange vor ihr tot.« Er stand auf. »Kann ich dem Sergeant weitergeben, was du mir gesagt hast? Je nachdem, was er meint, wirst du vielleicht bei der Vernehmung einen Anwalt dabeihaben wollen. Und mach dich lieber gleich darauf gefaßt, daß man Glen Hopkins fragen wird, ob er bestätigen kann, daß er dir am Freitag diese Karten *gegeben* hat. Also, was meinst du, schaffst du's?«

»Lassen sie mich frei, wenn ich die Wahrheit sage?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wohin soll ich denn gehen, wenn sie mich hier rauslassen? Nach Hause kann ich nicht.« Wieder stiegen ihm Tränen in die Augen. »Da würde ich lieber hier bleiben.«

*Allmächtiger! Sag es nicht, Deacon.* »Du kannst bei mir auf dem Sofa schlafen, bis wir uns was überlegt haben.« *Na ja – es war schließlich Weihnachten ...*

*Und Barry wußte, wer Billy Blake war ...*

Harrison war skeptisch. »Sie sind naiv. Ich kenn' den Typ, der ist das klassische Bild eines Sexualverbrechers. Ein verklemmter Einzelgänger mit einer krankhaften Lust daran, andere heimlich zu beobachten. Lebt bei seiner Mutter, aber kann sie nicht leiden. Ist unfähig zu reifen Beziehungen. Das erste Mal wird er wegen Exhibitionismus geschnappt. Als nächstes werden wir ihn wegen Vergewaltigung und/oder Belästigung von Kindern einbuchen.« »Wenn Sie so argumentieren, können Sie mich auch gleich einlochen«, sagte Deacon mit einem freundlichen Lächeln. »Ich bin ein Einzelgänger. Ich hatte eine so starke Abneigung gegen meine Mutter, daß ich fünf Jahre lang kein Wort mit ihr gewechselt habe. Ich kann keine reifen Beziehungen aufbauen – siehe

meine beiden Scheidungen –, und das schlimmste Verbrechen, das ich, nach der Tracht Prügel zu urteilen, die ich damals bekam, begangen habe, war der Kauf einer Pornozeitschrift im zarten Alter von zwölf Jahren, die ich in mein Zimmer schmuggeln wollte, um vor dem Spiegel meine Erektionen zu bewundern.«

Der Segeant lachte. »Aber das ist doch der springende Punkt. Sie waren zwölf, Barry ist vierunddreißig. Sie wollten in Ihrem Zimmer üben, er hat in einem fremden Garten geübt. Der Schaden, den ein Zwölfjähriger anrichten kann, ist, wie man hoffen darf, durch seine Körpergröße begrenzt. Mit vierunddreißig kann einer sehr gefährlich werden, besonders, wenn er frustriert ist.«

»Aber Sie können ihm nicht vorwerfen, was er *vielleicht* einmal tun wird. Schlimmstenfalls kriegen Sie ihn wegen unbefugten Eindringens und unzüchtigen Verhaltens dran, und damit können Sie ihn nicht lange aus dem Verkehr ziehen. Schauen Sie«, sagte er eindringlich, »Sie können doch einen Menschen nicht wegen eines einzigen Zwischenfalls als Perversen abstempeln. Es wäre nicht geschehen, wenn Glen Hopkins seine albernen Ansichten für sich behalten hätte oder Barry vernünftig genug gewesen wäre, gar nicht erst etwas zu versuchen, von dem er wußte, daß es ihm nicht guttun würde. Der arme Kerl ist hoffnungslos durcheinander. Er hat seinen Vater geliebt, der starb, als er zehn Jahre alt war; er wird von seiner Mutter tyrannisiert, und er hat gerade hundert Pfund dafür ausgegeben, sich von einer Frau in die Sexualität einweisen zu lassen, die ihn wie einen Klumpen Fleisch behandelt hat. Zu allem Überfluß haben Terry und ich ihn auch noch betrunken gemacht – es war der erste Suff in seinem Leben, soweit ich feststellen kann –, und er wurde wider Willen zum Zuschauer bei einer offenbar ziemlich stürmischen Sexszene.« Er lachte leise. »Dann kreuzen Sie heute morgen bei ihm auf und jagen ihm einen Heidenschrecken ein, weil er

glaubt, Amanda hätte ihn gesehen. Er ist doch nur noch einmal hingegangen, weil er seine Fotos holen wollte, Herrgott noch mal, und hat in Amandas Abwesenheit klammheimlich ein bißchen onaniert, weil er noch erregt war. Ist das *wirklich* das klassische Bild eines Sexualverbrechers?«

Harrison tippte nachdenklich mit seinem Stift gegen seine Zähne. »Er wollte in Mrs. Powells Garage einbrechen. Wie paßt das ins Bild?«

Deacon runzelte die Stirn. »Das höre ich zum erstenmal.«

»Nur deswegen haben wir ihn geschnappt. Ihre Nachbarn haben die Dienststelle angerufen, und wir haben einen Wagen hingeschickt.« Er schob ein Blatt Papier über den Tisch.

Deacon las den Bericht. »Aber dieser Mann war der Beschreibung nach einen Meter achtzig groß, schlank und trug eine dunkle Jacke. Barry ist ungefähr fünfzehn Zentimeter kleiner, dick, und die einzige Jacke, in der ich ihn je gesehen habe, ist ein blauer Anorak. Er hängt jetzt in seiner Zelle.«

Der Sergeant zuckte die Achseln. »Ich würde mich nicht auf diese Beschreibung verlassen. Die Nachbarn sind über achtzig.«

Deacon musterte ihn belustigt. »Sie können von Glück sagen, daß meine Mutter diese Bemerkung nicht gehört hat. Ihnen muß doch klar sein, daß es sich hier um zwei verschiedene Männer handelt. Sie haben den geschnappt, der leicht zu schnappen war – den kleinen Wichser. Ich kann nur sagen, wenn Sie Ergebnisse wollen, dann suchen Sie den anderen.«

»Wenn er existiert«, sagte Harrison zynisch.

Terry gähnte schon vor Langeweile, als Barry und Deacon endlich aus den inneren Regionen der Dienststelle auftauchten. »Zwei Stunden«, sagte er mürrisch und deutete auf die Uhr im Warteraum. »Also, was hat Barry angestellt? Muß ja ziemlich übel gewesen sein, wenn ihr so lange gebraucht habt.«

Deacon schüttelte den Kopf. »Er hat Amandas Haus beobachtet und ist irrtümlich anstelle eines Mannes festgenommen worden, der eine halbe Stunde früher in ihre Garage einbrechen wollte. Es hat leider so lange gedauert, eindeutig festzustellen, daß die Beschreibung eines großen, schlanken Mannes im dunklen Jackett nicht auf ihn paßt.«

»Ehrlich? Sie sollten den Kerlen Lawrence auf den Hals hetzen, der wird ihnen schon Beine machen. Das ist Schikane, einen ohne jeden Grund einzusperren. Und ist jetzt alles in Ordnung, Barry? Siehst ja nicht besonders gut aus.«

Deacon schob ihn durch die Tür in den kalten Abend hinaus, ehe der diensthabende Sergeant ihn aufklären konnte. »Barry kommt mit zu uns«, flüsterte er Terry zu. »Seine Eltern haben Stunk gemacht, weil wir Harrison heute morgen bei ihm vorbeigeschickt haben. Ich habe ihm gesagt, er kann ein oder zwei Tage auf dem Sofa schlafen. Ist das ein Problem für dich?«

»Weshalb sollte das für mich 'n Problem sein?« fragte der Junge argwöhnisch.

»Na, es wird ganz schön eng werden.«

»Jetzt hör aber auf«, sagte der Junge verächtlich. »In der Lagerhalle war's *eng*.« Er sah Barry, der ihnen gefolgt war, erwartungsvoll an. »Hoffentlich kannst du kochen, Kumpel, Mike ist nämlich 'ne absolute Niete. Der kann nicht mal 'n Ei kochen, ohne daß es anbrennt.«

Barry sagte nervös: »Na ja, nur was ich mir selbst beigebracht habe.«

»Prima, mir und Mike hat überhaupt keiner was beigebracht. Du kannst den Job haben.« Er wies mit einer ungeduldigen Kopfbewegung zum Auto. »Los, hauen wir hier ab. Ich hab' einen Riesenkohldampf. Ist dir klar, daß wir seit heute morgen um sieben nichts mehr gegessen haben?«

Terry führte Barry sofort in die Küche, und während er dort über den neuen Koch wachte, zog Deacon sich mit dem

Telefon in sein Zimmer zurück und rief Lawrence Greenhill an. »Es tut mir leid, daß ich Sie schon wieder stören muß«, sagte er, »aber ich brauche einen Rat und ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden soll.«

»Ich fühle mich geehrt«, antwortete Lawrence.

»Sie wissen noch nicht, worum es sich handelt.« So knapp wie möglich schilderte er die Umstände von Barrys Festnahme. »Ich habe sie beredet, ihm eine zweite Chance zu geben, daraufhin haben sie ihn nach einer Gardinenpredigt, die sich gewaschen hatte, auf freien Fuß gesetzt. Solange nicht noch was ans Licht kommt, kann er sich seiner Freiheit freuen.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Ich habe gesagt, er kann auch bei mir und Terry bleiben.«

»Du meine Güte! Ein latenter Homosexueller unter einem Dach mit einem pubertierenden Straßenjungen, der sich überhaupt nichts dabei denken wird, ihn anzumachen, um ihn dann zu erpressen. Michael, Michael, Ihnen kann das Leben wohl nicht kompliziert genug sein, hm?«

Deacon seufzte. »Ich wußte doch, daß ich mich auf Ihre Objektivität verlassen kann. Also, was soll ich nun tun? Ich habe Barry strikt verboten, Terry zu sagen, warum er festgenommen wurde, aber Terry ist ja kein Dummkopf, der wird spätestens morgen raushaben, worum es geht.«

Lawrence lachte vergnügt. »Vielleicht sollten Sie anfangen zu beten?«

»Ha! Ha! Ich hab' einen besseren Vorschlag. Kommen Sie morgen mittag zum großen Weihnachtessen, und helfen Sie mir, den Frieden zu bewahren. Da Sie ja ein einsamer alter Jude ohne Familie sind, der sich selten gebraucht fühlt, haben Sie sicher nichts anderes vor. Können Sie?«

»Selbst wenn ich schon was anderes vor hätte, würde ich mir eine so charmante Einladung nicht entgehen lassen.«

Sergeant Harrison schlüpfte gerade in seinen Mantel, als ein Kollege zur Tür hereinschaute, um mitzuteilen, daß eine Mrs.

Powell ihn zu sprechen wünsche. »Sagen Sie ihr, daß ich schon weg bin«, versetzte er mürrisch. »Verdammt noch mal, ich hab' ihretwegen jetzt schon sechs Stunden Urlaub verloren.«

»Zu spät«, sagte der Kollege und wies mit dem Kopf den Flur hinunter. »Stewart hat ihr gesagt, daß Sie hier sind, und sie wartet vorn.«

»Mist!« Er folgte dem anderen Mann hinaus.

»Sergeant Harrison«, stellte er sich der Frau vor. »Was kann ich für Sie tun, Mrs. Powell?« Eine Klassenfrau, dachte er, in Wirklichkeit weit attraktiver als auf dem Foto. Es wunderte ihn nicht, daß Barrys Hormone in Wallung geraten waren, als er ihr beim Liebesakt zugesehen hatte.

Sie lächelte unsicher. »Ich habe Angst, nach Hause zu gehen«, sagte sie rundheraus. »Ich lebe allein« – sie zeigte zum Fenster –, »und es ist dunkel. Dieser Mann, den Sie in meinem Garten überrascht haben, der sitzt doch in einer Zelle, hoffe ich?«

Harrison schüttelte den Kopf. »Wir haben ihn fürs erste auf freien Fuß gesetzt. Unseren Informationen zufolge wollten Sie doch erst nach Weihnachten wieder nach Hause kommen, und wir hatten die Kollegen in Kent gebeten, Sie von unserer Entscheidung und den Gründen dafür in Kenntnis zu setzen. Da hat offenbar die Kommunikation nicht geklappt.« Er fuhr sich irritiert mit einer Hand über sein Gesicht. »Ich glaube nicht, daß Sie etwas zu befürchten haben, Mrs. Powell. Unserer Auffassung nach war das ein einmaliger Ausrutscher von dem Mann. Er war schwer betrunken. Er wird Sie nicht wieder belästigen. Im Augenblick wohnt er bei einem Freund, Michael Deacon, den Sie, glaube ich, auch kennen, und wir rechnen nicht mit weiterem Ärger.«

Ihre Augen weiteten sich erschrocken. »Aber Michael Deacon hat sich erst vor vier Tagen, als er selbst betrunken war, mit Gewalt Zugang zu meinem Haus verschafft.« Sie fröstelte plötzlich. »Ich verstehe das nicht. Warum hat kein

Mensch mit mir über diese Angelegenheit gesprochen? Ich habe von diesem Mann, Barry Grover, nie gehört, aber wenn er ein Freund von Mr. Deacon ist –« Sie faßte Harrison beim Arm. »Ich weiß, daß mich in letzter Zeit jemand beobachtet hat«, sagte sie. »Ich habe ihn mindestens zweimal gesehen – ein kleiner Mann mit Brille. Er hatte beide Male einen blauen Anorak an. Er stand vor ungefähr zehn Tagen vor meinem Haus, als ich heimkam, und als er mich sah, ist er gegangen. Ist das der Mann, den Sie verhaftet haben?«

Harrison war plötzlich nicht mehr recht wohl in seiner Haut. »Es hört sich auf jeden Fall so an, aber er behauptet, er sei bis Samstagnacht nie in der Nähe Ihres Hauses gewesen.«

»Er lügt«, erklärte sie scharf. »Vor ungefähr einer Woche habe ich ihn noch einmal gesehen. Es war sehr dunkel, aber ich bin sicher, es war derselbe Mann. Er stand unter einem Baum an der Einfahrt zur Wohnanlage, und seine Brillengläser funkelten im Licht meiner Scheinwerfer, als ich hineinfuhr.«

»Warum haben Sie sich nicht an die Polizei gewandt?«

Sie drückte ihre zitternden Finger an die Stirn, als hätte sie Kopfschmerzen. »Man kann doch nicht jeden Mann anzeigen, der einem nachschaut«, sagte sie. »Es wird erst unheimlich, wenn sie anfangen, sich merkwürdig zu benehmen. Wie mir der Polizeibeamte sagte, der mich aufsuchte, um mir seine Verhaftung mitzuteilen, hat er über einem Foto von mir onaniert.« Ihre Stimme schwoll ein wenig an. »Wenn das zutrifft, warum belangen Sie ihn dann nicht? Sie glauben doch nicht, daß er jetzt aufhören wird, nachdem er mit einem blauen Auge davongekommen ist? Indem Sie ihn freigelassen haben, haben Sie ihm das Recht eingeräumt, mich zu terrorisieren.«

Harrison nahm sie mit in sein Büro. »Ich brauche eine schriftliche Aussage von Ihnen, mit genauen Angaben darüber, wann und wo Sie den Mann früher schon gesehen haben. Und am besten beziehen Sie die Geschichte mit Michael Deacon gleich mit ein.« Er sah verstohlen auf seine Uhr und

unterdrückte ein Seufzen. Seine Frau würde ihm das nicht verzeihen.

Terry zog einen Klumpen Alufolie aus der Tasche. »Hat jemand Lust, was zu rauchen?« fragte er.

»Ich hab' dir gesagt, du sollst das verschwinden lassen«, fuhr Deacon ihn an.

»Hab' ich ja getan. Ich hab's mir in den Hintern geschoben, bis die Luft wieder rein war.« Er sah Barry an. »Barry will bestimmt mal probieren, oder, Kumpel? Nach dem Essen hat er's verdient«, bemerkte er zu Deacon. »War echt genial. Da kannst du mit deinem Fraß einpacken.« Er machte sich daran, den Tabak aus einer von Deacons Benson & Hedges zu popeln. »Jetzt sag mal, Barry, was hast du eigentlich drüben bei Amanda gemacht? Den Quark, den ihr mir vorhin aufgetischt habt, kauf' ich euch bestimmt nicht ab. Nicht mal die Bullen brauchen sechs Stunden, um den Unterschied zwischen einem kleinen Dicken und einem großen Dünnen zu erkennen.« Er hielt einen Moment inne und richtete seinen blassen – und einschüchternden – Blick auf den Mann gegenüber. »Du hast total fertig ausgesehen, als du da rausgekommen bist.«

Das bißchen Selbstvertrauen, das Barry aus seinem Erfolg als Küchenchef geschöpft hatte, löste sich in nichts auf. Seine Angst, an die Luft gesetzt zu werden, wenn dieser Halbwüchsige dahinterkam, was er getan hatte, war größer als seine Furcht vor der Polizei. »Ich – äh –«

»Er hatte allen Grund, vor Angst zu zittern«, sagte Deacon kalt und wackelte drohend vor Barrys Gesicht mit dem Finger. »Er hat herausbekommen, wer Billy wirklich war – er hat sogar ein Bild von ihm in der Tasche –, und er hat gewußt, daß ich ihn fertigmachen würde, wenn die Polizei das vor mir erfahren würde.« Seine Stimme wurde hart. »Ehrlich, du bist ein solches Arschloch, Barry. Ich kann's immer noch nicht fassen, daß du's fertigbringst, die ganze Arbeit, die wir in diese verdammte

Geschichte investiert haben, aufs Spiel zu setzen, nur um zu sehen, wie diese Zicke in Wirklichkeit aussieht.«

»Gib's auf«, sagte Terry. »Woher hätte er denn wissen sollen, daß die Bullen aufkreuzen würden? Hey, Barry, wer war er? Jemand, von dem ich schon mal gehört hab?'«

Barry sah Deacon einen Moment lang fest an. In seinen feuchten Augen stand Dankbarkeit. »Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte er dann. »Er ist verschwunden, als du sieben Jahre alt warst.« Er nahm seine Brille ab und begann, die Gläser zu putzen. »Du hast das Foto gesehen?« fragte er Deacon. »Und du bist sicher, daß es Billy ist?«

»Ja.«

»Aber ich habe dir gestern eine andere Version des Fotos gezeigt, Mike, und du hast sie überhaupt nicht wahrgenommen.«

Deacon nahm ein Tranchiermesser aus der Tischschublade und hielt es auf der flachen Hand. »Es war kein Witz, als ich gesagt habe, ich würde dich fertigmachen«, brummte er. »Wirst du mir sagen, wer der Mann ist, bevor Terry und ich dich vom Boden aufwischen müssen?«

Die Polizeibeamtin nahm die weinende Amanda in den Arm und sah den Sergeant vorwurfsvoll an. »Jetzt mal ehrlich, Sergeant, Sie haben die Geschichte dieses widerlichen Schweins anstandslos geschluckt. Er hat behauptet, er hätte beobachtet, wie sie auf dem Teppich in ihrem Wohnzimmer Geschlechtsverkehr hatte, und Sie haben ihm geglaubt, aber es war doch klar, daß er so was erzählen würde. Wenn eine Frau es wagt, halb angezogen oder gar nackt in ihrer eigenen Wohnung rumzulaufen, betrachtet das jeder Perverse als Freibrief. ›Es war doch nicht meine Schuld, Chef, die Frau war dran schuld. Sie hat ihre Vorhänge nicht zugezogen. Sie hat genau gewußt, daß ich da draußen steh', die hat's doch drauf angelegt, mich hochzujagen.‹ Eine Sauerei ist das!« Ihre

Stimme war aufgebracht. »Ich hab' die Nase voll von Männern, die sich damit reinwaschen wollen, daß sie Frauen in den Dreck ziehen. Im übrigen spielt es überhaupt keine Rolle, ob Amanda in der Nacht einen Mann bei sich hatte oder nicht. Es ist einfach kein Grund für verklemmte kleine Arschlöcher, hinterher über ihrem Foto abzuspritzen.«

Müde hob Harrison beide Hände. »Ich bin ja ganz Ihrer Meinung. Okay? Ich bin ganz Ihrer Meinung.« Er schloß die Augen. »Ich wollte lediglich ein paar Fakten feststellen, und es tut mir leid, wenn ich Mrs. Powell mit meinen Fragen beleidigt habe.«

Deacon las alles, was Barry über Peter Fenton gesammelt hatte, zuletzt den Artikel von Anne Cattrell, und starre dann, das Kinn in die Hände gestützt, frustriert auf den Einband der *Ungelösten Kriminalfälle des zwanzigsten Jahrhunderts*. »Da haben wir alles – hundert Gründe, einen Mann zu veranlassen, zu verschwinden und den Rest seines Lebens Höllenqualen zu leiden –, aber nicht einen einzigen verdammten Grund dafür, warum er sich ausgerechnet Amanda Powells Garage ausgesucht haben soll, um dort zu sterben.« Sein eigener Stapel Unterlagen lag auf dem Tisch neben ihm, und er zog den Zeitungsausschnitt über Nigel de Vriess heraus. »Weshalb hätte ihn das plötzlich afscheuchen sollen? Wo ist die Verbindung zwischen der Streeter-Story und der Fenton-Story?«

»Vielleicht gibt es gar keine«, meinte Barry. »Du vermutest doch nur, daß Billy diesen Artikel gelesen hat, bevor er aus dem Lagerhaus verschwunden ist, weil du nach einem Muster suchst, aber ich frage mich, warum Mrs. Powell dir Billys Geschichte erzählt haben soll, wenn sie von den Ergebnissen deiner Recherchen irgend etwas zu befürchten hätte.« Er legte das Polizeifoto Billy Blakes neben die Fotografie des jungen James Streeter. »Auf den ersten Blick haben wir hier ein

Muster, aber man braucht einen Computer, um zu zeigen, daß es keines ist.« Er lächelte entschuldigend. »Vielleicht handelt es sich ja hier um eine dieser Geschichten, die das Leben schreibt und die phantastischer sind als ein Roman, Mike.«

Terry, derträumerisch den Joint genoß, den die beiden anderen abgelehnt hatten, um lieber noch eine Flasche Wein zu trinken, sprach durch die blauen Dunstwolken, die ihn umhüllten. »Das ist der größte Scheißdreck, den ich je gehört hab', Kumpel.«

»Und was für eine Theorie hast du?«

»Also, seht's doch mal so. Wie geht's denn der Durchschnittsheimfrau, wenn ihr Mann sie abserviert und sich mit der ganzen Kohle aus dem Staub macht? Auf Rosen gebettet ist die hinterher bestimmt nicht.«

»Die hier schon«, sagte Deacon nachdenklich. »Die ganze Bude stinkt nach den Dingern.«

»Na bitte«, sagte Terry, obwohl er nicht genau wußte, wovon Deacon sprach.

»Na und?«

»Das heißtt, daß sie 'n Volltreffer gelandet hat, oder nicht? Daß sie nicht blöd ist.« Er versuchte, sich klarer auszudrücken. »Es heißtt, daß sie von Männern nicht allzuviel hält. Ach, Scheiße«, sagte er angesichts ihrer verwirrten Mienen. »Kapiert ihr eigentlich gar nichts?«

»Wir würden vielleicht etwas verstehen, wenn du dich etwas gewählter ausdrücken würdest«, versetzte Deacon trocken. »Der Mensch hat nicht Jahrhunderte daran gearbeitet, eine hochentwickelte Sprache auszubilden, damit sie dann durch Klischees und hirnlose Platituden verhunzt wird, die absolut nichts aussagen. Überleg dir, was du sagen willst, und versuch es noch einmal.«

»Mensch, du bist vielleicht manchmal ein eingebildeter Angeber«, sagte Terry ätzend, bemühte sich aber dennoch, Klarheit in seine Gedanken zu bringen. »Okay, ich versuch's

noch mal. Also, sogar wenn Billy besoffen war, hat er für das, was er getan hat, seine Gründe gehabt. Es waren vielleicht keine guten Gründe, aber es waren Gründe. Habt ihr das kapiert?«

Die beiden Männer nickten.

»Gut. Nächster Punkt. Amanda ist ganz gut weggekommen, auch wenn ihr Mann ein Krimineller ist und sie reingelegt hat. Also ist sie ein cleveres Luder. Kapiert ihr das?«

Wieder nickten sie beide.

»So, und jetzt zählt mal zwei und zwei zusammen, was kommt dann raus? Daß Billy seine Gründe dafür hatte, zu Amandas Haus zu gehen, und daß Amanda hinterher ihren Grips gebraucht hat.«

Deacon knirschte mit den Zähnen. »Ist das alles?«

Terry sog das Marihuana tief in seine Lunge ein. »Ich setz' auf Amanda. Wenn sie schlauer ist als du und Billy zusammen, dann gewinnt sie, klar?«

»Was denn?«

»Woher, zum Teufel, soll ich das wissen? Ihr macht doch das Spielchen mit ihr, nicht ich. Ich schau' nur zu.«

Als es draußen läutete, reagierten die drei Männer mit unterschiedlichen Graden von Bestürzung. Keiner von ihnen zweifelte daran, daß die Polizei vor der Tür stand. Terry stürzte zur Toilette und spülte verspätet seinen Stoff hinunter; Deacon riß das Küchenfenster auf und suchte wie ein Wahnsinniger nach einem Raumspray; Barry, der mehr Gelassenheit zeigte als die beiden anderen, zündete das Gas unter der ungespülten Bratpfanne an, preßte Knoblauch in das zischende Fett und begann, Zwiebeln zu hacken. »Ich habe sie erwartet«, sagte er resigniert. »Ich werd's mir nie verzeihen, wenn sie dich jetzt auch verhaften, Mike. Du hast an alldem doch überhaupt keine Schuld.«

Harrison wurde immer gereizter, als er merkte, daß Deacon die Absicht hatte, ihn auf unbegrenzte Zeit vor der Tür stehen zu lassen. »Wenn Sie so weitermachen«, warnte er, »komm' ich in einer halben Stunde mit Haftbefehlen gegen Sie alle wieder. Los jetzt, lassen Sie mich rein. Ich muß noch mal mit Grover reden, und Sie machen mich mit diesen Hinhaltemanövern nur mißtrauisch. Was, zum Teufel, geht da drinnen vor? Treibt's Barry etwa mit Ihrem kleinen Freund von der Straße?«

Deacon ließ ihn vorbei. »Vielleicht ist es an der Zeit, daß Sie in Pension gehen«, bemerkte er ruhig. »Nicht einmal ich würde mich zu einer solchen Bemerkung herablassen, und ich bin Journalist.«

Harrison warf ihm einen Blick müder Belustigung zu. »Sie sind ein Amateur, Mr. Deacon. Jeder blutige Anfänger könnte Sie aufs Kreuz legen.«

Die ganze Wohnung stank widerlich nach einer Mischung aus verbranntem Fett, Knoblauch und Zwiebeln, und über allem lag der exotische Duft von Jazz-Rasierwasser, das Terry

in rauen Mengen über Deacons Sofa verspritzt hatte. Die Küchentür war geschlossen, Terry und Barry saßen nicht gerade übermäßig entspannt da und starrten in den Fernseher, der in der Ecke stand.

Der Sergeant blieb einen Moment auf der Schwelle stehen, dann nahm er seine Zigaretten heraus und bot Deacon eine an. »Interessante Atmosphäre«, sagte er mild.

Deacon stimmte ihm zu und nahm mit einer gewissen Erleichterung die Zigarette an. »Sergeant Harrison hat noch ein paar Fragen an Barry«, verkündete er. »Da ist es vielleicht am besten, wenn Terry und ich uns zehn Minuten rar machen.«

Harrison schloß die Wohnungstür. »Es wäre mir lieber, Sie blieben, Mr. Deacon. Ich habe auch an Sie einige Fragen.«

»Aber nicht an Terry.« Deacon nahm fünf Pfund aus seiner Tasche und nickte dem Jungen zu. »An der Ecke ist ein Pub. Wir kommen nach, wenn wir hier fertig sind.«

Terry schüttelte den Kopf. »Kommt ja gar nicht in Frage. Was soll ich machen, wenn ihr überhaupt nicht kommt?«

»Warum sollten wir nicht kommen?«

Terry warf einen argwöhnischen Blick auf Harrison. »Der ist doch nicht zum Kaffeeklatsch hergekommen, Mike. Wenn du mich fragst, will der Barry wegen der Powell gleich wieder kassieren. Hab' ich recht, Mr. Harrison?«

Der Sergeant antwortete mit einem nichtssagenden Achselzucken. »Ich möchte nur ein paar Fragen beantwortet haben, das ist alles. Sie betrifft es nicht. Sie können also gehen oder bleiben, ganz wie Sie wollen. Mir ist es egal.«

»Aber mir nicht«, erklärte Deacon energisch und nahm den Ersatzschlüssel vom Brett neben der Tür. »Komm schon, Terry, mach dich dünn. Wenn wir in einer halben Stunde nicht da sind, kannst du wiederkommen. Du hast ja jetzt den Schlüssel.«

»Nein«, widersprach der Junge störrisch. »Ich bleib' hier. Ihr zwei, du und Barry, seid genauso meine Kumpel, wie Billy

mein Kumpel war, und einen Kumpel läßt man nicht einfach im Stich, wenn er einen braucht.«

»Also, los jetzt«, sagte Harrison ungeduldig. Er setzte sich ohne weitere Umschweife in einen Sessel und beugte sich vor, um Barry ins Auge zu fassen. »Mrs. Powell hat uns was ganz andres erzählt als Sie, Sportsfreund. Ihr zufolge lauern Sie ihr schon seit ungefähr zwei Wochen auf und machen ihr eine Heidenangst. Sie sind ihr mindestens zweimal aufgefallen, und sie hat Sie uns genauestens beschrieben, sogar die Farbe Ihrer Schuhe hat sie uns gesagt. Sie bestreitet ganz energisch, daß gestern abend jemand bei ihr im Haus war, geschweige denn, daß sie um zwei Uhr morgens mit dieser Person in ihrem Wohnzimmer Geschlechtsverkehr hatte. Sie möchte, daß wir Sie einsperren, weil sie, solange Sie frei herumlaufen, Angst hat, sich in ihrem Haus aufzuhalten.« Er richtete seinen Blick auf Deacon. »Sie hat uns ferner sehr detailliert geschildert, wie Ihr Freund hier sich am Donnerstag abend mit Gewalt in ihr Haus gedrängt hat und sich weigerte, es zu verlassen. Sie sagt, er sei betrunken und gewalttätig gewesen und habe sie beschimpft, ohne ihr eine Erklärung zu geben, was er von ihr wollte. Also, was, zum Teufel, läuft da mit Ihnen beiden und dieser Frau?«

Auf seine Worte folgte ein kurzes Schweigen.

»Sie ist sehr schön«, sagte Deacon dann bedächtig, »und ich war wirklich sehr betrunken, aber sie verläßt sich offensichtlich auf das, was ich ihr am nächsten Morgen erzählt habe, daß ich mich nämlich an nichts erinnern könne.« Er ging zum Fernsehapparat und schaltete ihn aus.

»Das stimmte zu dem Zeitpunkt auch, aber nicht mehr nach einem anständigen Frühstück und mehreren Tassen Kaffee. Wenn sie sagt, ich hätte mich in ihr Haus gedrängt, kann man das hingehen lassen, weil ich mich tatsächlich gegen die Tür gestemmt habe, als sie aufmachte, und es für sie schwierig gewesen wäre, mich nicht hineinzulassen. Aber ich war weder

gewalttätig, noch habe ich sie beschimpft, und nichts hat sie daran gehindert, die Polizei zu alarmieren, wenn sie wirklich Angst vor mir gehabt hätte. Wir haben ein kurzes Gespräch geführt, ehe ich auf ihrem Sofa einschlief, und am nächsten Morgen mußte ich unbedingt noch eine Tasse Kaffee trinken, den sie mir gekocht hatte, ehe sie mich gehen ließ. Ich hab' mich so oft entschuldigt, daß es anfing, ihr auf die Nerven zu gehen, und als ich sie fragte, ob ich ihr angst gemacht hätte, sagte sie, sie hätte schon lange vor nichts mehr Angst.« Er lächelte dünn. »Sie kann mir Unhöflichkeit vorwerfen, aber sonst nichts. Ich werde höchst selten aggressiv, wenn ich getrunken habe, Sergeant. Allenfalls wird mein Verhalten peinlich.«

»Das stimmt«, warf Terry ein. »Als er gestern abend blau war, hat er zu mir und Barry gesagt, daß er sich Kinder wünscht, und geheult wie 'n Schloßhund.«

Deacon sah ihn ungnädig an. »Ich habe nicht geheult.«

»Aber fast«, entgegnete Terry mit einem frechen Grinsen.

Harrison ignorierte diesen Schlagabtausch und wandte sich wieder Barry zu. »Sie haben behauptet, vor der gestrigen Nacht nie in der Nähe von Mrs. Powells Haus gewesen zu sein.«

Barry wurde schamrot. »War ich auch nicht.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Aber es stimmt«, sagte Barry, der vor Angst zitterte.

»Sie hat Sie genau beschrieben und mir gesagt, wo Sie standen, als sie Sie gesehen hat. Wie kann das möglich sein, wenn Sie nicht dort waren?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Barry hilflos.

»Hat sie gesagt, wann sie ihn gesehen hat?« fragte Deacon.

»An die genauen Daten erinnert sie sich nicht, aber das erstemal war vor ungefähr zehn Tagen und das zweitemal zwei oder drei Tage später.« Er nahm einen Notizblock aus seiner Tasche und blätterte darin. »Hier habe ich ihre Beschreibung des Mannes, den sie gesehen hat: klein, mit Brille, einem

blauen Anorak, grauer Hose und hellen Schuhen, wahrscheinlich Wildleder. Sie gab an, er habe vor ihrem Haus gestanden, als sie mit ihrem Wagen nach Hause kam, wäre aber davongegangen, als sie in die Einfahrt einbog. Wollen Sie immer noch leugnen, daß Sie das waren, Barry?«

»Ja.« Voller Verzweiflung sah er Deacon an. »Ich kann es nicht gewesen sein, Mike. Ich war noch nie vorher dort.«

Deacon runzelte die Stirn. »Aber die Beschreibung stimmt«, sagte er und fragte sich, ob er sich getäuscht und Harrison recht hatte. »Sie ist verdammt genau.«

»Mensch, ihr habt vielleicht ein Glück, daß ich nicht ins Pub gegangen bin«, sagte Terry verächtlich. »Ihr zwei wärt total aufgeschmissen ohne mich.« Aufgebracht wandte er sich an Barry. »Was hab' ich in der Küche zu dir gesagt? Traurige Leute laufen in Anoraks rum, aber richtig traurige laufen in Wildlederschuhen rum. Und was hast du zu mir gesagt? Wär' schade, daß ich dir nicht schon am Donnerstag begegnet bin, weil du dir da nämlich die Schuhe gekauft hast. Ich hab's euch gleich gesagt, die Powell ist ein schlaues Luder. Die hat sich von einem von den Bullen 'ne Beschreibung von dir geben lassen, und dann hat sie sie Mr. Harrison aufgetischt. Wenn du die Schuhe mit 'ner Kreditkarte bezahlt hast, Kumpel, bist du aus dem Schneider. Nie im Leben kannst du die vor zehn Tagen angehabt haben.«

Barrys trauriges Gesicht hellte sich auf. »Ich *habe* mit Kreditkarte bezahlt«, sagte er. »Ich habe sogar die Quittung. Sie liegt zu Hause in meinem Zimmer.«

»Und wieviel Paar helle Schuhe besitzen Sie sonst noch?« fragte Harrison, unbeeindruckt von Terrys Argumentation.

»Kein einziges«, antwortete Barry mit wachsender Erregung. »Ich habe mir die hier als Weihnachtsgeschenk gekauft, weil ich nur schwarze Schuhe habe. Mike weiß das. Er war derjenige, der zu mir gesagt hat, schwarze Schuhe wären langweilig.«

»Ja«, bestätigte Deacon nachdenklich, »das stimmt.« Er beugte sich über den Tisch, um seine Zigarette am Aschenbecher abzuklopfen, und überlegte rasch. »Sag mir doch mal, wie der Mann ausgesehen hat, mit dem sie gestern nacht zusammen war, Barry«, bat er. »Der, von dem sie behauptet, er wäre gar nicht dagewesen.«

»Aber das habe ich dir doch schon gesagt«, erwiderte Barry.

»Sag's mir noch mal.«

»Er war blond, gutaussehend ... « Bei der Erinnerung an das nächtliche Erlebnis verstummte er in tiefer Verlegenheit.

»Die Beschreibung, die Barry mir heute nachmittag gegeben hat«, sagte Deacon zu Harrison, »lautete folgendermaßen: groß, schlank, blond, braungebrannt und mit einer Tätowierung oder einem Muttermal auf dem rechten Schulterblatt. Er hat den Mann nicht erkannt, und mir sagt die Beschreibung auch nichts, aber nehmen wir an, ich kann Ihnen beweisen, daß es einen solchen Mann gibt und Amanda Powell mit ihm gut bekannt ist?«

Harrison hatte für den Vorschlag nichts übrig. Er litt immer noch unter den Prügeln, die er bezogen hatte, als er es gewagt hatte, Amanda Powells Worte in Frage zu stellen. *Jedoch ...*  
»Was würde das ändern?«

»Es würde Sie vielleicht dazu bewegen, die Dame zu fragen, warum sie lügt.«

»Ich wiederhole – was würde das ändern? Kein Gesetz der Welt verbietet ihr, einen Mann bei sich zu haben, und Barry könnte ihn ja bei einer der anderen Gelegenheiten gesehen haben, als er sich ihrer Aussage nach in der Nähe ihres Hauses aufgehalten hat. Die Existenz des Mannes an sich bedeutet noch gar nichts.«

»Aber nehmen Sie doch einfach mal an, Barry sagt die Wahrheit. Glauben Sie ihm, wenn er sagt, daß er nie vorher in der Nähe von Amanda Powells Haus war und daß er gestern nacht dort einen Mann gesehen hat. Möchten Sie dann nicht

wissen, warum sie lügt? Ich schon.«

Harrison sah ihn einen Moment schweigend an. »Mrs. Powell ist sehr –«, er suchte nach einem Wort, »– überzeugend.« Erschien noch etwas hinzufügen zu wollen, überlegte es sich dann aber anders.

»Zu überzeugend?« meinte Deacon.

»Das habe ich nicht gesagt.«

Deacon drückte seine Zigarette aus. Dann ging er zum Telefon und schlug in dem Adreßbuch nach, das neben dem Apparat lag. Er wählte eine Nummer. »Hallo, Maggie, Mike Deacon hier. Ja, ich weiß, es ist spät, aber ich muß wirklich sehr dringend mit Alan sprechen.« Er wartete, dann lächelte er. »Ja, du alter Gauner, ich bin's schon wieder. Wie geht es dir?« Er lachte. »Soso, einen Bell's hat sie dir erlaubt? Das ist ja immerhin etwas. – Nein, es handelt sich nur um einen kleinen Gefallen. Es läßt sich am Telefon erledigen. Ich schalte auf den Lautsprecher um, weil hier noch drei Leute im Zimmer sind, die deine Antwort sicher auch interessieren wird. Ich möchte dich bitten, mir eine Beschreibung von Nigel de Vriess zu geben.«

»Du meinst, wie er aussieht?« blaffte Alan Parker mit seiner rauhen Stimme.

»Ja. Vielleicht bestätigst du mir vorher noch, daß du ihn mir noch nie zuvor beschrieben hast.«

»Nur wenn du mir verrätst, was das alles zu bedeuten hat. Ich pfeif vielleicht auf dem letzten Loch, aber ich bin immer noch Journalist. Was hat die schleimige Kröte denn wieder mal für ein Ding gedreht?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber du erfährst es als erster nach mir.«

»Wer's glaubt, wird selig.« Alan lachte. »Also gut, ich hab' ihn dir noch nie zuvor beschrieben. Soweit ich mich erinnere, hat er etwa meine Größe – ich bin eins achtundsiebzig – und blondes Haar, seit einiger Zeit gefärbt, um das Grau zu

verbergen. Er trägt immer elegante dunkle Anzüge, wahrscheinlich von Harrods, mit einer weißen Nelke im Knopfloch. Gutaussehend, gewandt. Denk an Roger Moore als James Bond und du hast ein ziemlich klares Bild. Möchtest du sonst noch was wissen?«

»Wir haben hier die Beschreibung eines Mannes, von dem ich glaube, daß es sich um de Vriess handelt. Aber er war zu dem Zeitpunkt, als er gesehen wurde, splitternackt, darum hilft es uns nicht viel weiter zu wissen, wie er sich kleidet. Dieser Mann war der Beschreibung zufolge am ganzen Körper nahtlos braungebrannt und hatte eine Tätowierung oder ein Muttermal auf dem rechten Schulterblatt. Kannst du mir sagen, ob das auf de Vriess zutrifft?«

»Ha! Was die nahtlose Bräunung angeht, bin ich überfragt, aber ich weiß mit Sicherheit, daß er ein Muttermal auf dem Schulterblatt hat. Gerüchte – natürlich von ihm gestreut – besagen, daß es wie die Teufelszahl geformt ist – 66 – und er deshalb schon mit dreißig Jahren Millionär war, da ja der Teufel für die seinen sorgt und dieser ganze Quatsch. Eine seiner Tussis hat allerdings behauptet, es hätte mehr Ähnlichkeit mit einem Hundepimmel. Ich hab's selbst nie gesehen, kann also nicht sagen, was stimmt und was nicht.« Er verfiel in einen schmeichelnden Tonfall. »Komm schon, Mike, was hat das alles zu bedeuten? Ich werd's dir nie verzeihen, wenn DVS auf dem absteigenden Ast ist und du das für dich behalten hast. Ich hab' Aktien von der verdammten Firma.«

»Soweit ich weiß, hat es mit seiner Firma nichts zu tun, Alan.« Unter erneuten Beteuerungen, daß er seinen alten Freund auf dem laufenden halten werde, verabschiedete sich Deacon, legte auf und wandte sich dann mit hochgezogenen Augenbrauen Harrison zu. »Amanda Powells Schwager und Schwiegereltern behaupten seit fünf Jahren, daß Amanda und Nigel de Vriess gemeinsam das Bankhaus Lowenstein um zehn Millionen Pfund erleichtert und dann Amandas Mann zum

Sündenbock gemacht haben, indem sie ihn ermordeten. Kein Mensch, und dazu gehört auch die Polizei, hat diese Behauptungen je ernst genommen, weil es keinerlei Hinweise darauf gab, daß Amanda noch irgendwas mit Nigel zu tun hatte, nachdem sie James Streeter geheiratet hatte.«

Harrison ließ sich das einen Moment lang schweigend durch den Kopf gehen. »Und es gibt auch heute noch keine Hinweise darauf«, sagte er schließlich. »Alles, was Ihr Freund uns erzählt hat, ist vermutlich allgemein bekannt. Was hätte Sie und Barry daran hindern sollen, es herauszufinden, um dann Mrs. Powell damit zu kompromittieren?«

»Nichts«, erwiederte Deacon unbekümmert und zündete sich eine neue Zigarette an. »Tatsache ist, daß ich vorhatte, gleich nach Weihnachten einen Termin mit de Vriess für ein Gespräch zu vereinbaren. Sie müssen mir glauben, daß meine einzigen Nachforschungen über seine Person bisher darin bestanden haben, Alan Parker zu einem Drink einzuladen, um ihn zu fragen, wie de Vriess den Kauf seines Landsitzes in Hampshire finanziert hatte. Das ist nämlich die Frage, die schon die ganze Zeit die Gehirne – und die Neugier – der Familie Streeter strapaziert.«

»Und ich hatte bis zum gestrigen Abend noch nie von ihm gehört«, warf Barry zaghaft ein.

Deacon holte seine Unterlagen aus der Küche und schloß hastig die Tür, damit der Gestank nicht herausdrang. Er reichte Harrison den Artikel aus dem *Mail Diary* und erklärte kurz, wie er überhaupt darauf gekommen war, nach einer Zeitungsmeldung dieser Art zu suchen. »Es geht uns darum, eine Verbindung zwischen Billy Blake und Amanda Powell aufzudecken«, schloß er.

»Und, haben Sie eine aufgedeckt?«

Deacons Miene war nichtssagend. »Wir arbeiten noch daran. Wie ich Ihnen schon heute nachmittag sagte, ist die wahrscheinlichste Erklärung, daß Billy ihr Ehemann war. Aber

wir können es nicht beweisen.«

Danach trat eine lange Pause ein, bis Harrison schließlich sagte: »Wenn Billy James Streeter war, dann sind Amanda Powells Schwiegereltern und ihr Schwager auf dem Holzweg. Sie und de Vriess können ihn nicht vor fünf Jahren ermordet haben, wenn er im Juni dieses Jahres noch gelebt hat.«

Deacon lächelte. »Darauf sind sogar wir Amateure gekommen. Ich glaube deshalb, daß das die Crux der ganzen Geschichte ist. Man müßte ja blind sein, um es nicht zu sehen.«

Er lehnte sich wieder neben dem Fernsehapparat an die Wand und erläuterte Harrison seine Überzeugung, daß Amanda Powell den für sie glücklichen Zufall, daß in ihrer Garage ein Fremder gestorben war, der eine frappierende Ähnlichkeit mit ihrem Mann hatte, genutzt hatte, um sich von dem immer noch gegen sie bestehenden Verdacht des Mordes zu befreien und gleichzeitig zu erreichen, daß sie vor dem Gesetz als Witwe anerkannt werden würde. »Meine Rolle sollte, so wie ich es sehe, die des objektiven Beobachters sein, der das behördliche Interesse anfacht«, erklärte er zum Schluß. »Aber sie ist jetzt gewiß tief beunruhigt, da sie weiß, daß Barry sie und Nigel zusammen gesehen hat. Sie kann es sich auf keinen Fall leisten, daß an der Beendigung ihrer Beziehung zu Nigel Zweifel wach werden.«

Harrison fand diese Argumente offensichtlich überzeugend und fragte, ob er sich die Abzüge von Billys Polizeifoto und der Aufnahme des jungen James Streeter ausleihen dürfe. »Was meinen Sie, wie sie reagieren wird, wenn ich ihr die zeige?« fragte er, als er die Bilder einsteckte.

Deacon schüttelte heftig den Kopf. »Ich habe keine Ahnung«, antwortete er aufrichtig.

»Warum hast du Mr. Harrison nicht gesagt, daß Billy dieser Fenton war?« fragte Terry, nachdem der Sergeant gegangen war.

»Weißt du, was ein Knüller ist?«

»Klar.«

»Darum hab' ich's ihm nicht gesagt.«

»Ja, aber du hast ihm dafür einen Haufen Scheiße erzählt. Ich mein', Amanda ist doch nicht blöd, oder? Die kann doch nicht geglaubt haben, es wär' so leicht, James für tot erklären zu lassen. Die Bullen verlangen viel mehr Beweise als ein paar Fotos.«

Deacon lachte. »Sie hat mich intelligent genannt, als *ich* ihr mit der Theorie gekommen bin.«

»Bist du scharf auf sie?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Warum bist du sonst auf ihrem Sofa eingepennt?«

Deacon rieb sich das Kinn. »Sie hat die gleichen blauen Augen wie meine Mutter«, sagte er gedankenvoll. »Ich hatte Heimweh.«

Harrison machte einen Abstecher zur Dienststelle, ehe er zu Amanda Powell weiterfuhr. Er stellte seinen Kollegen verschiedene Fragen und rief dann Constable Dutton in Kent an. Ob Mrs. Powell von Barry Grovers Freilassung informiert worden sei? Ja. Und was habe Dutton ihr über den Mann gesagt? Er habe ihr eine detaillierte Beschreibung gegeben, lautete die Antwort, und die Zeiten genannt, zu denen er sich in der Nähe ihres Hauses aufgehalten hatte. Sei das falsch gewesen? In dem Fax aus London sei nichts davon erwähnt worden, daß die Informationen vertraulich seien, und Mrs. Powell habe natürlich wissen wollen, auf wen sie achten müsse, für den Fall, daß der Mann sie noch mal belästigte.

Harrison hatte sich in heiße Wut hineingesteigert, als er Thamesbank Estate erreichte.

Die Beamtin, die den Auftrag hatte, sich um Amanda Powell zu kümmern, bis Harrison von seinem Gespräch mit Barry zurückkehrte, öffnete ihm die Tür. »Wo ist sie?« rief er nur und drängte sich schon an ihr vorbei.

»Im Wohnzimmer.«

»Gut. Ich brauche einen Zeugen. Sie schreiben alles mit, was sie sagt, und wehe, Sie wagen es, über das was ich sage, auch nur mit der Wimper zu zucken! Ist das klar?« Er riß die Tür zum Wohnzimmer auf und pflanzte sich breitbeinig vor Amanda auf, die auf dem Sofa saß. »Sie haben mich belogen, Mrs. Powell.«

Sie schien vor ihm zurückzuweichen.

»Gestern nacht war sehr wohl ein Mann in diesem Haus.«

»Wohin gehst du?« fragte Terry.

»Das geht dich gar nichts an.«

»Ha, du willst auch mal so 'ne Nummer abziehen wie Barry, stimmt's? Du willst dich in ihren Garten schleichen und zuschauen, wie Nigel sie bumst.«

Deacon starnte ihn an. »Du hast wirklich eine schmutzige Phantasie, Terry. Wenn Sergeant Harrison nicht gerade mit Blindheit geschlagen ist, ist Nigel de Vriess längst über alle Berge.« Er drohte dem Jungen mit dem Finger. »Ich bin in spätestens zwei Stunden wieder da, benimm dich also. Ich zieh' dir das Fell über die Ohren, wenn du irgendwelchen Quatsch machst, während ich weg bin.«

Terry warf einen nachdenklichen Blick auf Barry. »Hey, auf *mich* kannst du dich verlassen, Mike.«

Es war kaum Verkehr um diese Nachtzeit, und er brauchte nur eine halbe Stunde durch die City, um dann ostwärts am Fluß entlang zur Isle of Dogs zu fahren. Er sah immer wieder aufmerksam in seinen Rückspiegel und bedauerte es, die zweite Flasche Wein geöffnet zu haben. Amanda Powells Haus war strahlend erleuchtet, und er spielte mit dem Gedanken, Terrys Phantasie in die Tat umzusetzen, sich hinten in den Garten zu schleichen und heimlich durch die Wohnzimmerfenster zu spähen. Die Vorstellung war verlockender, als er sich eingestehen wollte, doch aus Angst vor den Folgen gab er sie schließlich auf. Statt dessen erfüllte

sich für ihn eine von Billys Prophezeiungen. »Sie werden niemals tun, was Sie wollen, weil der Stammeswille stärker ist als Ihrer.«

Er läutete und horchte auf den Klang ihrer Schritte in der Diele. Einen Moment wurde es still, als sie durch das Guckloch schaute. »Ich werde nicht aufmachen, Mr. Deacon«, sagte sie von der anderen Seite. »Ich schlage vor, Sie gehen, bevor ich die Polizei rufe.«

»Ich glaube nicht, daß die kommen wird«, sagte er und neigte den Kopf, um liebenswürdig in den Spion zu lächeln. »Sie haben genug von uns beiden. Im Augenblick können sie sich nicht schlüssig werden, wer von uns beiden ihnen faustdickere Lügen auftischt, Sie scheinen allerdings einen Vorsprung zu haben. Sergeant Harrison ist äußerst aufgebracht darüber, daß Sie nicht zugeben wollen, daß Nigel de Vriess gestern nacht in Ihrem Haus war.«

»Er war nicht hier.«

»Barry hat ihn gesehen.«

»Ihr Freund ist krank.«

Er lehnte sich mit einer Schulter gegen die Tür und kramte eine Zigarette heraus. »Ein wenig verwirrt vielleicht, wie ich. Ich hatte ja keine Ahnung, daß ich Ihnen am Donnerstag abend einen solchen Schrecken eingejagt habe, Amanda, zumal Sie am nächsten Morgen so reizend zu mir waren.« Er machte eine Pause und wartete auf Antwort. »Sergeant Harrison wundert sich, daß Sie nicht die Polizei alarmiert haben, als ich mich auf Ihrem Sofa häuslich niedergelassen habe. Angesichts eines gewalttätigen Eindringlings hätten die meisten anderen Frauen das getan.«

»Was wollen Sie, Mr. Deacon?«

»Reden. Vorzugsweise im Haus, wo es wärmer ist. Ich weiß jetzt, wer Billy ist.«

Es blieb lange still, bevor die Kette klapperte und sie die Tür öffnete. Das Licht in der Diele war sehr hell, und er erschrak,

als er sie sah. Sie wirkte krank. Ihr Gesicht war eingefallen und ohne Farbe; sie hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit der strahlenden Frau im gelben Kleid, die ihn vor drei Tagen geblendet hatte.

Er runzelte die Stirn. »Fühlen Sie sich nicht wohl?«

»Wieso?« Sie sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an, als erwarte sie, eine Reaktion in seinen Augen zu sehen, und entspannte sich sichtbar, als er keine zeigte. Sie trat zurück. »Kommen Sie herein.«

Er sah sich um und bemerkte einen Koffer am Fuß der Treppe.

»Verreisen Sie?«

»Nein. Ich bin gerade aus Kent zurückgekommen.«

»Was bedrückt Sie?«

»Nichts.«

Er folgte ihr ins Wohnzimmer und bemerkte sofort, daß der Rosenduft fehlte. Statt dessen wehte durch das weit offene Fenster der faulige Geruch der nackten Flußufer mit der Nachtluft herein. »Es muß Ebbe sein«, sagte er. »Sie hätten eine der Wohnungen in Teddington behalten sollen, Amanda. Oberhalb der Schleusen gibt es keine Gezeiten.«

Der letzte Hauch Farbe wich aus ihrem Gesicht. »Wovon reden Sie?«

»Von dem Geruch. Er ist nicht sehr angenehm. Sie sollten das Fenster zumachen.« Er setzte sich auf das Sofa und zündete sich seine Zigarette an, während sie im Zimmer sprühte und dann die Finger in die Rosenblätter tauchte, um deren Duft freizusetzen.

»Ist es besser so?« fragte sie.

»Merken Sie den Unterschied nicht?«

»Eigentlich nein. Ich bin so daran gewöhnt.« Sie setzte sich in den Sessel gegenüber. »Sagen Sie mir, wer Billy war?«

Der Nerv an ihrem Mundwinkel zuckte heftig, und er fragte sich, warum sie so erregt und leichenblaß war. Ganz gleich,

was er zu Harrison gesagt hatte, es würde mehr nötig sein als Barrys Zufallsbeobachtung, um die Theorie der Streeters von einer Verschwörung zum Mord glaubhaft zu machen. Sie hatte ihn als eine Frau von kühler Beherrschtheit beeindruckt, und er wunderte sich jetzt, wo diese Beherrschtheit geblieben war. Das Paradoxe war, daß er sie in ihrer Verzweiflung weit weniger attraktiv fand – so wenig, daß er nicht verstand, was ihn je an ihr gereizt hatte –, aber dafür weit sympathischer. Verletzlichkeit war etwas, das er kannte und verstand.

»Sein Name war Peter Fenton. Sie erinnern sich wahrscheinlich an die Geschichte. Er war Diplomat und wurde der Spionage verdächtigt. 1988 verschwand er und wurde nie wieder gesehen. Jedenfalls nicht als Peter Fenton.«

Sie sagte nichts.

»Sie scheinen nicht sonderlich beeindruckt zu sein.«

Einen Moment lang preßte sie die Hände auf ihren Mund, und er erkannte, daß sie schwieg, weil sie nicht sprechen konnte, und nicht, weil sie nicht wollte. »Warum sind Sie hergekommen?« fragte sie schließlich doch.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte gehofft, daß ich das von Ihnen erfahren würde. Haben Sie oder James ihn gekannt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sind Sie sicher? Kannten Sie jeden, den James kannte?«

»Ja.«

Deacon zog die im *Mail Diary* erschienene Notiz über de Vriess aus seiner Tasche und reichte sie ihr. »Das hat Billy drei Wochen, bevor er in Ihrer Garage starb, gelesen. Nehmen wir an, er hat sich auf den Weg zum Halcombe House gemacht, um von Nigel de Vriess Amanda Streeters Adresse zu erfragen, weil er nicht wußte, daß Sie sich inzwischen Amanda Powell nannten und keine zwei Kilometer von seiner Unterkunft entfernt wohnten.« Er überlegte einen Moment und schnippte, da kein Aschenbecher da war, die Asche seiner Zigarette in seine gekrümmte Hand. »Die Tatsache, daß er hier

angekommen ist, kann nur bedeuten, daß Nigel ihm gesagt hat, wo er Sie finden konnte, und das wirft ein ziemlich schlechtes Licht auf Ihren Liebhaber, Amanda. Ich meine, wenn er so ohne weiteres Ihre Adresse an jeden versoffenen Penner herausgibt, der danach fragt, und Sie dann noch nicht einmal warnt, daß Besuch zu erwarten ist. Das hat er doch nicht getan, oder?«

Sie befeuchtete ihre Lippen. »Woher wissen Sie, daß Billy das gelesen hat?«

Deacon log. »Einer der Männer in der Lagerhalle hat es mir erzählt. Also, was hat das alles zu bedeuten? Weshalb sollte Peter Fenton so versessen darauf gewesen sein, Amanda Streeter zu finden? Und weshalb sollte Nigel de Vriess ihm dabei geholfen haben? Haben *die* beiden sich gekannt?«

Sie rieb sich mit zitternden Fingern die Schläfen. »Das weiß ich nicht.«

»Okay, versuchen wir's anders. Was könnte Peter über Sie gewußt haben, das ihn veranlaßt hat, sich auf die Suche nach Ihnen zu machen, nachdem er Ihren Namen in der Zeitung gesehen hatte? Vielleicht wußte er etwas von Ihnen *und* Nigel, und Nigel hat sich aus der Affäre gezogen, indem er ihm weisgemacht hat, Sie wären diejenige, an die er sich halten müsse.«

Sie zog sich tiefer in ihren Sessel zurück und schloß die Augen. »Billy hat nie mit mir gesprochen. Ich wußte nicht, daß er hier war. Ich habe ihn erst entdeckt, als er tot war. Ich weiß nicht, wer er war oder was er hier wollte. Vor allem aber weiß ich nicht, warum —« Sie brach ab.

»Weiter!«

»Mir ist nicht gut.«

Deacon sah zum Fenster. »Sprechen wir über Nigel«, sagte er. »Warum sollte er Peter Ihre Adresse geben, ohne Ihnen ein Wort davon zu sagen?«

»Ich weiß es nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Wieso

glauben Sie, daß er ihn als Peter Fenton kannte? Der Mann, der in meiner Garage gestorben ist, war Billy Blake.«

»Okay. Warum hat er Billy Ihre Adresse gegeben?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie wieder. »Was für ein Mensch war er?« Sie riß plötzlich weit die Augen auf, und Deacon fürchtete, sie würde sich übergeben.

»Wenn Sie Billy meinen, er war ein feiner Mensch.« Er nahm ein Taschentuch heraus und reichte es ihr. »Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es besser ist, man versucht durchzuhalten«, sagte er mit einem schwachen Lächeln, »aber Sie wissen ja, wo die Toilette ist, wenn Sie sie brauchen.« Er wartete, bis es ihr ein wenig besserzugehen schien. »Ein Psychiater, bei dem er drei Sitzungen hatte, sagte, er sei halb Heiliger, halb Fanatiker gewesen. Ich habe das Protokoll eines Teils der Gespräche gelesen. Billy glaubte an die Erlösung der Seelen und die Kasteierung des Fleisches, aber er war überzeugt, selbst verdammt zu sein.« Er musterte sie einen Moment lang. »So wie ich ihn durch Terry Dalton kennengelernt habe, einen Jungen, der sein Freund war und um den er sich gekümmert hat, würde ich sagen, Billy war ein ehrenhafter und integrier Mensch, auch wenn er ein Säufer und ein Dieb war.«

»Und warum sollte irgend etwas von alledem ihn dazu veranlaßt haben, hierherzukommen?«

Deacon stand auf und ging zum Fenster, um seinen Zigarettenstummel in den Garten zu werfen. Die Luft, die ihm entgegenwehte, war rein und klar und roch schwach nach Meer. Er wandte sich wieder um in ihr karges, minimalistisches Zimmer mit seinem aufdringlichen Duft und begann zu begreifen, warum ihr Wagen immer in der Einfahrt stand, warum sie den Raum mit Rosenspray tränkte und, schließlich, warum sie sich sechs Monate nach Billy Blakes Tod so verzweifelt bemühte, herauszufinden, wer ihr ungebetener Gast gewesen war. Er hatte schon einmal zuvor eine Ahnung gehabt, aber er hatte ihr nicht geglaubt. Er hielt

seinen Handrücken unter seine Nase und sah den Blick in ihren Augen, als er so reagierte, wie sie es von Anfang an von ihm erwartet hatte. »Was haben Sie mit ihm gemacht, Amanda?«

»Nichts. Wenn ich gewußt hätte, daß er da ist, hätte ich ihm geholfen, so wie ich Ihnen geholfen habe.«

Sie hatte Harrison in den letzten Stunden erstklassiges Theater vorgespielt, aber schauspielerte sie auch jetzt? Deacon glaubte es nicht, aber er konnte es nicht beurteilen.

»Warum haben Sie Harrison, was mich und Barry anbetraf, belogen?« fragte er, während er alle Fenster öffnete, um die eisige Luft hereinzulassen. Alles war besser als der widerwärtige süßliche Geruch des Todes.

Sie schüttelte den Kopf, nicht fähig, auf den plötzlichen Richtungswechsel zu reagieren.

»Haben die Streeters recht? Haben Sie und Nigel den Schwindel ausgeheckt und dann James ermordet?«

Sie senkte das Taschentuch. »James hat den Betrug begangen. Das weiß jeder außer seiner Familie. Sie waren so stolz darauf, wie weit er es gebracht hatte, daß sie vergaßen, wie er wirklich war. Er hat sie verabscheut, er hat sie gemieden wie die Pest, um nur ja nicht mit ihrer Armut und Kleinkrämerei in Berührung zu kommen.« Ihr Ton war sehr bitter. »Er war immer hinter dem Geld her wie der Teufel hinter der armen Seele, immer auf einen Insidertip für Aktien aus, die über Nacht ihren Wert verdoppeln würden. Nie in meinem Leben war ich weniger überrascht als an dem Tag, an dem ich von der Polizei hörte, daß er zehn Millionen Pfund unterschlagen hatte.«

»Woher hatte er das Fachwissen, um das EDV-System zu überlisten? Hat Marianne Filbert ihm geholfen?«

Amanda zuckte die Achseln. »So muß es wohl gewesen sein. Wen gab es denn sonst noch?«

»Nigel de Vriess?« meinte er. »Es ist doch mehr als seltsam, daß er die Firma Softworks nach James' und Mariannes

Verschwinden aufgekauft hat.«

Sie legte den Kopf an die Sessellehne. »Wenn Nigel beteiligt war«, sagte sie müde, »hat er seine Spuren außerordentlich gut verwischt. Er wurde so genau unter die Lupe genommen wie alle anderen, aber alle Indizien deuteten auf James hin. Es tut mir leid, daß die Streeters das nicht sehen wollen, aber es ist die Wahrheit.«

»Wenn Ihre Abneigung gegen James so stark ist, warum sind Sie dann noch mit ihm verheiratet?«

»Ich wollte nicht noch mehr öffentlichen Wirbel. Und warum hätte ich mich scheiden lassen sollen, da ich ja nicht wieder heiraten wollte?« Ganz unerwartet lächelte sie. »Es gibt für alles eine einfache Erklärung, Mr. Deacon, selbst für dieses Haus. Lowndes, das Unternehmen, das die Wohnanlage in Teddington errichtet hat, hat auch diese Anlage hier gebaut. Ich habe einen simplen Tausch mit den Leuten ausgehandelt. Ich habe ihnen das Eigentum an dem Anwesen in Teddington überschrieben und dafür das Eigentum an diesem Haus bekommen. Und die sind mit dem Geschäft um einiges besser gefahren als ich. Der Umbau der Schule war eine Kleinigkeit, weil ich bereits alle Zeichnungen angefertigt und die Baugenehmigung erwirkt hatte. Die Wohnungen waren schon verkauft, bevor sie fertig waren. Mit dem Verkauf dieser Häuser hier hatte Lowndes weit mehr Schwierigkeiten; sie waren zu teuer, und der Immobilienmarkt war 1991 im Keller. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber ich habe den Leuten einen Gefallen getan, als ich ihnen das Haus hier abgenommen habe.« Der bittere Tonfall schlich sich wieder in ihre Stimme. »Wenn die Bank nicht gedroht hätte, mir wegen der Sache mit James den Boden unter den Füßen wegzuziehen, hätte ich mit dem Umbau weit mehr verdient als mit der Übernahme dieses Hauses.«

Waren Erklärungen jemals so einfach? Warum hatte sie nicht energischer darum gekämpft, ihr Projekt durchzubringen? Sie

war doch weiß Gott nicht von gestern. *Und nachdem sie sich von dem Verdacht reingewaschen hatte, an der Unterschlagung beteiligt gewesen zu sein ...*

»Sie haben mir erzählt, Billy hätte sein Quartier immer möglichst nah am Fluß aufgeschlagen«, sagte er, »aber das gleiche gilt für Sie. Teddington liegt am Fluß. Dieses Haus steht am Fluß. Ihr Büro ist am Fluß. Könnte der Fluß die Verbindung zwischen Ihnen beiden sein?«

Sie hob wieder das Taschentuch zum Mund. Ihr Gesicht war bis auf das Blau ihrer Augen immer noch ohne Farbe. »Wenn ich die Antwort darauf wüßte –« Sie hielt inne. »Ich dachte – also, ich hatte gehofft, es würde genügen zu wissen, wer er wirklich war. Wenn ich den richtigen Namen auf seine Urne setzen könnte ... « Sie schwieg.

»Dann würde er in Frieden ruhen?«

Sie nickte. »Es ist nicht immer so, wissen Sie.« Sie wies zum Fenster. »Es ist schlimmer geworden, seit Sie hier sind.«

»Hat er einmal mit Ihnen gesprochen?«

»Nein.«

»Ich glaube, ich habe ihn gehört«, sagte Deacon sachlich. »Entweder das oder ich habe geträumt. ›Verschlinger deines Vaters, nun erneuert sich die unsagbare Qual‹«, zitierte er. »Das habe ich gehört.«

»Warum sollte Billy das sagen?«

»Ich weiß es nicht. Die Religion hat ihn verfolgt. Ich halte es für möglich, daß er jemanden getötet hat und darum glaubte, er sei verdammt. Sowohl er als auch seine Frau scheinen die Hölle als ihr unausweichliches Schicksal gesehen zu haben.«

*Meine eigene Erlösung interessiert mich nicht ... Wessen dann? Veritys? Amandas?*

Er betrachtete sie neugierig. »Anderen predigte er Buße, aber seine eigene Erlösung scheint er in Gestalt einer göttlichen Hand gesehen zu haben, die in den Abgrund der Hölle taucht, um ihn herauszuziehen. Er sagte, es gäbe keinen Weg aus der

Hölle außer durch Gottes Gnade.«

Sie krampfte ihre Finger um das Taschentuch und preßte es fest zusammen. »Was hat das mit mir zu tun?«

Oder mit mir, dachte Deacon. *Warum habe ich das Gefühl, daß mein Schicksal unentwirrbar mit dem Billys verstrickt ist? Er sagte, London sei voller Scheiße ... Ich habe Menschen durch Gewalt sterben sehen ... Das Wasser erinnerte ihn an Blut ... Sie schickt ihre Scheiße den Fluß hinunter, um die unberührten Orte zu verseuchen ...*

»Ich muß mit Nigel de Vriess sprechen«, sagte er abrupt. »Wenn er Billy Ihre Adresse gegeben hat, dann hat Billy ihm vielleicht erklärt, wozu er sie braucht —« Er hielt nachdenklich inne. »Das erklärt allerdings nicht, warum Nigel Sie nicht vor seinem Kommen gewarnt hat.« Er lächelte leicht. »Ich hätte vermutet, daß er Sie nicht mag, Amanda, wenn Barry nicht gesehen hätte, was Sie und er gestern nacht getrieben haben.«

Sie zuckte gleichgültig die Achseln. »Ich traue es Ihrem Freund zu, daß er sich mit krankhaften Phantasien über das, was er gestern nacht durch mein Fenster gesehen hat, wichtig macht. Was er mit meinen Fotos angestellt hat, war ekelhaft. Selbst Sie müssen zugeben, daß er ein unzuverlässiger Zeuge ist.«

Deacon zog seinen Mantel um sich. Es war sehr kalt, auch wenn Amanda es nicht zu spüren schien. »Nein, das tue ich nicht. Er ist absolut zuverlässig, wenn es um Visuelles geht. Ist die Theorie der Streeters zutreffend? Ist es deshalb so wichtig zu bestreiten, daß Nigel de Vriess hier war?«

»Das haben Sie mich schon einmal gefragt, und ich habe Ihnen bereits geantwortet.«

»Haben Sie de Vriess' Telefonnummer?«

»Natürlich nicht. Ich habe ihn seit fünf Jahren nicht mehr gesehen.«

Er lachte leise. »Dann hoffe ich für Sie, daß er ebensogut lügt wie Sie. Sonst werden Sie nämlich keine gute Figur

machen, und das paßt gar nicht zu Ihrem Stil.« Er hob die Hand zum Abschied. »Fröhliche Weihnachten, Amanda.«

»Fröhliche Weihnachten, Mr. Deacon.« Sie hielt ihm sein Taschentuch hin.

»Behalten Sie es«, sagte er. »Ich denke, Sie werden es dringender brauchen als ich.«

Terry Dalton(14) Lebte seit 1993 mit Billy	Cadogan-Square-Haus v. Geoffrey-Standish?	Paris Botschaft Peter Fenton
Tom Beale (68)	verh. (1956)	verh. (1980)
Lebte seit? mit Billy	Verity (1937-1988)	
		Anthony & Marilyn
Die Lagerhalle (wie lange leer?) SELSTMORD	HÖLLE	IDENTITÄT
	Peter Fenton/Billy Blake (45) (Winchester, Cambridge, AA) (1950-1995) (Verschw. 3.7. 1988) Tod Geoffrey Standish 10.3. 71 - 30 km v. Cambridge entfernt	
Themse	MORD	Nigel de Vriess (48) (Softworks/DVS/ verließ Lowenstein 1990)
		Amanda Streeter-Powell verh. (1986) James Streeter (44) (verschw. 27. 4. 1990)
	GELD	
W. F. Meredith(Architekten) Wohnanlage Teddington Thamesbank Estate (Einzug Amanda 1991) (gekommen von wo?)		Bankhaus Lowenstein Marianne Filbert (nach USA 1989) (verschw. April 1990) Wo war Billy im April 1990?

»Ich glaub', ihr beide haltet mich für blöd, du und Mike«, sagte Terry. Er hatte sich wieder auf das Sofa gelümmelt und öffnete eine neue Dose Bier. »Ich kauf euch doch diesen Quatsch nicht ab, daß du nur wissen wolltest, wie Amanda in Wirklichkeit aussieht. Ich seh' genau, wie du Mike immer ansiehst, und ich seh' auch, wie er dich anschaut. Du willst was von ihm, aber er nichts von dir.«

Barry konnte ihm nicht ins Gesicht sehen. »Ich verstehe überhaupt nicht, wovon du sprichst«, sagte er.

»Tu doch nicht so! Du bist schwul, Barry. Also, was wolltest du bei Amanda? Und warum haben die Bullen dich kassiert?« Er steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und rollte sie mit der Zungenspitze hin und her. »Willst du wissen, was ich glaube? Ich glaube, du bist beim Saufen mit mir und Mike in Fahrt gekommen und dann bist du losgezogen, um die Konkurrenz 'n bißchen zu schädigen. Gib's zu, es stinkt dir, daß Amanda ihn mehr anmacht als du. Stimmt's, oder hab' ich recht?«

Barry beugte sich vor und stellte den Fernsehapparat lauter. »Ich will nicht mit dir reden«, sagte er.

»Das kann ich mir denken. Du könntest ja was zu hören kriegen, was du nicht hören willst, wie zum Beispiel, daß Mike gar nicht so unerreichbar ist, wie er tut.« Seine Lippen verengten sich zu einer grausamen schmalen Linie, als er seine Zigarette anzündete. »Auf mich ist er jedenfalls verdammt scharf.«

Barry sagte nichts.

»Und wie sieht's bei dir aus? Du bist auch scharf auf mich, richtig? Du bist mir ganz schön auf die Pelle gerückt gestern abend, als wir die Fotos angeguckt haben.« Er stützte sich auf einen Ellbogen und trank schlürfend von seinem Bier.

»Bitte red nicht so.«

»Warum denn nicht?« fragte der Junge mit einem höhnischen Grinsen. »Das findest du doch aufregend,

stimmt's?«

Barry bezweifelte, daß je irgend etwas ihn wieder erregen würde. Furcht war das einzige Gefühl, das er jetzt noch kannte. Er hätte sich auf seinen ersten Eindruck, daß Terry ein gemeiner Rowdy war, verlassen sollen, dann wäre ihm diese schreckliche Enttäuschung erspart geblieben. Er nahm seine Brille ab und starre blind auf den Bildschirm. »Wenn ich ein anderer Mensch wäre – einer, der mutiger ist«, sagte er nach einer kleinen Pause, »würde ich dir schon zeigen, wo's langgeht. Nicht meinetwegen, sondern Mikes wegen. Was du über mich sagst, ist mir egal, ich bin es gewöhnt, daß die Leute hinter meinem Rücken über mich reden, aber Mike hat etwas Besseres verdient. Das Traurige ist, daß er dich für einen anständigen Jungen hält.« Er drückte seinen Nasenrücken mit den Fingern zusammen, um die Tränen zurückzuhalten. »Aber er könnte sich nicht mehr täuschen, stimmt's?«

»Also, du brauchst mir gar nichts von Anstand zu erzählen! Dich haben sie doch höchstwahrscheinlich geschnappt, weil du die Sau rausgelassen hast.«

»Hast du Billys Freundschaft auch so mißbraucht wie Mikes?«

»Wenn ich wüßte, was das heißen soll, könnt' ich's dir vielleicht sagen.«

»Ach ja, das hatte ich vergessen. Du bist nicht nur verabscheugwürdig, sondern auch Ignorant.«

Terry grinste. »Paß lieber auf, was du sagst, Barry. Schwule können mir keine angst machen.« Er blies verächtlich eine Rauchwolke in Barrys Richtung.

»Laß das«, sagte Barry erstickt. »Ich habe Asthma.«

»Mir kommen gleich die Tränen. Wenn du nicht so 'ne Tunte wärst, hättest du mir längst eine runtergehauen. Hast du eigentlich überhaupt keinen Mumm?«

Er war völlig unvorbereitet auf die Geschwindigkeit, mit der Barry sich auf ihn stürzte, und gleichermaßen unvorbereitet auf

Gewicht und Kraft des kleinen und linkisch wirkenden Mannes. Während er, Barrys Hände an seinem Hals und Barrys massives Knie auf seiner Brust, keuchend um Atem rang, wurde ihm klar, daß er mit seiner Vergewaltigungsnummer an den Falschen geraten war. Er suchte verzweifelt Barrys blinde Augen und sah nur Wahnsinn.

»Wo ist Terry?« fragte Deacon, als er in die Wohnung kam.

»In seinem Zimmer.«

»Schläft er?«

»Wahrscheinlich. Er ist vor einer halben Stunde verschwunden. Möchtest du irgendwas, Mike? Kaffee? Oder ein Bier?«

Deacon sah sich im Zimmer um, bemerkte Terrys Zigaretten auf dem Boden und den Bierfleck auf dem Teppich und fragte: »Was war hier los?«

Barrys Blick folgte dem seinen. »Tut mir leid, er hat aus Versehen die Dose umgestoßen. Er ist müde, Mike. Vergiß nicht, daß er erst vierzehn ist.«

»War er frech zu dir?«

»Es wäre mir lieber, das fragst du ihn selbst.«

»Okay. Wie wär's mit Kaffee? Ich seh' nach dem Jungen, während du ihn machst.« Er wartete, bis Barry in der Küche verschwunden war, dann ging er durch den Flur und klopfte sachte an der Tür des Gästezimmers.

»Wenn du das bist, du Möderschwein«, erklang Terrys argwöhnische Stimme von der anderen Seite, »kannst du gleich wieder abhauen. Ich komm' erst raus, wenn Mike wieder da ist.«

»Ich bin da.«

»Mann«, rief der Junge und riß die Tür auf, »bin ich froh, dich zu sehen. Barry ist total ausgerastet. Er wollte mich umbringen.« Er berührte seinen Hals. »Schau dir das an. Da sieht man noch die Fingerabdrücke.«

»Scheußlich«, sagte Deacon, als er die roten Male am Hals des Jungen musterte. »Warum hat er das getan?«

»Weil er ein Irrer ist, darum.« Terry streckte den Kopf ängstlich zur Tür hinaus. »Von Rechts wegen sollte ich dem die Bullen auf den Hals hetzen. Der ist echt gefährlich.«

»Und was hindert dich daran?« Deacons Augen verengten sich. »Als Denning durchgedreht ist, warst du doch auch nicht so schüchtern.«

»Das war was anderes.«

»Du meinst, Denning hatte keinen Grund, Walt anzugreifen, Barry dagegen hatte sehr gute Gründe, dich anzugreifen? Du bist ein Dummkopf, Terry. Ich hab' dir gesagt, du sollst dich benehmen, solange ich weg bin. Wenn du nicht bereit bist, Barry mit Respekt zu behandeln, dann gehst du am besten gleich.«

»Woher willst du wissen, daß nicht er angefangen hat?«

»Das ist das Gesetz des Dschungels. Kaninchen greifen Wiesel nicht an, wenn sie nicht in höchster Gefahr sind. Außerdem bist du noch am Leben, was du nicht wärst, wenn Barry ein Wahnsinniger wäre.« Er machte Anstalten zu gehen.

»Du hast die Wahl, Goldjunge«, sagte er über seine Schulter hinweg. »Du kannst dich entschuldigen oder du kannst gehen.«

»Ich entschuldige mich nicht bei 'nem Perversen. *Er* wollte doch mich umbringen.«

Deacon drehte sich um. »Du hast von Billy gar nichts gelernt, wie?« sagte er müde. »Er hat seine Hand ins Feuer gehalten, um dir zu zeigen, welche Gefahren hinter der unkontrollierbaren Wut lauern, sei es für dich oder für andere, aber du warst zu dummkopfig, um es zu verstehen. Ich glaube, ich verschwende meine Zeit mit dir. Genau wie er. Am besten fängst du gleich an zu packen.«

Sehr kleinlaut kam Terry zehn Minuten später zu ihnen in die Küche. Seine Augen waren verräterisch gerötet, und sein Gang war nicht so aufreizend wie sonst. Deacon, der an seiner

Übersichtstafel herumbastelte, blickte mit ausdrucksloser Miene kurz auf und kehrte zu seiner Arbeit zurück. Terry streckte Barry seine große knochige Hand hin. »Tut mir echt leid, Kumpel«, sagte er. »Ich hab' Mist gebaut. Alles wieder okay?«

Barry, der von Deacon unbeachtet still und voller Unbehagen dagesessen hatte, nahm überrascht die Hand. »Ich glaube« – er blickte auf die Male an Terrys Hals –, »ich bin derjenige, der sich entschuldigen muß.«

»Nee, Mike hat schon recht. Ich hab' dich soweit getrieben. Du hast mehr Mumm, als du glaubst. Du hast gesagt, du würdest mir zeigen, wo's langgeht, und das hast du getan.«

Barry schien ihm schon zustimmen zu wollen, als er Deacons Blick auffing und sich anders besann. Das einzige, was Deacon seit seiner Rückkehr in die Küche zu ihm gesagt hatte, war: »Es ist mir gleich, wie sehr er dich provoziert hat, Barry, aber wenn du noch einmal eine Hand gegen ein Kind erhebst, nehm' ich dich auseinander.«

Jetzt wies Deacon auf einen freien Stuhl und schob seine Übersichtstafel zur Seite. »Setz dich«, sagte er und hielt einen Moment inne, um dem Läuten der Glocken zur Mitternachtsmesse zu lauschen. »Vielleicht hätten wir zur Kirche gehen sollen«, meinte er mit einer Kopfbewegung zum Fenster. »Als ich ein Kind war, sind wir jedes Jahr zur Mitternachtsmesse gegangen. Es war, soweit ich mich erinnern kann, der einzige Moment, wo wir uns wie eine normale Familie verhielten.«

Terry, froh über dieses Waffenstillstandsangebot, wurde wieder munterer. »Seid ihr auch in der Nacht gegangen, als dein Dad sich erschossen hat?«

Deacon mußte über Barrys entsetztes Gesicht lächeln, aber das Entsetzen galt, so vermutete er, Terrys Mangel an Sensibilität und nicht dem Tod seines Vaters. »Nein. Wenn wir gegangen wären, hätte er es nicht getan. Wir sind nicht mehr

zur Kirche gegangen, als meine Eltern aufhörten, miteinander zu reden.«

»Billy hat oft gesagt, gemeinsames Gebet hält die Familie zusammen.«

Deacon antwortete nicht, weil er dem Jungen die Illusion nicht rauben wollte. Er dachte oft, daß es die angestaute Enttäuschung über tausend unerhörte Gebete gewesen war, die zum Zerfall seiner Familie geführt hatte. *Bitte, lieber Gott, gib, daß Pa nett zu meinen Freunden ist ... Bitte, lieber Gott, laß Pa krank sein, damit er nicht zum Sportfest kommen kann ... Bitte, lieber Gott, laß Pa sterben ...*

»Mein Vater war Atheist«, bemerkte Barry entschuldigend, als wollte auch er den Jungen nicht desillusionieren.

»Lebt er nicht mehr?« fragte Terry.

»Nein, er ist an einem Herzinfarkt gestorben, als ich zehn war.« Barry seufzte. »Es war sehr traurig. Meine Mutter hat sich danach völlig verändert. Sie war immer so vergnügt, aber jetzt – na ja, das schlimme ist, daß ich meinem Vater so ähnlich sehe. Ich glaube, das nimmt sie mir übel.«

Das Gespräch geriet ins Stocken, und sie lauschten schweigend dem Läuten der Glocken. Deacon bedauerte es, Erinnerungen wachgerufen zu haben, wenn es auch in bester Absicht geschehen war. In zwanzig Jahren war er den schrecklichen Anblick des blutbespritzten Arbeitszimmers und des formlosen Bündels, das einst sein Vater gewesen war, nicht losgeworden. Selbstmord, dachte er, war die unverzeihlichste Todesart, weil einem keine Zeit vergönnt wurde, sich auf den Schock des Verlustes vorzubereiten. Aller Schmerz, den er vielleicht empfunden hatte, war in Ekel untergegangen, als er Blut und Gehirn seines Vaters von Wänden, Bildern, Regalen und Büchern gewischt hatte.

Unwillkürlich mußte er an jenen anderen Selbstmord denken. »Ich möchte wissen, warum Verity sich erhängt hat«, murmelte er.

»Ich glaub' nicht, daß sie's selbst getan hat«, sagte Terry.  
»Ich glaub', daß Billy sie umgebracht hat. Das hätte mehr als gereicht, ihn in den Wahnsinn zu treiben.«

Deacon schüttelte den Kopf. »Das hat die Polizei doch als allererstes untersucht. Die Indizien für einen Selbstmord müssen sehr überzeugend gewesen sein.«

»Ich könnte mir denken, daß Anne Cattrell recht hat«, sagte Barry. »Wenn Verity durch Zufall erfahren hat, daß sie den Mörder ihres Mannes geheiratet hat, wäre das für sie nicht Grund genug gewesen, sich das Leben zu nehmen?«

»Das leuchtet mir nicht ein. Sie hat Geoffrey Standish gehaßt.« Deacon starrte einen Moment nachdenklich ins Leere. »Roger Hydes Buch zufolge glaubte ihr Sohn, sie hätte eine Affäre gehabt.« Er kreiste Veritys Namen ein und zog eine Verbindungsline zu James Streeter hinunter. »Wie wär's damit? Überlegt mal, wie ähnlich James und Peter einander waren. Sie hätte James allein schon vom Äußeren her attraktiv gefunden. Das wäre eine Erklärung für Billys Interesse an Amandas Adresse.«

»Du meinst, er wollte sich rächen?« fragte Terry zweifelnd.  
»Das glaub' ich nicht, Mike. Erstens hätte er sich an der falschen Person gerächt, und zweitens kann nicht mal Rache schmecken, wenn sie so eiskalt geworden ist.«

Deacon lachte. Er würde dem Jungen nie sagen, wie sehr er die Courage bewunderte, die er soeben bei der Versöhnung mit Barry gezeigt hatte, aber das hieß nicht, daß die Bewunderung nicht vorhanden war. *Ähnlichkeiten mit seiner Beziehung zu seiner Mutter? Letztendlich war vielleicht gerade verborgene Liebe um so stärker. Clara hatte bis zu dem Tag, an dem sie ihn verlassen hatte, nicht aufgehört, ihm ihre Liebe zu beteuern.*

»Na schön, du Schlaumeier, mach einen besseren Vorschlag.«

»Hab' ich nicht. Ich denke einfach, es war alles Schicksal.

Amanda hätte mit jedem Journalisten reden können, aber sie hat sich genau den rausgesucht, der sich da so reinhängt, daß die Geschichte am Kochen bleibt. Und du hast selbst gesagt, daß du mit Billy schicksalhaft verbunden bist.«

»Sie hat mich nicht ausgesucht«, widersprach Deacon. »Ich habe sie ausgesucht, oder, genauer gesagt, mein Chef hat sie ausgesucht und mich gegen meinen Willen zu einem Interview mit ihr losgeschickt. Je nachdem, was sie zu erreichen hoffte, war es entweder Glück oder Pech für sie, daß sich manche Ereignisse in Billys Leben schwach in meinem Leben reflektieren.«

Doch so leicht war Terry nicht von seiner Meinung abzubringen. »Denk an mich. Ich hätt' dich nie wegen Billy angerufen, aber dann mußte ich es tun, wegen Walt. Und wenn Mr. Harrison Tom nicht erkannt hätte, hätte ich auch keine Angst gehabt, daß er mich in die Pfanne haut, und wenn du den alten Lawrence nicht getroffen hättest und ihn überredet hättest, uns zu helfen, hätte der dir keinen Vortrag über elterliche Fürsorge gehalten« – er machte eine Pause, um Luft zu holen –, »und dann wär' ich jetzt nicht hier. Und Barry hätte nicht gesoffen und wär' dann sternhagelvoll rausgefahren zu Amanda, und wir wüßten nicht, daß Nigel de Vriess immer noch was mit ihr hat. Wenn das nicht Schicksal ist!« schloß er triumphierend. »Hab' ich recht, Barry?«

Barry senkte den Kopf, um seine Brille abzunehmen. Er war so erschöpft nach den emotionalen Stürmen der letzten vierundzwanzig Stunden, daß es ihm immer schwerer fiel, dem Gespräch zu folgen. »Das kommt wahrscheinlich darauf an, ob man glaubt, daß alles Zufall ist, wie mein Vater das glaubte«, sagte er langsam. »Er war überzeugt, daß das Leben keinen anderen Sinn hätte als die Erhaltung der Art und daß man diese sinnlose Existenz entweder leidend ertragen oder sich an ihr erfreuen könne. Aber um sich an ihr zu freuen, müsse man vorausplanen, um das Risiko unangenehmer Zwischenfälle zu

verringern.« Er lächelte wehmütig. »Und dann ist er an einem Herzinfarkt gestorben.«

»Bist du seiner Meinung?« fragte Deacon neugierig.

»O nein, ich stimme mit Terry überein. Ich glaube, das Schicksal spielt im Geschick jedes einzelnen eine Rolle.« Er setzte seine Brille wieder auf und verkroch sich nervös hinter ihr. »Meiner Ansicht nach spielt es gar keine Rolle, warum Verity sich das Leben genommen hat, jedenfalls nicht im Hinblick auf Amanda Powell.« Er tippte mit einem kurzen, dicken Finger auf Deacons Tafel, dorthin, wo die Frage stand: Wo war Billy im April 1990? »Das ist Billy Blakes Schicksal, nicht Peter Fentons. Peter Fenton ist 1988 gestorben.«

Die Glocken draußen schwiegen, als der erste Weihnachtsfeiertag anbrach.

Seltsame Träume suchten Deacon in dieser Nacht heim. Er schrieb es der Tatsache zu, daß er zum Schlafen das Sofa vorgezogen hatte, um Terry und Barry sicher hinter verschlossenen Türen zu wissen. Aber später dachte er manchmal, es sei zu einfach, zu behaupten, daß die unruhige Nacht im Zusammenspiel mit unbewußten Ängsten vor falschen Beschuldigungen, versuchter Vergewaltigung und Erinnerungen an seinen Vater dazu geführt habe, daß er von einem blutüberströmt James Streeter träumte.

Um vier Uhr morgens fuhr er wild um sich schlagend aus dem Schlaf, überwältigt von dem Wissen, daß *er* James war und Sekunden vor dem letzten wuchtigen Schlag, der ihn töten würde, erwacht war. Sein Gesicht war in Schweiß – *Blut?* – gebadet, und sein Herz hämmerte laut in der Stille der Nacht. *Und als des Herzens Schlag begann, welch Schreckensfuß, welche Schreckenshand ... War das ein Traum? Der Vater weinte, die Mutter gellt! So sprang ich in die rauhe Welt ... Wer bin ich? Verschlänger deines Vaters, nun erneuert sich die unsagbare Qual ...*

Es zeigte sich bald, daß das alte Sprichwort »Viele Köche

verderben den Brei« nur zu wahr war. Barry war zunächst durchaus geduldig, aber angesichts Deacons und Terrys Inkompetenz in der Küche entwickelte er sich mit zunehmender Gereiztheit schlichtweg zum Tyrannen. »Meine Mutter würde dir den Kopf abreißen, wenn sie das sähe«, bemerkte er bissig und schob Deacon kurzerhand von einer Schüssel mit klebriger Füllung weg, um diese in die Spülle zu stellen.

»Wie soll ich's denn richtig machen, wenn ich keinen Meßbecher habe?« erkundigte sich Deacon beleidigt.

»Gebrauch dein Hirn und gib das Wasser ein bißchen langsamer dazu«, bemerkte Barry, während er das glitschige Zeug in ein Sieb drückte, um die überschüssige Flüssigkeit abtropfen zu lassen. »Es wird dich vielleicht überraschen, Mike, aber Füllung *gießt* man nicht in den Truthahn, man *stopft* sie hinein.«

»Ja, ist ja schon gut, ich hab's kapiert.«

»Ich hab' dir gleich gesagt, daß er nicht kochen kann«, bemerkte Terry selbstgefällig.

Aber Barry ließ auch ihn nicht ungeschoren. Er nahm einen winzigen Rosenkohl von dem mageren Häufchen auf der Arbeitsplatte. »Was soll denn das sein?« fragte er.

»Das ist ein Rosenkohl.«

»Falsch. Das *war* ein Rosenkohl. Jetzt ist es eine Erbse. Wenn ich sage, zupf die äußeren Blätter ab, dann meine ich eine Schicht, nicht gleich die nächsten zwei Zentimeter. Wir wollen die Dinger essen und nicht mit einem Glas Wasser schlucken.«

»Du brauchst einen Drink«, stellte Deacons kahlköpfiger Schützling prosaisch fest. »Du bist ja ungenießbar, wenn du nüchtern bist.«

»Einen Drink?« quietschte Barry entrüstet. »Es ist neun Uhr morgens, und wir haben noch nicht mal den Puter im Rohr.« Mit dramatischer Gebärde wies er zur Küchentür. »Hinaus mit

euch! Alle beide«, befahl er. »Sonst könnt ihr euer Mittagessen vergessen.«

Deacon schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Ich habe Lawrence Greenhill eingeladen. Der wäre schrecklich enttäuscht, wenn es nichts zu essen gäbe.« Er sah, wie Barrys Kopf von Zornesröte überflutet wurde, und wedelte beschwichtigend mit beiden Händen, während er sich zur Küchentür zurückzog. »Nur keine Panik. Er ist ein prima Kerl. Er wird dir gefallen. Es macht ihm bestimmt nichts aus, ein bißchen zu warten, wenn das Essen nicht Punkt eins fertig ist. Paß auf, ich hab' eine Idee«, sagte er, als wäre er derjenige, der den Einfall gehabt hatte. »Terry und ich machen uns hier dünn, dann kannst du nach Belieben schalten und walten, okay? Wir sind um zwölf zum Tischdecken wieder da.«

»Klasse«, sagte Terry und hob beide Daumen in die Luft. »Prost, Barry. Hauptsache, du machst 'n Haufen Bratkartoffeln, die esse ich nämlich am liebsten.«

Deacon packte ihn beim Kragen und stieß ihn zur Tür hinaus, ehe ihr Küchenchef explodieren konnte.

»Wo fahren wir hin?« fragte Terry, als sie in den Wagen stiegen. »Wir haben drei Stunden Zeit.«

»Erst stochern wir mal ein bißchen im Wespennest rum.« Deacon griff nach seinem Autotelefon und wählte die Auskunft. »Ja, die Nummer von Nigel de Vriess bitte, Halcombe House bei Andover. Danke.« Er zog einen Stift aus seiner Innentasche und schrieb die Nummer auf die Manschette seines Hemdes, ehe er das Telefon ausschaltete.

»Was hast du vor?«

»Ich werde ihn anrufen und fragen, was er Samstag nacht bei Amanda Powell zu suchen hatte.«

»Und wenn seine Frau drangeht?«

»Dann wird das Gespräch noch interessanter.«

»Du bist echt grausam. Es ist doch Weihnachten.«

Deacon lachte. »Ich glaube nicht, daß de Vriess oder seine

Frau sich melden werden. Es ist sicher die Nummer seiner Sekretärin. Leute wie de Vriess haben Geheimnummern.« Er sah mit zusammengekniffenen Augen auf seine Manschette hinunter und wählte. »Und wenn sich wirklich Fiona meldet, leg' ich auf«, versprach er, das Telefon an sein Ohr drückend. »Hallo?« Seine Stimme klang überrascht. »Spreche ich mit Nigel de Vriess? ... Ist er zu sprechen? ... Ach, er ist nicht da? ... Ja, es ist wichtig. Ich versuche schon seit Freitag, ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit zu erreichen ... Mein Name ist Michael Deacon ... Nein, ich telefoniere vom Auto aus ...« Eine lange Pause. »Wäre es möglich, mit seiner Frau zu sprechen? ... Können Sie mir sagen, unter welcher Nummer ich Nigel erreichen kann? ... Aber dann können Sie mir vielleicht sagen, wann er zurück sein wird ... Meine Privatnummer zu Hause? Ja, dort bin ich ab Mittag wieder zu erreichen. Danke.« Er gab seine Telefonnummer an und legte auf. Mit einem nachdenklichen Stirnrunzeln sah er Terry an. »Nigel ist für ein paar Tage verreist, und seine Frau fühlt sich nicht wohl.«

»So ein Schwein! Wetten, der hat das arme Luder wegen Amanda sitzengelassen?«

Deacon trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad. »Wetten, daß ich eben mit einem Polizeibeamten gesprochen habe? Ich glaube allerdings nicht, daß man die Polizei holt, nur weil der als Schürzenjäger bekannte Ehemann was mit einer anderen Frau hat.«

»Wieso glaubst du, daß es 'n Bulle war?«

»Er war einfach zu geschickt. Er hat mich unterbrochen, als ich meinen Namen nannte, um zu sehen, ob er der Person, die bei ihm im Zimmer war, etwas sagt.«

»Kann doch auch 'n Butler gewesen sein. So reiche Leute haben oft Butler.«

Deacon ließ den Motor an. »Ein Butler meldet sich normalerweise erst einmal«, sagte er, »aber der andere hat sich

ausgeschwiegen, bis ich nach Nigel de Vriess fragte.« Er fuhr los. »Was meinst du, ist er getürmt?«

»Wie James?«

»Ja.«

»Aber warum?«

»Weil Amanda ihn gewarnt hat, daß Barry ihn bei ihr im Haus gesehen hat.«

»Warum ist sie dann nicht auch abgehauen?«

Deacon fiel der Koffer ein, den er in ihrer Diele gesehen hatte. »Vielleicht hat sie das ja inzwischen getan«, sagte er grimmig. »Wir werden es gleich wissen.«

Sie fuhren zum Thamesbank Estate und parkten gegenüber von Amandas Haus. Es wirkte verlassen. Die Vorhänge waren offen, aber drinnen brannte, obwohl der Morgen düster war, kein Licht, und ihr Wagen, der sonst immer vor der Garage stand, war weg.

»Vielleicht ist sie in der Kirche«, sagte Terry ohne Überzeugung.

»Du bleibst hier«, befahl Deacon. »Ich geh' mal rüber und schau' durchs Wohnzimmerfenster.«

»Klar, vergiß nur nicht, was Barry passiert ist, als er das getan hat«, sagte der Junge verdrossen. »Wenn die Nachbarn dich sehen, landen wir noch auf dem Revier und müssen 'nen Haufen Fragen beantworten, und ich hab' keine Lust, schon den zweiten Tag auf mein Mittagessen zu verzichten.«

»Ich bin gleich wieder da.« Und tatsächlich war er nach fünf Minuten zurück. »Nirgends eine Spur von ihr.« Er rutschte wieder hinter das Steuer und nestelte seine Zigaretten heraus. »Was, zum Teufel, soll ich jetzt tun?«

»Nichts«, sagte Terry entschieden. »Sollen sich die Bullen die Zähne dran ausbeißen. Ich meine, du stehst doch höchstens blöd da, wenn du denen jetzt erzählst, Nigel und Amanda wären abgehauen, und in Wirklichkeit machen die zwei sich nur 'n paar heiße Nächte in irgend 'nem Hotel. Die Frau geht

dir echt unter die Haut, ich weiß nur nicht, ob du total scharf auf sie bist oder glaubst, sie war 'n ganz ausgefuchstes Luder. Wenn ich's mir recht überlege, schätz' ich mal, du bist scharf auf sie, weil's dir offensichtlich unheimlich stinkt, daß sie immer noch mit Nigel bumst.« Er warf einen boshaften Blick auf Deacon. »Jedesmal, wenn wir davon reden, schaust du aus, als würdest du in 'ne Zitrone beißen.«

Deacon biß nicht an. »Die Häuser hier sehen alle gleich aus und ihres ist das zehnte. Warum hat sich Billy gerade ihres ausgesucht?«

»Weil das Garagentor offen war.«

»Bei Nummer acht ist es jetzt auch offen.«

»Na und? Als Billy hier war, war's nicht offen.«

Deacon sah ihn an. »Woher weißt du das?«

Es trat eine kleine Pause ein, bevor Terry antwortete. »Ich rate. Hör mal, willst du den ganzen Tag hier hockenbleiben, oder was? Barry freut sich bestimmt nicht, wenn Lawrence aufkreuzt und wir noch nicht da sind.«

Trotz Terrys Protest fuhr Deacon beim Polizeirevier vorbei, um nach Sergeant Harrisons privater Telefonnummer zu fragen. Der Herr beliebe wohl zu scherzen? Glaubte er etwa, man würde die Privatnummern der Beamten an jeden herausgeben, der sie gerade haben wollte? Hatte er vergessen, daß dies der erste Weihnachtsfeiertag war und Polizeibeamte genau wie jeder gewöhnliche Sterbliche froh und dankbar für das bißchen Ruhe im Kreis ihrer Familie waren? Deacon ließ nicht locker und gab sich schließlich mit einem Kompromiß zufrieden: Der Beamte versprach, Harrison zu einer vernünftigen Zeit anzurufen und ihm auszurichten, daß Mister Deacon ihn in einer Angelegenheit, die Amanda Streeter und Nigel de Vriess betreffe, dringend sprechen müsse.

»Es ist halb elf.« Deacon tippte auf seine Uhr. »Wieso ist das keine vernünftige Zeit?«

»Manche Leute gehen am ersten Weihnachtsfeiertag zur

Kirche«, lautete die scharfe Antwort.

»Aber die meisten Leute nicht«, murmelte Deacon.

»Um so schlimmer. In einer gottesfürchtigen Gesellschaft gibt es weniger Kriminelle.«

»Und so viele Heuchler, daß man keinem ein Wort glauben kann.«

»Möchten Sie nun, daß ich für Sie anrufe, Sir?«

»Ja, bitte«, sagte Deacon demütig.

Als sie fast zu Hause waren, fuhr Deacon an den Bordstein und schaltete den Motor aus. »Du hast mich angelogen«, sagte er freundlich. »Jetzt würde ich gern die Wahrheit hören.«

Terry war zutiefst gekränkt. »Ich hab' dich nicht angelogen.«

»Ich übergebe dich dem Jugendamt, wenn du nicht schleunigst mit der Wahrheit herausrückst.«

»Das ist Erpressung.«

»Genau.«

»Ich hab' gedacht, du magst mich.«

»Das tue ich auch.«

»Also dann.«

»Also dann was?« fragte Deacon geduldig.

»Ich möchte bei dir bleiben.«

»Ich kann nicht mit einem Lügner unter einem Dach leben.«

»Ja, aber wenn ich die Wahrheit sage, läßt du mich dann bleiben?«

*Es klang wie das merkwürdige schwache Echo eines Satzes, den Barry gestern gesagt hatte. ›Werden sie mich freilassen, wenn ich die Wahrheit sage?‹ ... Aber was war die Wahrheit? ... Verity?*

»Du meinst, bei Kopf gewinnst du, bei Zahl ich?«

»Kapier' ich nicht.«

»Du hast offenbar die letzten drei Tage versucht, dich einzuschleimen, indem du mit der Wahrheit hinterm Berg gehalten hast.« Deacon spielte mit dem Gedanken, auf Terrys Verhalten am vergangenen Abend zurückzukommen, ließ es

dann aber bleiben. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß nachträgliche Kritik schmerhaft war und in einem noch andauernden Krieg selten etwas bewirkte.

»Ich hab' einfach gedacht, du brauchst 'n bißchen Zeit, um mich richtig kennenzulernen. Billy hat zwei Monate gebraucht, eh' er gemerkt hat, daß ich für ihn gleich nach einem Stück Brot kam. Und überhaupt kannst du mich jetzt nicht einfach rausschmeißen. Ich kann noch nicht lesen und ich möchte das Geld verdienen, das du mir versprochen hast.«

»Du hast mich bereits ein Vermögen gekostet.«

»Ja, aber du bist reich. Allein schon das Haus von deiner Mutter ist 'n Haufen Geld wert. Da kannst du's dir doch ohne Probleme leisten, noch einen durchzufüttern.«

»Ich habe ihr gesagt, sie soll es verkaufen.«

»Aber das tut sie nicht. Die ist doch total am Boden, weil sie das Testament von deinem Vater zerrissen hat und dein Erbe deiner Schwester gegeben hat. Wenn's soweit ist – ich mein', wenn die paar Monate um sind, von denen sie redet –, wird sie sich einfach hinlegen und sterben. Sie hat sich dazu entschlossen, und du kannst nichts dagegen tun, wenn du ihr nicht 'nen Grund gibst, noch 'n bißchen länger durchzuhalten.«

»Und wie soll ich das anstellen?«

So etwas wie die Weisheit eines alten Mannes glomm in den blassen Augen des Jungen auf. »Billy hat gesagt, daß die Neugier die Menschen am Leben hält, weil wir alle wissen wollen, wie's weitergeht. Und die, die sich umbringen oder sich einfach hinlegen und sterben, bevor ihre Zeit gekommen ist, die meinen, daß es nichts mehr gibt, auf das man neugierig sein kann.« Er sprach sehr ernst. »Du und deine Mutter, ihr habt nichts, worüber ihr reden könntt, außer dieser Sache, die dich so wütend gemacht hat, daß du abgehauen bist. Darum mußt du dafür sorgen, daß sie auch mal über andere Dinge nachdenken kann. Zum Beispiel über mich. Sie wäre bestimmt ganz schön aus dem Häuschen, wenn du ihr erzählst, daß du

mich bei dir behältst. Sie würde den ganzen Tag am Telefon hängen und ihre Nase in unsere Angelegenheiten stecken.«

»Das reicht, um mich endgültig von dieser Idee abzubringen.«

»Bloß, weil du ihr keinen Grund gibst, mit dir zu reden, dann vergehen wieder fünf Jahre. Und das willst du doch genausowenig wie sie.«

»Bist du sicher, daß du erst vierzehn bist?« fragte Deacon argwöhnisch. »Manchmal redest du wie ein Vierzigjähriger.«

Terry war beleidigt. »Ich bin eben reif für mein Alter. Außerdem werd' ich bald fünfzehn.«

»Das Jugendamt würde niemals erlauben, daß du bei mir bleibst«, sagte Deacon und gab ihm eine Zigarette. »Wenn ich auch nur das geringste Interesse zeigen würde, für dich zu sorgen, würden die mich als Pädophilen abstempeln. Heutzutage ist es gefährlich, sich als erwachsener Mann für jemanden unter sechzehn zu interessieren.« Er gab Terry Feuer. »Außerdem bin ich ein verantwortungsloser Mensch. Zum Beispiel sollte ich dir überhaupt nicht erlauben zu rauchen.«

»Ach, vergiß es doch. Billy hat nie so 'n Geschiß gemacht. Der hat mich einfach aufgenommen wie seinen verlorenen Sohn. Ich verlang' ja gar nicht, daß du mich adoptierst, und wahrscheinlich bin ich in zwei Monaten sowieso wieder weg. Ich will nur noch 'ne kleine Weile bleiben, damit ich lesen lernen kann und weil ich Mrs. D. wiedersehen möchte. Wir leben doch in 'nem freien Land, und wenn du sonst keinen Quatsch machst, außer daß du einem Obdachlosen ein Bett gibst, wieso sollten sich dann die Leute vom Jugendamt einmischen?«

»Weil sie dafür bezahlt werden«, antwortete Deacon zynisch. »Was glaubst du wohl, was mich das kostet, einen Riesenkerl wie dich wochenlang durchzufüttern und mit Kleidung, Bier und Zigaretten zu versorgen?«

»Ich kann ja betteln gehen. Da kommt wieder was rein.«

»Kommt nicht in Frage. Ich will weder einen Bettler in meiner Wohnung haben noch einen Analphabeten. Du brauchst dringend eine ordentliche Schulbildung.« *Sag's nicht, Deacon* ... »Du wirst mich in den Bankrott treiben, wahrscheinlich ins Gefängnis bringen, und dann machst du dich aus dem Staub, und ich frag' mich, was, zum Teufel, eigentlich über mich gekommen ist.«

»So bin ich nicht. Billy hab' ich auch nicht im Stich gelassen. Und den zu mögen war viel schwerer, als dich zu mögen.«

Deacon sah ihn an. »Wenn du auch nur eine einzige Dummheit machst und mich beim Jugendamt oder der Polizei in Schwierigkeiten bringst, wirst du dein blaues Wunder erleben, sobald ich aus dem Gefängnis raus bin. Abgemacht?« Er bot dem Jungen die Hand.

Terry schlug aufgeregt ein. »Abgemacht. So, kann ich jetzt Mrs. D. anrufen und ihr fröhliche Weihnachten wünschen?« Er griff schon zum Telefon. »Was hat sie für 'ne Nummer?«

Deacon sagte sie ihm. »Du magst sie, nicht wahr?« fragte er neugierig.

»Sie ist 'ne ältere Ausgabe von dir«, antwortete Terry sachlich, »und ich hab' noch nie zwei Leute getroffen, die mich von Anfang an mit Respekt behandelt haben. Sogar der alte Hugh war ganz okay, vielleicht seid ihr also alle gar nicht so schlimm, wie ihr tut. Hast du dir das mal überlegt?«

Was Terry verschwiegen hatte, war, daß er Billy vor seinem Tod sehr wohl noch einmal wiedergesehen hatte. Es war früher Morgen gewesen, und der Junge hatte auf dem Streifen Brachland hinter der Lagerhalle gesessen und auf den Fluß hinausgestarrt. Über dem Wasser hatte noch der Morgendunst gelegen, der sich mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen langsam aufzulösen begann. Nach seinen Worten war er total deprimiert gewesen.

»Es war irgendwie nicht dasselbe, wenn der alte Billy nicht da war. Okay, die meiste Zeit ist er einem auf den Geist gegangen, aber ich hatte mich an ihn gewöhnt. Verstehst du, was ich mein? Lawrence hat's ziemlich richtig gesehen. Es war so, als wär' 'n Vater da – das heißt 'n Großvater. Na, jedenfalls, irgendwann hab' ich mich umgedreht, und da hockte der Mistkerl direkt neben mir. Ich bin total erschrocken, weil ich ihn gar nicht gehört hatte. Ein Wunder, daß ich keinen Herzinfarkt gekriegt hab'.« Er hielt gedankenverloren inne. »Ehrlich gesagt, ich hab' gedacht, er wär' 'n Gespenst«, fuhr er dann fort. »Er hat so schlimm wie noch nie ausgesehen – schneeweiß im Gesicht, und seine Lippen haben ausgesehen, als wär' überhaupt kein Blut drin.« Er schüttelte sich, als er daran dachte. »Ich hab' ihn gefragt, was er getrieben hat, und er hat gesagt ›gesühnt‹.«

Deacon wartete. »Hat er sonst noch was gesagt?« fragte er, als Terry nicht weitersprach.

»Ja, aber es hat keinen Sinn ergeben. Er hat gesagt, ›die ungesühnte Sünde ist der unsichtbare Wurm.‹«

Nachdenklich strich Deacon sich das Kinn, während er in seinem Gedächtnis nach Assoziationen zu dem Bild suchte. »Blake hat ein Gedicht geschrieben, das *Die kranke Rose* heißt«, sagte er schließlich. »Es handelt von einer schönen

Rose, die langsam stirbt, weil ein unsichtbarer Wurm an ihr frißt.« Er starre durch die Windschutzscheibe hinaus. »Man kann dieses Bild interpretieren, wie man will, aber Billy sah in dem Wurm offenbar die ungestünte Sünde.« Er hielt wieder inne. »Er kann nicht von seiner eigenen Sühne gesprochen haben, weil er sich für seine Sünden folterte«, sagte er langsam. »Es bleibt nur Amanda. Verstehst du das alles?«

»Klar, ich bin ja nicht total bescheuert, und du hast gesagt, daß sie nach Rosen stinkt. Außerdem hat er mich ja zu *ihr* geschleppt.«

»Was meinst du damit, er hat dich zu ihr geschleppt?«

»Er ist einfach losgegangen. Ich konnte ihm nur hinterherlaufen. Den ganzen Weg hat er kein Wort gesagt, dann ist er einfach in die Garage gegangen und hat das Tor hinter sich zugemacht.«

Deacon betrachtete ihn aufmerksam. »Wußtest du, daß es ihr Haus war?«

»Nein. Für mich war's einfach irgendein Haus.«

»Woher wußte Billy, daß das Garagentor offen sein würde?«

Terry zuckte die Achseln. »Glück?« meinte er. »Die anderen waren alle zu.«

»Hat er noch etwas gesagt, bevor er hineingegangen ist?«

»Nur ›auf Wiedersehen.‹«

Deacon schüttelte verständnislos den Kopf über die Tatsache, daß Terry Billys seltsames Verhalten anscheinend so fraglos hingenommen hatte. »Hast du ihn denn nicht gefragt, was er vorhatte? Was er dort wollte? Was das zu bedeuten hatte?«

»Na klar, aber er hat mir keine Antwort gegeben. Und er hat so fertig ausgesehen, daß ich gedacht hab', er würde jeden Moment tot umfallen, da wollt' ich ihn nicht auch noch mit Fragen löchern. Wenn Billy sich was in den Kopf gesetzt hatte, konnte keiner was dagegen tun.«

»Aber hast du dir denn keine Sorgen gemacht, als er nicht in

die Lagerhalle zurückkam? Warum bist du nicht losgegangen, um ihn zu holen?«

Terry war wieder gekränkt. »Hab' ich ja versucht. Ich bin am nächsten Tag hingegangen und hab' draußen vor der Einfahrt zu der Wohnanlage rumgehangen, aber er hat sich nicht blicken lassen, und rein hab' ich mich nicht getraut, weil ich Angst hatte, wenn ich da zwei Tage hintereinander aufkreuze, denken die Leute, ich hab' irgendwas vor, und hetzen mir die Bullen auf 'n Hals. Außerdem wollt' ich Billy keinen Ärger machen, falls er irgendwo 'ne gemütliche Bleibe gefunden hätte. Tom und ich haben lange überlegt, und gerade, als wir so weit waren, daß wir da noch mal hingehen und 'n bißchen rumschnüffeln wollten, hat Tom in der Zeitung gelesen, daß Billy in Amandas Garage krepiert war.« Er zuckte die Achseln. »Und das war's dann.«

»Erinnerst du dich, was für ein Tag das war, an dem du mit Billy zu Amanda gegangen bist?«

Terry rutschte unbehaglich hin und her. »Ja, aber Tom meint, ich wär' die ganze Woche bekifft gewesen und hätte alles durcheinandergebracht. Das stimmt nicht, aber es ist das einzige, was 'n Sinn ergibt. Tom und ich sind extra zum Friedhof gegangen, nachdem Amanda uns erzählt hatte, daß sie sich um Billys Beerdigung gekümmert hat, weil wir auch sicher sein wollten, daß sie uns nicht angelogen hatte, und da stand es schwarz auf weiß. Billy Blake, gestorben am 12. Juni 1995.«

Deacon blätterte in seinem Terminkalender. »Der zwölften war ein Montag, und der Pathologe meinte, er sei fünf Tage tot gewesen, als er am folgenden Freitag gefunden wurde. An welchem Tag hast du ihn also gesehen?«

»Am Dienstag. Und der Tag, an dem ich draußen vor der Siedlung herumgelaufen bin, war der Mittwoch, und am Donnerstag haben Tom und ich überlegt, was wir tun sollen, und am Freitag haben wir uns gedacht, wir gehen mal hin und

schauen uns um. Es war ungefähr acht Uhr abends, als wir losgegangen sind, und unterwegs hat Tom 'nen *Evening Standard* aus 'ner Mülltonne gezogen, und da haben wir gleich diese Riesenüberschrift gesehen: »Obdachloser verhungerte«. Er hat alles gelesen, und dann hat er zu mir gesagt: »Mensch, du bist vielleicht 'n Arschloch, Terry, der Alte ist schon seit Tagen tot, und jetzt willst du mit mir nach 'ner Leiche suchen.««

Deacon schwieg so lange, daß Terry schließlich wieder zu sprechen begann.

»Na ja, vielleicht hat Tom ja recht gehabt. Vielleicht war es der Dienstag davor, und ich war so bekifft, daß ich 'ne ganze Woche hab' vorbeigehen lassen, ehe ich was getan hab'.««

»Der Polizei zufolge ist er am Samstag, dem zehnten, in die Garage eingedrungen.««

»'n Samstag war's nicht, an dem ich ihn gesehen hab'«, sagte der Junge entschieden. »Der Samstag ist immer 'n guter Touristentag, da war ich betteln.««

Deacon griff nach dem Zündschlüssel. »Wie lange nach Billys Tod kam Amanda zu euch, um Fragen zu stellen?««

»Ein paar Wochen danach. Sie hatte seine Verbrennung schon bezahlt, sie hat uns davon erzählt.««

Der Motor sprang an, und Deacon legte den Gang ein.  
»Warum hast du ihr nicht gesagt, daß Billy an dem Dienstag noch am Leben war?««

Terry starrte unglücklich zum Fenster hinaus. »Aus dem gleichen Grund, aus dem ich es dir auch nicht gesagt hab'. Weil ich nicht glaube, daß er wirklich noch am Leben war. Ehrlich gesagt, am liebsten denk' ich gar nicht dran. Ich mein', glaubst du an Geister?««

Deacon erinnerte sich an den Geruch des Todes in Amandas Haus und dachte mit Unbehagen über die Natur von Billys *Deus ex machina* nach.

... *Ich glaube an die Hölle ...*

*... Manchmal habe ich Alpträume, in denen ich in schwarzen Weiten treibe, wo niemals Liebe mich erreichen kann ...*

*Nur eine göttliche Hand kann eine Seele retten, die dazu verdammt ist, auf ewig in der Einsamkeit des Abgrunds der Hölle zu existieren ...*

*... Bitte, bitte bleib nicht länger fort als unbedingt nötig ...*

Sergeant Harrison schließt schlecht. Tief in seinem Innern beunruhigte ihn die ganze Nacht das Wissen, daß er etwas übersehen hatte. Vorübergehend lenkte ihn das Chaos des Weihnachtsmorgens ab, als seine aufgeregten Kinder ihre Geschenke öffneten und seine Frau mit den Vorbereitungen für das Mittagessen begann, aber kurz nach elf kam ein Anruf von der Dienststelle, der ihm Deacons Nachricht übermittelte.

»Er wollte nicht sagen, um was für eine dringende Angelegenheit es sich handelt«, berichtete der diensthabende Sergeant, »und, ehrlich gesagt, ich hab' das Ganze nicht allzu ernst genommen. Aber dieser Name, Nigel de Vriess, ist uns jetzt in einem anderen Zusammenhang untergekommen. Hampshire und Kent haben alle Dienststellen im Süden alarmiert, um ihn ausfindig zu machen. Anscheinend wurde sein Rolls-Royce gestern abend auf einer Wiese außerhalb von Dover verlassen aufgefunden. Was soll ich in der Sache unternehmen? Soll ich die Nummer von diesem Deacon an den Chief Inspector weiterleiten?«

»Nein, ich komme. Sagen Sie dem Chief Inspector, daß ich unterwegs bin.«

»Amanda muß ja was Furchtbare getan haben, wenn Billy deswegen so von der Rolle war«, sagte Terry plötzlich. »Ich meine, vom Stehlen und von Drogen hat er auch nicht allzuviel gehalten, aber über die Leute, die so was gemacht haben, hat er sich nicht weiter aufgeregt. Verstehst du, was ich meine? Nur bei Mord, da ist er total ausgeflippt und hat seine Hände ins

Feuer gehalten und von Opfern gefaselt. Wie das eine Mal, als Tom dem Typen den Mantel weggenommen hat und der arme Hund in der Nacht erfroren ist. Da hat Billy sich in der Nacht nackt ausgezogen, weil er die Schuld auf sich nehmen wollte. Und er wär' beinah dran gestorben. Nur weil Tom über das, was er getan hatte, total am Boden war, konnten wir Billy überhaupt wieder in seine Kleider kriegen. Was meinst du also, hat sie Billy einfach verhungern lassen und auf die Art umgebracht?«

»Nein«, sagte Deacon, der einen ähnlichen Gedankengang verfolgt hatte. »Barry hat recht. Sie hätte mir Billys Geschichte nicht erzählt, wenn sie Angst vor dem, was ich herausfinden könnte, gehabt hätte. Und ich glaube sowieso nicht, daß es Billys eigener Tod war, um den er sich solche Sorgen gemacht hat.«

*... Meine eigene Erlösung interessiert mich nicht ...*

»Um wessen Tod dann?«

*... Ich bin noch auf der Suche nach der Wahrheit ... Es gibt keinen Weg aus der Hölle außer durch Gottes Erbarmen ...  
Ich bin noch auf der Suche nach der Verity ...*

»Veritys?« meinte Deacon.

Terry schüttelte den Kopf. »Die hat sich selber umgebracht.«

*... Sie und ich werden nach den Bemühungen gerichtet werden, die wir unternehmen, die Seele eines anderen vor der ewigen Verzweiflung zu retten ... Genießen Sie es zu leiden?  
Ja, wenn es Mitleiden hervorruft. Es gibt keinen Weg aus der Hölle außer durch Gottes Erbarmen ... Ich bin auf der Suche nach Verity ...*

»James' Tod?«

»Ja.« Terry nickte. »Ich schätze, die Alte hat ihren Typen umgebracht, und Billy hat's gesehen. Er hat mal erzählt, daß er 'ne Zeitlang westlich von London gepennt hat, bevor er in die Lagerhalle gezogen ist. Aber das hat mich nicht weiter interessiert. Das war damals nicht wichtig. Aber jetzt schaut

die Sache ganz anders aus, stimmt's?«

»Ja«, antwortete Deacon langsam und dachte an den Fluß oberhalb von Teddington, wo der Wasserpegel konstant blieb, weil die Schleusentore keinen Gezeitenwechsel zuließen.

Harrison rief den Chief Superintendent Fortune in Hampshire an. »De Vriess wurde möglicherweise in der Nacht vom Samstag hier gesehen«, berichtete er. »Er war mit einer Frau namens Amanda Powell, vormals Amanda Streeter, zusammen. Sie ist die Ehefrau von James Streeter, der 1990 mit 10 Millionen Pfund unterschlagenen Geldes spurlos verschwunden ist. Unseren Informationen zufolge sind Amanda Powell und de Vriess' seit Mitte der achtziger Jahre miteinander liiert.«

»Wer ist Ihr Informant?«

»Ein Journalist namens Michael Deacon. Er beschäftigt sich mit dem Fall Streeter.«

Einen Moment war es still in der Leitung, dann sagte der Chief Inspector: »Er hat heute morgen bei de Vriess angerufen und behauptet, er wäre ein Geschäftsfreund. Wir schicken jemanden rauf, um ihn zu vernehmen. Was ist er für ein Typ?«

»Ich denke, er versucht, seine Story zu schützen. Hören Sie, ich schlage vor, Ihr Beamter bespricht das erst einmal mit mir. Die Situation ist nicht so einfach, und es wäre wahrscheinlich eine Hilfe für ihn, wenn ich bei der Vernehmung Deacons dabei bin. Er ist nicht der einzige, der in die Sache verwickelt ist.« In aller Kürze schilderte er Barry Grovers Rolle in der Angelegenheit. »Er hat den Mann nicht eindeutig als Nigel de Vriess identifiziert«, warnte er, »aber er hat uns gesagt, daß er an der Schulter ein Muttermal hat, und das wird in Ihrer Fahndungsmeldung ja als besonderes Kennzeichen aufgeführt.«

»Wo können wir Grover erreichen?«

»Er wohnt bei Deacon.«

»Und Amanda Powell? Sie sagen, sie war gestern nacht in ihrem Haus. Ist sie dort noch?«

»Wir sind nicht sicher. Wir haben seit ungefähr dreißig Minuten einen Wagen gegenüber von ihrem Haus stehen, aber da hat sich bisher nichts gerührt. Wir haben außerdem die Kollegen in Kent gebeten, das Haus ihrer Mutter in Easeby zu überwachen.

Amanda Powell war gestern den ganzen Tag dort und ist erst spätabends nach London zurückgekommen.«

»Wie weit ist Easeby von Dover?«

»Ungefähr dreißig Kilometer.«

»Gut. Wir kommen zu zweit.« Er gab Harrison eine Nummer. »Ich sorge dafür, daß diese Leitung für Sie offen bleibt. Der Verkehr dürfte nicht allzu schlimm sein, Sie können uns, denke ich, zwischen eins und halb zwei erwarten.«

Barry war glänzender Stimmung, als Deacon und Terry zurückkehrten. Sich selbst überlassen und mit einem klaren Ziel vor Augen, hatte er Ordnung ins Chaos gebracht, und jetzt stiegen verführerische Düfte aus dem Backrohr auf. Er strahlte sie an, als sie zur Tür hereinkamen, und Deacon bemerkte erstaunt, wie sehr er sich von dem stets unglücklich wirkenden Menschen, der seine Tage und Nächte in der Redaktion des *Street* verbrachte, unterschied.

»Du bist ein Genie«, sagte er aufrichtig, als Barry ihm ein Glas gekühlten Weißwein reichte.

»Es ist keine besondere Kunst, Mike. Mir ist eingefallen, daß ich einmal gelesen habe, daß man Truthahn bei sehr hohen Temperaturen braten soll, und das habe ich getan. Dabei kommt es darauf an, dafür zu sorgen, daß das Fleisch den Saft nicht verliert, darum habe ich Speck und Pilze unter die Haut gestopft.«

Er sprach in demselben leicht überheblichen Ton, den er anzuschlagen pflegte, wenn er von seinem fotografischen

Talent sprach, und Deacon, der erkannte, daß Barrys Selbstwertgefühl äußerst verletzlich war, hatte Mitleid mit ihm; er blühte nur auf, wenn er beweisen konnte, daß er besser war als andere. Da ihm der überhebliche Barry lieber war als der tränenreiche, sagte er nichts davon, daß Lawrence Jude war und es mit dem Speck Probleme geben könnte.

»Und ich habe Bratkartoffeln für Terry gemacht.«

»Toll«, sagte der Junge bewundernd.

»Und – ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, Mike – ich habe mir erlaubt, meine Mutter anzurufen. Ich dachte mir, sie würde sich vielleicht Sorgen machen.«

»Und hat sie?«

Barrys Genugtuung war unverkennbar.

»Ja«, antwortete er. »Sie hat sich sogar große Sorgen gemacht. Es hat mich ein bißchen gewundert. Es scheint sie nie zu kümmern, wenn ich Überstunden mache.«

Deacon hätte ihn gern gewarnt – *Sei objektiv ... Mutterliebe ist eifersüchtig ... Wenn die Einsamkeit für dich Erinnerung wird, wird sie ihr zur Realität ... Sie benutzt dich* –, aber er vermutete, daß ein großer Teil von Barrys neu gewonnenem Selbstbewußtsein dem Gespräch mit seiner Mutter entstammte, und darum schwieg er.

Terry jedoch, ungebremst von Taktgefühl oder Sensibilität, trat mit beiden Füßen ins Fettnäpfchen. »Mensch, das ist vielleicht ein falsches Luder, was? Erst röhrt sie keinen Finger für dich, und wenn dann deine Kumpel dir unter die Arme greifen, schmeichelt sie sich bei dir ein. Die hat bestimmt eine Stinkwut, daß Mike dich hier wohnen läßt. Hoffentlich hast du ihr gesagt, sie kann dir den Buckel runterrutschen«, schloß er streng.

»So übel ist sie auch wieder nicht«, murmelte Barry loyal.

»Nee, meine Alte wahrscheinlich auch nicht«, sagte Terry, »aber merken tut man nichts davon, so wie sie mit mir umgesprungen ist. Mir ist Mikes Mutter am liebsten. Die hat

zwar was von 'nem alten Drachen, aber man weiß bei ihr wenigstens, woran man ist.« Damit verschwand er im Badezimmer.

Deacon beobachtete Barry, der bedrückt das Besteck auf dem gedeckten Tisch herumschob. »Bei ihm ist alles schwarz oder weiß«, sagte er. »Er nimmt die Menschen so, wie sie sich zeigen, und verläßt sich einfach darauf, daß er von ihnen das bekommt, was er in ihnen sieht.«

Und allzuoft funktionierte es, dachte er. Terrys Telefongespräch mit seiner Mutter war eine Offenbarung gewesen. (»Hallo, Mrs. D. Fröhliche Weihnachten. Was glauben Sie wohl? Ich bleib' jetzt 'ne Weile bei Mike. Ich hab' gewußt, daß Sie das freuen würde. Ja, klar besuchen wir Sie. Wie wär's am nächsten Wochenende? Super. Dann feiern wir zusammen Silvester.«) Und danach hatte seine Mutter zu ihm gesagt: »Ausnahmsweise mal hast du in deinem Leben eine Entscheidung getroffen, mit der ich einverstanden sein kann, Michael, aber ich werde sehr böse werden, wenn du Versprechungen machst, die du nicht halten kannst. Dieses Kind hat etwas Besseres verdient, als abgeschoben zu werden, wenn etwas Interessanteres daherkommt.«)

»Glaubst du, er hat recht mit meiner Mutter?« fragte Barry. Es war Jahre her, seit sie so herzlich mit ihm gesprochen hatte, und er hoffte aus tiefstem Herzen, Deacon würde ihm ein ermutigendes Wort sagen.

Doch Deacon konnte nur an Barrys Ambivalenz auf der Polizeidienststelle denken, als er Furcht und Haß gegen diese Frau geäußert und im nächsten Moment um sie geweint hatte. Ja, Harrison war von Barrys seltsamem Verhalten so beunruhigt gewesen, daß er einen Streifenwagen losgeschickt hatte, um zu prüfen, ob Mrs. Grover noch am Leben war.

»Ich weiß es nicht«, sagte er aufrichtig und gab Barry einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter, »aber die Natur verlangt, daß Kinder, wenn sie erwachsen sind, ihren eigenen

Weg gehen. Ich würde deshalb an deiner Stelle die Mama ruhig ein bißchen zappeln lassen. Ganz abgesehen von allem anderen – wenn sie schon nach einer Nacht ohne dich so versessen darauf ist, dich zu sehen, wird sie dir wahrscheinlich aus der Hand fressen, wenn du sie eine ganze Woche warten läßt.«

»Aber ich kann ja sonst nirgends hin.«

»Du kannst hier bleiben, bis wir uns etwas überlegt haben.«

Barry entzog sich Deacons tröstlicher Hand und beugte sich zum Backrohr hinunter. »Aus deinem Mund klingt das so einfach«, sagte er niedergeschlagen, während er die Klappe aufzog, um nach der Pute zu sehen.

»Es ist auch einfach«, erwiderte Deacon optimistisch. »Verdammt noch mal, wenn ich's mit Terry aushalten kann, kann ich's auch mit dir aushalten.«

Aber Barry wollte nicht, daß man es mit ihm »aushielt«; er wollte geliebt werden.

»Also, wir dachten eigentlich, wir hätten es mit einer Entführung zu tun«, sagte Superintendent Fortune. »Weder de Vriess' Frau noch seine Geschäftspartner wissen etwas von finanziellen Problemen, der Mann ist nicht dafür bekannt, daß er unter Depressionen leidet, und wenn er auch allgemein als Schürzenjäger gilt, ist man doch allgemein der Ansicht, daß er nicht fremdgegangen ist, seit seine geschiedene Frau im Mai zu ihm zurückgekehrt ist. Auf ihre Aussage kann man sich natürlich nicht unbedingt verlassen – ihr Mann hätte sie wohl kaum über seine Affären auf dem laufenden gehalten –, aber sie behauptet steif und fest, er hätte in den letzten sieben Monaten keinen Kontakt zu Amanda Powell gehabt.«

»Bis letzten Sonntag«, sagte Harrison. »Wobei ich der Frau durchaus glaube, wenn sie sagt, daß er sieben Monate lang abstinent war. Das ist keine lange Zeit, wenn er einen neuen Anfang mit seiner Frau versuchen wollte.«

»Und warum dann der Ausbruch am letzten Samstag?«

Harrison schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung, es sei denn, Deacon hat da eine Art Panik ausgelöst, als er am Donnerstag abend bei ihr aufkreuzte.«

»Was mir Kopfzerbrechen bereitet, ist der Zeitablauf«, sagte Harrisons Chef. »Den Kollegen in Kent zufolge wurde der Rolls-Royce das erstemal gestern mittag auf der Wiese gesehen. Der Bauer hat nichts unternommen, weil er glaubte, es handelte sich um ein Liebespaar. Er hat erst Anzeige erstattet, als er den Wagen bei Einbruch der Dunkelheit immer noch dort stehen sah und entdeckte, daß er leer war und die Tür nicht abgeschlossen. Aber Mrs. Powell erfuhr erst gegen fünf Uhr abends das ganze Ausmaß von Barry Grovers Spannernummer, folglich können die beiden Ereignisse nicht zusammenhängen. Mit anderen Worten: de Vriess ist aus seinem Auto verschwunden, bevor für ihn überhaupt ein Anlaß dazu bestand.«

»Wenn man voraussetzt, daß die beiden 1990 gemeinsam Amanda Powells Ehemann ermordet haben?«

»Genau, Und es gibt keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß sie es getan haben.« Fortune dachte einen Moment nach. »Um ehrlich zu sein, meine Herren, ich weiß nicht recht, wie wir das jetzt anpacken sollen. Vor Sergeant Harrisons Anruf hatte ich es mit einem Mann zu tun, der seit zwei Tagen verschwunden ist, und mit einem verlassen aufgefundenen Rolls-Royce. Jetzt höre ich, daß er vor sechsunddreißig Stunden mit seiner ehemaligen Geliebten zusammen war, und das einzige Motiv, das er haben könnte zu verschwinden, oder das sie haben könnte, ihn verschwinden zu lassen – was ja wahrscheinlich auch eine Möglichkeit ist –, ist keines, weil der Wagen zu früh verlassen wurde. Ich kann unmöglich einen Großeinsatz für eine wilde Jagd ins Blaue rechtfertigen. Wir können ja nicht einmal geltend machen, daß ein Verbrechen begangen wurde.«

»Bleibt noch Michael Deacon«, warf Harrison ein.

»Ja«, sagte sein Chef. »Und das Haus Amanda Powells. Ich

denke, wir werden eine Hausdurchsuchung damit rechtfertigen können, daß wir im Interesse von Mr. de Vriess' Wohl handeln, der ja immerhin in diesem Haus zuletzt gesehen wurde.«

Lawrence traf mit Geschenken ein, und Deacon half ihm die drei Treppen hinauf. »Ach, du lieber Gott«, sagte er und klammerte sich fest an Deacons Hand, als er sich auf dem Sofa niederließ.

»Ich bin auch nicht mehr der, der ich einmal war. Allein hätte ich das nicht geschafft.«

»Das hab' ich Mike gleich gesagt«, bemerkte Terry, ohne zu erwähnen, daß er selbst sich geweigert hatte, Hilfestellung zu geben, »weil sonst die alte Schwuchtel unterwegs noch anfängt zu grapschen. »Können wir die gleich jetzt aufmachen?« fragte er, ohne seinen begierigen Blick von den Geschenken zu wenden. »Aber wir haben nichts für Sie.«

Der alte Mann lachte. »Ihr habt mich zum Essen eingeladen. Kann man mehr verlangen? Aber wollt ihr mich nicht erst mal mit Barry bekannt machen? Ich war schon so gespannt, ihn kennenzulernen.«

»Ja, klar.« Terry packte Barry beim Arm und zerrte ihn vorwärts. »Das ist mein Kumpel Barry, und das ist Lawrence, mein anderer Kumpel. Ihr beiden vertragt euch bestimmt, weil ihr ja beide Freunde von mir und Mike seid.«

Ohne dieser naiven Überzeugung zu widersprechen, umfaßte Lawrence Barrys dargebotene Hand mit beiden Händen und schüttelte sie herzlich. »Es ist mir wirklich ein großes Vergnügen. Mike hat mir erzählt, daß Sie ein Fachmann der Fotografie sind. Ich beneide Sie, mein Junge. Ein künstlerisches Auge ist eine kostbare Gabe.«

Deacon wandte sich mit einem Lächeln ab, als er sah, wie Barry vor Freude rot wurde. Lawrence' Geheimnis war es, dachte er, daß seine Worte niemals unaufrichtig klangen, aber

ob seine Gefühle so echt waren, wie sie zu sein schienen, war unmöglich zu sagen.

»Whisky, Lawrence?« fragte er, schon auf dem Weg in die Küche.

»Gern, danke.« Lawrence klopfte auf den freien Platz neben sich. »Setzen Sie sich zu mir, Barry, während Terry mir erzählt, wer die Wohnung so schön dekoriert hat.«

»Das war ich«, sagte Terry. »Super, oder? Sie hätten die Bude sehen sollen, als ich hier angekommen bin. Total öde. Keine Farben, nichts. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Es fehlte die Atmosphäre?« meinte Lawrence.

»Genau.«

Lawrence richtete den Blick auf den Kaminsims, wo Terry die »Kunstgegenstände« aus seinem Zelt im Lagerhaus aufgebaut hatte – eine kleine Gipsnachbildung des Big Ben, eine Hohlmuschel und ein knalliger Gartenzwerg, der auf einem Fliegenpilz saß. Er bezweifelte, daß sie Deacons Geschmack entsprachen, und schrieb die Dekoration zutreffend Terry zu. »Ich gratuliere. Du hast der Wohnung wirklich ein freundliches Gesicht gegeben. Ganz besonders gefällt mir der Gartenzwerg«, sagte er mit einem boshaften Blick auf Deacon, der gerade mit dem Whisky kam.

»Das freut mich«, meinte der, stellte das Glas vor Lawrence auf den Tisch und nahm sein eigenes. »Ich überlege nämlich schon die ganze Zeit, was ich Ihnen schenken könnte, und der Gartenzwerg würde uns doch nicht fehlen, oder, Terry?«

»Mike findet ihn affenscheußlich«, erklärte der Junge und holte den Zwerg herunter. »Wahrscheinlich, weil ich ihn aus 'nem Garten geklaut hab'. Hier, er ist für Sie, Lawrence. Fröhliche Weihnachten, Kumpel.«

Deacon lachte schadenfroh. »Wissen Sie was, wenn Sie in Ihrem Wohnzimmer einen Kaminsims haben, müssen Sie ihn unbedingt da aufstellen. Wie Terry schon sagte, ein paar Farbkleckse im Zimmer können nie schaden.« Er prostete

Lawrence zu.

Lawrence stellte den Zwerg auf den Tisch. »Ich bin überwältigt von soviel Großzügigkeit«, sagte er. »Erst ein Mittagessen und dann noch ein Geschenk. Womit habe ich das verdient? Meine Geschenke sind so bescheiden im Vergleich dazu.«

Deacon hatte das unangenehme Gefühl, daß der alte Gauner sie tief beschämen würde.

»Können wir sie jetzt aufmachen?« fragte Terry.

»Natürlich. Deins ist das größte, Barrys ist das im roten Papier, für Mike ist das grüne.«

Terry reichte Deacon und Barry ihre Päckchen und riß das seine auf.

»Scheiße!« rief er ungläubig. »Was sagst du dazu, Mike?« Er hielt eine abgetragene lederne Bomberjacke mit Lammfellkragen und den Insignien der Royal Air Force auf der Brusttasche hoch. »Die kosten unten in Covent Garden ein Schweinegeld.«

Deacon runzelte die Stirn, als der Junge in die Jacke schlüpfte, dann sah er den alten Mann mit einem fragenden Blick an, der sagen sollte: Sind Sie sicher? Lawrence nickte. »So was würdest du in Covent Garden nie finden«, sagte Deacon darauf. »Das ist ein Original. Was sind Sie geflogen?« fragte er. »Spitfires?«

Lawrence nickte wieder. »Aber das ist lange her, und die Jacke sucht schon seit vielen Jahren jemanden, der sie trägt.« Er sah Barry an, der unschlüssig sein Päckchen auf seinem Schoß hielt. »Wollen Sie es nicht aufmachen, Barry?«

»Ich habe nichts erwartet«, sagte Barry scheu.

»Dann ist es eine doppelte Überraschung. Bitte. Ich bin so gespannt, ob es Ihnen gefällt.«

Vorsichtig, wie das seiner Art entsprach, entfernte Barry das Klebeband und schlug behutsam das Papier auseinander. Darunter kam, in Seidenpapier gehüllt, eine Brownie-

Boxkamera zum Vorschein. »Aber die ist ja noch von vor dem Krieg«, sagte er staunend, während er sie zaghaft in den Händen drehte. »Die kann ich unmöglich annehmen.«

Lawrence hob protestierend seine mageren Hände. »Sie müssen. Wer so wie Sie auf Anhieb das Alter eines Fotoapparats nennen kann, sollte ihn auch haben.« Er wandte sich Deacon zu. »Jetzt sind Sie an der Reihe, Michael.«

»Ich bin genauso in Verlegenheit wie Barry.«

»Ich bin hingerissen von meinem Gartenzwerg.« Er zwinkerte verschmitzt. »Und ich werde genau das tun, was Sie vorgeschlagen haben. Ich stelle ihn auf den Kaminsims im Wohnzimmer. Er wird sich neben meiner Meißner Porzellansammlung sicher prächtig ausnehmen.«

Deacon unterdrückte ein Lachen und schälte sein Geschenk aus der Verpackung. Er wußte nicht, ob er erleichtert oder betroffen sein sollte; wenn das Geschenk auch keinen materiellen Wert besaß, war sein ideeller Wert doch ungeheuer. Er blätterte in den eng beschriebenen Seiten eines Tagebuchs, das viele Jahre von Lawrence' Leben umfaßte. »Ich fühle mich tief geehrt«, sagte er schlicht, »aber es wäre mir lieber gewesen, Sie hätten es mir als Andenken in Ihrem Testament vermachts.«

»Dann hätte ich gar nichts davon. Ich möchte, daß Sie es lesen, solange ich noch lebe, Michael, damit ich jemanden habe, mit dem ich von Zeit zu Zeit alten Erinnerungen nachhängen kann. Ich war absolut egoistisch bei der Wahl meines Geschenks.«

Deacon schüttelte den Kopf. »Sie haben meine Seele doch schon gekidnappt, Sie alter Schurke. Was wollen Sie denn noch?«

Lawrence griff mit der zerbrechlichen Hand nach der seinen. »Einen Sohn, der für *meine* Seele das Kaddisch spricht.«

Der Verwesungsgeruch, der ihnen wie eine stinkende Flutwelle

aus dem Inneren des Hauses von Amanda Powell entgegenbrandete, als sie die Haustür aufbrachen, ließ die Polizeibeamten taumelnd zurückweichen. So massiv und aufdringlich war der Gestank, daß er in Augen und Nasen brannte und Mägen in Aufruhr brachte. Jede Pore des Hauses schien Fäulnis zu schwitzen.

Superintendent Fortune drückte sich ein Taschentuch auf den Mund und fuhr Harrison ärgerlich an: »Halten Sie mich eigentlich für einen Idioten? Das müssen Sie doch gerochen haben, wenn Sie gestern nacht hier waren?«

Harrison ging in die Hocke und kämpfte mit seinem revoltierenden Magen. »Es war sogar eine Beamtin dabei«, keuchte er. »Ich habe sie gebeten, bei Mrs. Powell zu bleiben, während ich mit Deacon sprach. Glauben Sie mir, ihr ist auch nichts aufgefallen.«

»Der Geruch verzieht sich, Sir«, meldete Fortunes Kollege von der Polizei Hampshire und näherte sich vorsichtig der Tür. »Anscheinend wird er vom Luftzug weggeblasen.« Mißtrauisch streckte er den Kopf in die Diele. »Sieht aus, als wäre die Verbindungstür zur Garage offen.«

Keiner der Beamten reagierte zunächst. Ihnen allen graute vor dem, was sie vorfinden würden, denn sie wußten, daß die Natur nicht Schönheit mit dem Geruch des Todes umgibt. Mindestens rechneten sie mit Strömen von Blut und brutalem Gemetzel.

Doch als sie endlich den Mut fanden, das Haus zu betreten und in der Garage nachzusehen, lag dort nur, in der Ecke an einen Stapel ungeöffneter Zementsäcke gelehnt, ein einsamer, nackter Toter, äußerlich unversehrt, der ihnen aus starr aufgerissenen Augen entgegenblickte. Und wenn auch niemand es aussprach, so fragten sie sich doch alle, wie etwas so Kaltes, Reines so obszön nach Fäulnis stinken konnte.

»Langsam wünsche ich, ich wäre Ihnen nie begegnet«, sagte Sergeant Harrison, als er verdrossen Deacons Wohnung betrat, und stellte dann seinen Begleiter vor. »Chief Superintendent Fortune von der Polizei Hampshire.«

»Ich hatte eine Nachricht hinterlassen und um Ihren Anruf gebeten.«

»Die Ereignisse waren schneller als ich«, versetzte Harrison kurz.

Deacon bemerkte die düsteren Mienen und nahm verspätet den Papp hut von seinem Kopf. Das simple Vergnügen, sich bei Barrys gebratenem Truthahn gemütlich einen anzutrinken und gegenseitig die lahmen Witze aus den Glückskek sen vorzulesen, verlor im Angesicht amtlicher Nüchternheit sehr rasch seinen Reiz.

»Ist was passiert?«

Der Superintendent, ein sehniger Mann, der irgendwie einschüchternd wirkte, mit einem Blick, der geschult war, mehr zu sehen, als er verriet, bedeutete ihm voraus zugehen. »Nach Ihnen, Mr. Deacon, wenn Sie gestatten.«

Mit einem Achselzucken ging er ihnen voraus die Treppe hinauf und machte sie mit seinen Gästen bekannt. »Wenn Sie aus Hampshire kommen«, sagte er zu Fortune, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, »muß Ihr Besuch mit Nigel de Vriess zu tun haben.«

»Was wissen Sie über ihn?« fragte der Superintendent.

»Sehr wenig.«

»Warum haben Sie dann heute morgen bei ihm angerufen?«

Deacon warf einen raschen Blick auf Terry, ungewiß, ob er sich darauf verlassen konnte, daß der Junge den Mund halten würde.

*Verlaß dich auf mich*, sagte der Blick, den Terry ihm mit

Unschuldsmiene zurückgab. »Mir kam der Gedanke, daß der Mann, den Mrs. Powells Nachbarn beobachteten, als er sich gestern an ihrem Garagentor zu schaffen machte, Nigel de Vriess gewesen sein könnte, und deshalb wollte ich überprüfen, ob er überhaupt wieder nach Hause gekommen war.« Er strich sich über die Nase. »Offenbar nicht.«

»Etwas später haben Sie bei der Dienststelle eine Nachricht hinterlassen, daß Sie mich in einer Angelegenheit, die Mrs. Powell und Mr. de Vriess betrifft, dringend zu sprechen wünschten«, sagte Harrison. »Worum handelte es sich?«

Deacon sah auf seine Uhr. »Es ist nach drei. Da kann es nicht mehr so dringend sein.« Er sah die Ungeduld in Harrisons Gesicht und erläuterte mit einem amüsierten Lächeln seine Theorie, daß Amanda Powell und Nigel de Vriess sich abgesetzt hätten, nachdem sie erfahren hatten, daß Barry sie zusammen gesehen hatte. »Terry und ich sind heute morgen zu ihrem Haus hinausgefahren«, fuhr er fort. »Es schien leer zu sein, und ihr Wagen war weg. Ich hielt es für angebracht, Sie das wissen zu lassen, aber Ihr diensthabender Sergeant wollte Sie nicht belästigen.«

»Das ist ja die reinste Epidemie«, stellte Harrison fest. »Erst macht James Streeter sich aus dem Staub, dann folgen Amanda Powell und Nigel de Vriess. Ist das wirklich Ihr Ernst, Mr. Deacon?«

Terry grinste. »Ich hab' dir ja gleich gesagt, daß du ziemlich dumm dastehen würdest.«

Deacon bot den beiden Beamten etwas zu trinken an, doch sie lehnten ab. »Tut mir leid, wenn ich Ihre Zeit verschwendet habe«, sagte er und schenkte den anderen nach. »Schreiben Sie es der Tatsache zu, daß ich seit Wochen nichts anderes als verschwundene Personen im Kopf habe.«

»James Streeter, meinen Sie.«

»Unter anderem.«

Lawrence meldete sich zu Wort. »Ich bezweifle, daß Sie hier

wären, meine Herren, wenn Sie wüßten, wo Amanda und Nigel sich aufhalten. Werden Sie uns also eine Erklärung geben oder im dunkeln tappen lassen? Ich muß sagen, ich finde es etwas unfair von Ihnen, Michaels Theorie zu verlachen, wenn Sie keine eigene zu bieten haben.«

Die beiden Beamten wechselten einen Blick. »Ich glaube, ich nehme doch etwas zu trinken«, sagte der Superintendent unerwartet. »Die letzten vierundzwanzig Stunden waren höllisch.«

Harrison sah erleichtert aus, ob allerdings aufgrund der Tatsache, daß er dringend einen Schluck brauchte, oder weil sein Kollege Schwäche gezeigt hatte, konnte Deacon nicht sagen. »Ich hätte auch nichts dagegen.«

Sie nahmen Bier, und Terry schenkte ihnen ein, während Fortune kurz berichtete, was ihn nach London geführt hatte, um sich mit Sergeant Harrison zu beraten.

»Und dann haben wir beschlossen, uns Amandas Haus anzusehen.« Er hielt inne, um einen Schluck aus dem Glas zu trinken, das Terry ihm reichte. »Wir fanden Nigel de Vriess tot in einer Ecke ihrer Garage«, fuhr er fort. »Er war nackt und scheint an einem Schlag auf den Hinterkopf gestorben zu sein. Es ist vorläufig nur eine grobe Schätzung, aber der Tod muß etwa vor sechsunddreißig Stunden eingetreten sein, vermutlich, nachdem Mr. Grover den Mann in Mrs. Amandas Wohnzimmer gesehen hatte.«

Danach trat ein langes Schweigen ein.

Deacon überlegte, wie die beiden Beamten reagieren würden, wenn er bekannte, daß er am Abend zuvor Amandas Haus aufgesucht hatte. Er hatte den starken Verdacht, daß Theorien von der Unausweichlichkeit des Schicksals bei den Herren ohne Resonanz bleiben würden, zumal Harrison hinsichtlich seiner und Barrys Beziehung zu dieser gottverdammten Frau bereits seine Zweifel hatte. Er dachte an ihre Blässe und ihre Blicke, die jede seiner Bewegungen

verfolgt hatten. Hatte sie Angst gehabt, er würde auf den Toten stoßen? Wie nah war er dran gewesen? Und wie, zum Teufel, hatte sie es fertiggebracht, so kühl und gefaßt zu erscheinen, wenn irgendwo in ihrem Haus die Leiche ihres Liebhabers, den sie vielleicht auf dem Gewissen hatte, gelegen hatte?

Er schob den Stiel seines Weinglases zwischen Zeigefinger und Daumen hin und her. »Wenn sie in ihrem Haus eine Leiche hatte, dann wundert es mich sehr, daß sie sich bei Ihnen über Barry beschwert hat«, sagte er zu Harrison. »Sie ist entweder sehr kaltblütig oder sehr dumm.«

»Kaltblütig«, sagte Harrison eingedenk seines eigenen Eindrucks von dieser Frau, die seelenruhig die Polizei in ihr Haus gelassen hatte, während in ihrer Garage ein Toter lag. »Ich vermute, sie wollte wissen, was er uns erzählt hat, um dann entscheiden zu können, was sie tun würde. Wahrscheinlich hatte sie ursprünglich geplant, seinen Wagen in Dover abzustellen, ehe sie sich irgendwo anders seiner Leiche entledigte, aber als ihr klar wurde, daß sie an Grovers Aussage keine Zweifel wecken konnte, hat sie sich abgesetzt.« Er schwieg einen Moment. »Es bleibt allerdings immer noch ein logistisches Problem. Wer hat den Rolls-Royce nach Kent gefahren, wenn sein Eigentümer tot in einer Londoner Garage lag?«

Niemand antwortete.

»Wenn Amanda ihn dorthin gebracht hat«, fuhr er fort, »wie ist sie dann so rechtzeitig zurückgekommen, daß ihre Nachbarn morgens um neun mit ihr sprechen und dann sehen konnten, wie sie weggefahren ist, um Weihnachten bei ihrer Mutter zu verbringen? Hinterher kann sie es auf keinen Fall erledigt haben, denn sie war ja mittags, als die Polizei in Kent sie von Barry Grovers Verhaftung unterrichtete, im Haus ihrer Mutter. Das heißt, daß nicht genug Zeit war, die Autos zu wechseln, den Rolls nach Dover zu fahren und zurückzukommen, um den BMW zu holen.«

»Sie könnte morgens um drei von zu Hause losgefahren sein und von Dover aus einen frühen Zug nach London genommen haben«, sagte Deacon. »Dann wäre sie leicht um neun zurück gewesen.«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Sonntags kommt der erste Zug erst nach neun in Waterloo Station an.«

»Sie kann per Anhalter gefahren sein.«

»Am Tag vor Heiligabend in aller Frühe? Bei Dunkelheit? Bis vor ihre Haustür, um dann putzmunter ihren Nachbarn guten Morgen zu sagen?«

Lawrence beobachtete ihn scharf. »Wie sieht denn Ihre Theorie aus, Sergeant?«

»Wir glauben, daß noch jemand beteiligt war, Sir. Zugegeben, das ist reine Spekulation, aber wir nehmen an, de Vriess erhielt den Schlag auf den Hinterkopf beim Geschlechtsakt mit Amanda Powell, was ja die einzige vernünftige Erklärung dafür wäre, daß er nackt war; nehmen wir weiter an, daß der Komplize de Vriess' Rolls-Royce dort abgeholt hat, wo er ihn stehengelassen hatte – vor ihrem Haus stand er jedenfalls bestimmt nicht, sonst hätten die Nachbarn ihn bemerkt –, und den Wagen nach Dover fuhr. Sie werden mir zustimmen müssen, daß dieser Ablauf der Ereignisse unter den gegebenen Umständen der wahrscheinlichere ist.«

Lawrence lächelte. »Ich bin Anwalt, mein Bester. Sie können nicht erwarten, daß ich etwas Derartigem zustimme. Ein gleichermaßen wahrscheinlicher Ablauf der Ereignisse wäre folgender: De Vriess war vom Gedanken an Amanda so heftig erregt, daß er vergaß, seinen Wagen abzusperren, der daraufhin von Jugendlichen zu einer Spritztour gestohlen wurde. Inzwischen nahm er nach lustvollem Beisammensein auf dem Wohnzimmerteppich im Bad eine Dusche, rutschte auf den Fliesen aus und war tot. Entsetzt über diesen Unglücksfall, versteckte Amanda die Leiche in der Garage und floh, um darüber nachzudenken, was nun zu tun ist. Haben Sie irgend

etwas in der Hand, um meine Version der Ereignisse zu widerlegen?«

Die beiden Beamten sahen Barry an. »Vielleicht kann Mr. Grover uns helfen«, meinte Superintendent Fortune. »Wie lange haben Sie die Vorgänge im Wohnzimmer beobachtet?«

Barry blickte auf seine Hände hinunter. »Nicht lange.«

»Sind Sie gegangen, ehe es vorüber war?«

Er nickte.

»Sind Sie da ganz sicher, Sir? Die meisten Männer in Ihrer Situation hätten bis zum Ende gewartet. Sie waren unbeobachtet. Sie wurden durch Zufall Zeuge der Vorgänge. Sie haben selbst gesagt, daß es erregend war. Und zwar in solchem Maß« – er warf einen kurzen Blick auf die anderen drei, als wollte er abschätzen, wie drastisch er werden dürfe –, »daß Sie wenige Stunden später zurückgekehrt sind, um sich einen Nachschlag zu holen. Warum sind Sie vorzeitig gegangen?«

Barry schluckte. »Ich habe geglaubt, sie hätte mich gesehen. Sie bedeutete ihm plötzlich, aufzustehen und die Vorhänge zu schließen.«

Fortune zeigte ihm ein Foto von Nigel de Vriess. »War das der Mann?«

»Ja.«

»Warum glaubten Sie, daß Amanda Powell Sie gesehen hat?«

»Weil er erst aufgestanden ist, nachdem sie zum Fenster geschaut hatte.«

»War sonst noch jemand im Zimmer?«

Barry schüttelte den Kopf.

»Haben Sie durch eines der anderen Fenster ins Haus gesehen?«

»Nein. Ich hatte Angst, erwischen zu werden. Ich bin auf dem direkten Weg zur Hauptstraße zurückgelaufen und habe ein Taxi nach Hause genommen.«

»So groß kann Ihre Angst nicht gewesen sein«, bemerkte Harrison barsch. »Sie sind nach weniger als acht Stunden noch einmal zurückgekehrt.«

»Er hatte seine Mappe mit den Fotos liegengelassen«, erklärte Deacon ruhig. »Darum ist er noch einmal hingegangen.« Nachdenklich sah er Barry an. »Sie fährt einen schwarzen BMW, den sie immer vor ihrer Garage stehenläßt. War er in der Nacht da?«

Barry schüttelte wieder den Kopf.

»Dann war es vorsätzlicher Mord, und sie brauchte keinen Komplizen«, konstatierte er sachlich. »Sie ist zweimal nach Dover gefahren. Das erstmal am Samstag in ihrem eigenen Wagen, den sie dort stehenließ, um mit dem Zug nach London zurückzukehren, und das zweitemal am frühen Sonntag morgen in dem Rolls-Royce, um dann mit ihrem eigenen BMW wieder nach Hause zu fahren.« Er nestelte eine Zigarette aus der Packung auf dem Tisch und fragte sich, ob sie diese Fahrten vor beinahe sechs Jahren schon einmal gemacht hatte. »Die interessante Frage ist, was hatte sie mit der Leiche vor?« Er hielt das Feuerzeug an seine Zigarette. »Sie muß sich ihres Verstecks sehr sicher gewesen sein, sonst hätte sie sich nicht die Mühe gemacht, den Wagen in der Nähe eines Fährhafens stehenzulassen.«

Der Superintendent beobachtete ihn aufmerksam. »Das einzige Problem an diesem Szenario ist, daß ihre Nachbarn sich erinnern, den Wagen den ganzen Samstag vor ihrem Haus gesehen zu haben.«

Deacon zuckte die Achseln. »Wenn Barry sagt, daß der Wagen nicht da war, dann war er nicht da.«

»Hey, ich glaub', die wollen ihm den Mord in die Schuhe schieben«, sagte Terry aggressiv. »Ich mein', er ist doch für sie das gefundene Fressen, wenn sie meinen, daß sie 'nen Komplizen hatte.« Er puffte Lawrence in die Rippen. »Sie sollten denen nicht erlauben, daß die ihn so in die Mangel

nehmen. Die haben ihm ja nicht mal seine Rechte verlesen oder so was.«

»Oh, ich glaube, du tust unseren Freunden von der Polizei unrecht, Terry. Sie wissen so gut wie du und ich, daß Barry ihnen von dem Mann in Amandas Haus kein Wort gesagt hätte, wenn er ihn wirklich ermordet hätte.« Er runzelte leicht die Stirn. »Tja, das ist wirklich ein Problem, nicht? Wenn wir annehmen, daß Nigel de Vriess ermordet wurde, dann müssen wir akzeptieren, daß Amanda an der Tat beteiligt war. Und dabei ist sie doch eine reizende junge Frau.«

»Kennen Sie sie, Sir?«

»Ich bin ihr ein-, zweimal begegnet. Wir wohnen in derselben Gegend, und wie Michael Ihnen bestätigen wird, sitze ich gern am Fluß und lasse die große weite Welt an mir vorüberziehen.«

»Fahren Sie fort, Sir«, sagte Fortune, als Lawrence innehielt.

»Verzeihen Sie. Ich frage mich, wie tief ein Mensch in seiner Gewissenlosigkeit sinken kann, ohne daß ihm äußerlich etwas anzusehen ist. Sehen Sie, wenn Michael recht hat, dann muß Mrs. Powell Nigel de Vriess verführt haben, um bei seiner Ermordung leichtes Spiel zu haben, und dann wäre sie schon eine sehr gewissenlose Person.« Er lächelte ein wenig wehmütig. »Ich denke eigentlich lieber gut von den Menschen.«

Der Superintendent verbarg seine Ungeduld über die Geschwätzigkeit eines alten Mannes hinter einem höflichen Lächeln. »Meiner Erfahrung nach stehen Aussehen und Verhalten eines Menschen in keinerlei Beziehung.«

»Normalerweise würde ich Ihnen zustimmen.« Er nahm Barry das Foto von Nigel de Vriess aus der Hand und betrachtete es mit Interesse. »Der Mann hat ein grausames Gesicht, finden Sie nicht? Aber er war ja auch ein sehr arroganter Mann, und Arroganz ist eine gefährliche Eigenschaft. Ich kann mit aller Aufrichtigkeit sagen, daß Nigel

de Vriess eines der unangenehmeren Nebenprodukte einer zivilisierten Gesellschaft war.«

»Kannten Sie ihn denn, Sir?«

»Indirekt. Einer meiner jüngeren Partner betreute mehrere Jahre lang seine Rechtsangelegenheiten. Er legte das Mandat nieder, als de Vriess ihn anwies, eine junge Frau, die er beim Geschlechtsverkehr beinahe totgeprügelt hatte, mit Geld abzufinden. Er maß ihrem körperlichen und seelischen Wohl einen Wert von zehntausend Pfund bei, aber mein Kollege war so entsetzt über das, was der jungen Frau angetan worden war, daß er mit dem Mann nichts mehr zu tun haben wollte und die Verbindung unserer Kanzlei zu ihm abbrach. Er beschrieb de Vriess als einen Psychopathen, und nichts, was ich je über ihn gelesen oder gehört habe, veranlaßt mich, ihn anders zu sehen. Die Gesellschaft sollte nicht zulassen, daß ein solcher Mensch Reichtum anhäuft. Wenn Geld in die falschen Hände gerät, kann die Gerechtigkeit, die das Fundament unserer Demokratie bildet, jederzeit korrumptiert werden.«

Deacons Gesicht war nachdenklich, als er seinen alten Freund ansah.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich verstehе, worauf Sie hinauswollen, Sir«, sagte Fortune.

Lawrence machte ein erstauntes Gesicht. »Das tut mir leid. Ich nahm an, es läge auf der Hand. Verstehen Sie, es fällt mir weit leichter, an de Vriess' Gewissenlosigkeit zu glauben als an die Mrs. Powells.«

»Aber tot ist de Vriess, Sir, und nicht seine Freundin.«

Barry räusperte sich nervös. »Sie hat wirklich keinen glücklichen Eindruck gemacht«, gestand er. »Einmal hat er sie an den Haaren durch das Zimmer geschleift, und dann hat er sie gezwungen, sich über einen kleinen Tisch zu beugen, damit er – nun ja ...« Er stockte und brach ab. »Ich halte es für möglich, daß er sie vergewaltigt hat«, fügte er leise hinzu.

Sie sahen ihn alle an.

»Warum, zum Teufel, haben Sie uns das nicht schon gestern gesagt?« schnauzte Harrison.

Barry zuckte ängstlich zurück.

»Sie haben ihn nicht gefragt«, sagte Deacon. Aber es erklärte einen großen Teil von Barrys konfusem Verhalten in den letzten vierundzwanzig Stunden. Kein Wunder, daß er den Mann so genau hatte beschreiben können ...

**Daily Express**

27.12.95

Die Polizei hat heute nachmittag den ungewöhnlichen Schritt unternommen, Namen und Foto einer Frau zur Veröffentlichung freizugeben, die im Zusammenhang mit dem Verschwinden des Unternehmers Nigel de Vriess, dessen Rolls-Royce verlassen in Dover aufgefunden wurde, vernommen werden soll. Es handelt sich um Amanda Powell, ehemals Amanda Streeter, wohnhaft im Thamesbank Estate, London E 14. Es wird vermutet, daß sie sich irgendwo in Großbritannien versteckt hält.

**Daily Express**

30.12.95

Die Polizei hat Amanda Streeter-Powell, die gestern abend in einem Haus in Sway im New Forest entdeckt wurde, des Mordes an ihrem ehemaligen Liebhaber Nigel de Vriess beschuldigt und vorläufig festgenommen. Das Haus liegt nur gut sechzig Kilometer vom Landsitz de Vriess' in Andover entfernt, und Nachbarn berichten, sie sei dort regelmäßiger Wochenendgast gewesen. Nachbarn in London und Arbeitskollegen erklärten, sie seien angesichts ihrer Verhaftung »wie vor den Kopf gestoßen«. »Sie ist eine sympathische Frau«, sagte eine Kollegin. »Ich kann nicht glauben, daß sie eine Mörderin ist.«

**Telefonnotiz**

**Von:** Sergeant Greg Harrison  
**An:** Michael Deacon (Zimmer 104)  
**Aufgenommen von:** Mary Petty

Datum: 3.1.96

Greg Harrison hat die Nase voll von Ihren ewigen Anrufen. Er sagt, er redet mehr mit Ihnen als mit seiner Frau, und die liebt er!

Amanda Powell ist wegen Mordes unter Anklage gestellt worden und sitzt in Untersuchungshaft in Holloway. Nein, er kann Sie nicht zu ihr bringen, weil Sie wahrscheinlich bei ihrem Prozeß als Zeuge geladen werden, ebenso wie Barry. Außerdem wäre es sowieso Zeitverschwendug, wenn Sie mit ihr reden, weil sie dem, was sie der Polizei vor sechs Jahren über James Streeters Verschwinden gesagt hat, nichts hinzuzufügen hat. Sie hat das Wochenende vom 27./28./29. April 1990 bei ihrer Mutter in Kent verbracht. Ihre Mutter bestätigt das. Ihr Alibi hat die ermittelnden Beamten damals überzeugt, und es überzeugt sie auch noch. Ohne zusätzliche Indizien gibt es keine Rechtfertigung dafür, die Steuergelder für eine Suche in der Themse bei Teddington zu verschwenden.

Was den Mord an de Vriess angeht, und berufen Sie sich um Himmels willen nicht auf Greg, da die ganze Sache ja rechtshängig ist und er dafür, daß er Ihnen das mitteilt, gefeuert werden kann (Greg hat mich gebeten, das zu unterstreichen), so bestätigt Amanda, was bereits Fiona Grayson gesagt hat. Zwischen ihr und Nigel hatte es seit Monaten keinerlei Kontakt gegeben. Amanda behauptet, sie hätte Nigel am Samstag morgen zufällig in Knightsbridge getroffen (sie hätten beide Weihnachtseinkäufe gemacht), Nigel sei über das Wiedersehen mit ihr sehr erregt gewesen, und er habe sich zwölf Stunden später mit Gewalt Zutritt zu ihrem Haus verschafft und sie vergewaltigt. Das wird durch Barrys Aussage bestätigt. Als Nigel sie schließlich freigegeben habe, habe sie ihm ins Gesicht geschlagen, und er sei gestürzt und mit dem Hinterkopf auf den Türstopper aus Messing gefallen.

Die forensischen Erkenntnisse (Bluterguß an seiner Wange/Blutspuren am Türstopper) bestätigten dies. Wir suchen immer noch Zeugen, die möglicherweise ihren BMW an dem fraglichen Samstag in Dover gesehen haben; bisher haben wir keine gefunden. Die Nachbarn bestätigen immer noch ihre Aussage, der Wagen habe vor der Garage gestanden (sind jedoch nicht mehr ganz so sicher wie zuvor und räumen ein, daß sie es einfach gewöhnt waren, ihn dort zu sehen).

Amanda hat es unterlassen, die Polizei zu alarmieren, weil sie in Panik geriet. Sie erklärt, ihr sei sofort klar gewesen, daß Nigels Rolls-Royce auf keinen Fall in der Nähe ihres Hauses gefunden werden dürfte, sie habe ihn deshalb nach Dover gefahren, eine Stadt, die sie gut kennt, da ihre Mutter nur dreißig Kilometer entfernt lebt. Sie räumt ein, es sei absurd gewesen zu glauben, es sei wichtiger, den Wagen loszuwerden als den Toten, aber sie sei nach der Vergewaltigung völlig durcheinander und verängstigt gewesen. Sie ist von Dover aus per Anhalter mit einem französischen LKW gefahren und um acht Uhr dreißig morgens zu Hause angekommen.

Im Moment läßt sich nichts von alledem widerlegen, aber Greg läßt nicht locker.

Sie möchten in Zukunft per Fax kommunizieren. Hart arbeitende Polizeibeamte könnten es sich nicht leisten, stundenlang am Telefon zu hängen.

## 20

Deacon rief noch einmal in Edinburgh an. »Michael Deacon hier«, sagte er, als John Streeter sich meldete. »Ich nehme an, Sie haben gelesen, daß Ihre Schwägerin des Mordes an Nigel de Vriess angeklagt worden ist.«

»Ja.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum sie es getan hat, Mr. Streeter?«

»Nein. Ich habe am Freitag vor Weihnachten mit ihr gesprochen, um ihr einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Sie war überraschend zugänglich.«

»Was für einen Waffenstillstand?«

Es folgte ein kurzes Schweigen. »So wie Sie ihn vorgeschlagen hatten«, sagte Streeter dann. »Ich sagte ihr, daß wir jetzt glauben, daß sie die Wahrheit gesprochen hat, und bat sie, ihren Einfluß bei de Vriess geltend zu machen, damit wir die Personalakten von DVS durchsehen könnten, um eventuell einen Hinweis auf den Verbleib von Marianne Filbert zu finden. Sie war damit einverstanden und bat mich, sie im neuen Jahr noch einmal anzurufen, damit wir darüber reden könnten, wie wir vorgehen wollen.«

»Hatten Sie den Eindruck, daß Ihr Vorschlag sie beunruhigte?«

»Sie wirkte eher verwundert. Sie fragte mich, wieso wir ihr jetzt glaubten, obwohl wir es doch vorher nicht getan hätten, und ich erzählte ihr, daß Sie sich für James' Geschichte interessieren und uns geraten hatten, lieber mit ihr als gegen sie zu arbeiten.«

»Was antwortete sie darauf?«

»Soweit ich mich erinnere, meinte sie, es sei jammerschade, daß wir Ihr Interesse nicht schon vor fünf Jahren geweckt hätten, bevor soviel Unwiderrufliches geschehen sei.«

»Haben Sie sich gefragt, was sie damit meinte?«

»Nein. Ich nahm an, sie meinte, uns allen wäre viel Kummer und Ärger erspart geblieben, wenn die Wahrheit bereits herausgekommen wäre, als James verschwand.«

»Sonst noch etwas?«

»Nein. Wir haben einander fröhliche Weihnachten gewünscht und uns dann verabschiedet.« Wieder hielt Streeter für einen Moment inne. »Wissen Sie, ob die Polizei sie nach James gefragt hat?«

»Ja, aber an ihrer Aussage hat sich nichts geändert. Sie bestreitet immer noch, irgend etwas darüber zu wissen, was aus ihm geworden ist.«

Streeter seufzte. »Sie halten uns doch auf dem laufenden?«

»Selbstverständlich. Auf Wiedersehen, Mr. Streeter.«

Nachdem Deacon Lawrence alle erdenklichen Garantien gegeben hatte, daß über ihre Rolle in der Geschichte niemals etwas verlauten würde, konnte er den Alten dazu überreden, seinen Partner nach der Frau zu fragen, der de Vriess 10 000 Pfund für ihr Schweigen geboten hatte. »Ich möchte ja nur wissen«, erklärte er Lawrence, »ob sie die Sache der Polizei gemeldet hat, und wenn nicht, warum nicht.«

Lawrence runzelte die Stirn. »Ich vermute, weil das Geld sie zum Schweigen gebracht hat.«

»Wie soll das möglich sein, wenn er Zeit hatte, zu seinem Anwalt zu gehen? Die meisten Frauen wählen den Notruf, sobald der Täter zu ihrer Tür hinaus ist. Sie lassen ihm keine Zeit, sich rechtlich beraten zu lassen. Die zehntausend scheinen mir eher eine Entschädigung für die Trennung gewesen zu sein als Schweigegeld.«

Lawrence meldete sich zwei Tage später mit der Antwort. »Du hattest recht, Michael. Es war eine Entschädigung für die Trennung, und sie hat den Zwischenfall nicht angezeigt. Die arme Person war wiederholt von ihm mißhandelt worden, die Verletzungen, die mein Kollege gesehen hat, waren nur der

krönende Abschluß. Er hat sie gedrängt, Anzeige zu erstatten – er lachte vergnügt –, »was nicht ganz in Ordnung war, da er damals noch de Vriess vertrat, aber sie hatte zu große Angst.«

»Vor de Vriess?«

»Ja und nein. Sie lehnte es ab, ins Detail zu gehen, aber der Kollege ist überzeugt, daß de Vriess sie erpreßt hat. Sie war Börsenmaklerin, und er vermutet, daß sie ihr Insider-Wissen dazu verwendet hat, für sich Aktien zu kaufen, und de Vriess das wußte.«

»Aber warum wollte er das plötzlich beenden? Warum wollte er ihr sogar noch was bezahlen?«

»De Vriess behauptete, es wäre ein einmaliger Ausrutscher gewesen, der ihm in volltrunkenem Zustand unterlaufen sei. Die Frau behauptete, es sei nur der Höhepunkt einer Reihe solcher Zwischenfälle gewesen. Der Kollege glaubte ihr und legte sofort das Mandat dieses Mannes nieder, den er für extrem gefährlich hielt. Er ist der Ansicht, daß de Vriess erkannte, daß er zu weit gegangen war – er hat ihr den Arm und den Kiefer gebrochen –, und beschloß, sie mit Hilfe einer Abfindung loszuwerden. Seinen Anweisungen zufolge sollten der Frau zehntausend Pfund geboten werden, unter der Bedingung, daß es in Zukunft keinerlei Kontakte mehr zwischen den beiden Parteien gäbe.«

»Hat sie das Geld je bekommen?«

Wieder ein leises Lachen. »O ja. Der Kollege hat de Vriess fünfundzwanzigtausend rausgequetscht, ehe er das Mandat niederlegte.«

»Ist Ihnen klar, daß diese Informationen Amanda eine beträchtliche Hilfe wären? Der Fall beweist, daß Nigel zu Gewalt neigte.«

»Da bin ich anderer Meinung. Es würde ihr überhaupt nicht in den Kram passen, wenn man jetzt nachweisen würde, daß Nigel de Vriess Frauen erpreßte, um ihnen ungestraft Gewalt antun zu können. Soviel ich weiß, basiert ihre Verteidigung auf

der Behauptung, daß etwas Derartiges nie vorher geschehen ist, daß Nigel sich in einem Zustand höchster Erregung Zutritt zu ihrem Haus verschafft hat und sein Tod ein Unglücksfall war.«

»Sie lügt.«

»Davon bin ich überzeugt. Aber sie kämpft um ihr Leben.«

»Kommt sie davon?«

»Zweifellos. Barrys Aussage allein wird die Geschworenen veranlassen, sie freizusprechen.«

»Wäre er nicht gewesen, so wäre sie nie verhaftet worden«, sagte Deacon, »und jetzt hängt ihre Rettung von ihm ab. Wie Terry sagen würde, das ist echt ironisch.«

Lawrence lachte. »Wie geht's ihm mit dem Lesen?«

»Es geht schneller, als ich dachte«, antwortete Deacon trocken. »Er hat entdeckt, wie lustig es ist, obszöne Wörter im Lexikon nachzuschlagen, und er macht mich wahnsinnig damit, daß er mir die Definitionen laut vorliest.«

»Und wie geht es Barry?«

Deacon antwortete nicht gleich. Dann sagte er noch trockener: »Barry hat beschlossen, sich seinen Neigungen zu stellen, und wenn er nicht bald die Bremse zieht, werd' ich es für ihn tun. Ich bin ein toleranter Mensch, das wissen Sie, aber was zu weit geht, geht zu weit. Ich geb' mich nun mal nicht gern als Objekt für die Phantasien anderer her.«

### *The Street, Fleet Street, London EC4*

#### **Faxnachricht**

**Von:** Michael Deacon

**An:** Sergeant Greg Harrison

**Datum:** 4.1.96

Notabene: Sie sind nicht der einzige, mit dem ich telefoniere

1. John Streeter hat Amanda in der Woche vor Weihnachten angerufen (auf meinen Vorschlag hin) und ihr einen Waffenstillstand angeboten, wobei er

ihr erklärte, daß die Freunde James Streeters vorhätten, im neuen Jahr an Nigel de Vriess heranzutreten, um Zugang zu den Personalakten von Softworks/DVS zu erhalten und sich über Marianne Filbert kundig zu machen.

2. Wachen Sie auf! Die Wahrscheinlichkeit, daß Amanda am Samstag vor Weihnachten Nigel ganz zufällig in Knightsbridge getroffen hat, ist ungefähr ebenso groß wie die, daß Sie oder ich im Lotto gewinnen. Du meine Güte, an dem Tag war doch die ganze Welt unterwegs, um noch schnell letzte Geschenke zu besorgen. Sie hat sich mit ihm zu einem fröhlichen Weihnachtsfest in ihrem Haus verabredet! Siehe unten.

3. Wem gehört das Haus in Sway? Amanda oder Nigel? Wenn Nigel, dann wußte seine Frau nichts davon, und ihre Aussage, daß zwischen Nigel und Amanda kein Kontakt bestand, können wir vergessen. Ich bin überzeugt, daß Amanda jedesmal brav dort hinfahren mußte, wenn Nigel es ihr befahl. (Er wußte, daß sie James ermordet hatte, und hat sich ihrer bedient, wann immer er Lust auf Sex und Gewalt hatte.) Lawrence hat Ihnen berichtet, was für ein Schwein Nigel war, und Barry sagte, er habe sie vergewaltigt - was für Beweise brauchen Sie eigentlich noch dafür, daß Nigel sie in der Hand hatte?

4. Woher wußte sie, wo Nigel seinen Rolls-Royce abgestellt hatte, wenn er nicht vor ihrem Haus stand? Hat er mitten in der Vergewaltigung eine Pause eingelegt, um ihr zu sagen, wo er ihn geparkt hatte?

5. Wenn ihr Wagen tatsächlich vor der Garage stand, warum ist sie dann nicht einfach rückwärts hineingefahren, hat Nigel in den Kofferraum verfrachtet und ihn irgendwo entsorgt, ehe sie den Rolls-Royce verschwinden ließ? Die Tatsache, daß sie das nicht getan hat, ist der beste Beweis dafür, daß der BMW *nicht* da war.

6. Wie erklärt sie die Zementsäcke in ihrer Garage, da wir doch den fotografischen Beweis haben, daß die Garage Anfang Dezember leer war?

7. Warum haben sie sich in London getroffen, wo sie doch nach Sway hätte fahren können, zumal sie sowieso dorthin wollte und es nur ca. 65 Kilometer vom Halcombe House entfernt ist? Weil es in Sway schwieriger gewesen wäre, ihn verschwinden zu lassen! Es mußte London sein, wegen des bequemen Zugangs zu Dover. Und es mußte ein Ort sein, wo er nicht bekannt war. Also hat sie ihn angerufen und überredet, zur Abwechslung einmal nach London zu kommen.

Es war ein vorsätzlicher Mord, und die Sache hätte auch geklappt, wenn Barry nicht Sand ins Getriebe gebracht hätte. Während die gesamte Polizei von Kent und Hampshire herumgeschwirrt wäre wie ein Nest aufgescheuchter Hummeln und nach einem entführten bzw. getürmten Unternehmer gefahndet hätte, hätte sie bei ihrer Mutter (die stichhaltige Alibis gibt!) ein beschauliches Weihnachtsfest gefeiert. Das einzige Risiko war das Zurücklassen der Leiche in ihrer Garage über die Feiertage, aber sie hatte nicht die Zeit, den Rolls und Nigel in einer Nacht verschwinden zu lassen, darum war sie wohl bereit, dieses Risiko auf sich zu nehmen. Ihr wird klar gewesen sein, daß es diesmal nicht so einfach werden würde wie damals bei James. Hätte sie Nigel über ihre Gartenmauer gekippt, hätte er bei Ebbe draußen im Schlick gelegen, und irgend jemand hätte sich bestimmt dafür interessiert, was unter dem Betonmantel steckt. Sie müssen den Fluß bei der Teddington-Wohnanlage absuchen. Ich garantiere Ihnen, Sie werden einen Sack voller Gebeine, der mit Beton beschwert ist, finden, und Sie können John Streeter für DNA-Vergleiche heranziehen. Ich habe Amandas Mutter übrigens kennengelernt, und das Alibi ist ein Witz. Die arme Frau leidet seit Jahren an Arthritis und schläft nur noch mit Tabletten. Amanda könnte halb England umgebracht haben, ohne daß Mrs. Powell sen. etwas gemerkt hätte.

Gruß, Mike

## *Metropolitan Police Isle of Dogs*

### **Faxnachricht**

**Von:** Greg Harrison

**An:** Michael Deacon

**Datum:** 10.1.96, 9.43 Uhr

1. Hörensagen. Amanda bestreitet, daß John Streeter irgend etwas dieser Art gesagt habe. Ihrer Version zufolge hat er sie beschimpft, wie er das seit James' Verschwinden jedes Weihnachten getan hat.

2. Wir können nicht beweisen, daß sie ihn nicht zufällig in Knightsbridge getroffen hat.

3. Das Haus in Sway gehört einer Mrs. Agnes Broadbent. Seit fünf Jahren hat es Amanda Powell gemietet.

4. Sie sagte Nigel, sie wolle ihn nicht sehen und würde ihm ein Taxi rufen. Worauf er sagte: »Mach dir keine Mühe, ich gehe schon. Der Rolls steht in der Harbour Lane.« Danach fiel er über sie her. Ein Zeuge erinnert sich, an dem fraglichen Abend einen Rolls-Royce in der Harbour Lane gesehen zu haben.

5. Sie dachte daran, Nigel in den Kofferraum ihres Wagens zu heben, aber er war zu schwer. Sie schaffte es mit Müh und Not, ihn in die Garage zu schleppen.

6. Sie hat die Absicht, die Terrasse neu machen zu lassen. Einige der Platten sind lose.

7. Sway spielt in der Sache keine Rolle. De Vriess' einzige Absicht war, sie zu vergewaltigen, und er verschaffte sich mit Gewalt Zugang zum Haus, um eben das zu tun. Sein Tod war ein Unglücksfall. (Ihnen wird klar sein, daß ich das nicht unbedingt glaube; ich zitiere sie lediglich.)

Haben Sie eine Ahnung, was es kostet, einen Fluss absuchen zu lassen? Wir haben keinerlei Grund, die Themse bei Teddington abzusuchen. Wir brauchen Indizien, daß sich dort eine Leiche befindet. Sie scheinen es auf Amanda abgesehen zu haben. Wie kommt das?

Gruß, Greg

PS.: Sie vertrauen sehr auf Barry und Lawrence. Ihre Beweise für Nigels Brutalität gegen Frauen sind sehr dürftig. Wollen Sie sich Ärger mit seiner Familie einhandeln?

### *The Street, Fleet Street, London EC4*

#### **Faxnachricht**

**Von:** Michael Deacon

**An:** Sergeant Greg Harrison

**Datum:** 15.1.96

Lawrence und Barry haben keinen Grund zu lügen, ganz im Gegensatz zu Nigels Familie. Und weit entfernt davon, es auf Amanda »abgesehen« zu haben, versuche ich vielmehr, ihr zu helfen, ich bin daher, wie Terry sagen würde, »echt sauer«, daß ich Ihnen geholfen habe, sie aufzustöbern. Ich hätte ihre Story so gewissenhaft schützen sollen, wie ich Billys schütze, dann hätte ich mit ihr sprechen können. Warum, zum Teufel, haben Sie sie nicht des Totschlags aus Notwehr angeklagt und sie gegen Kautions freigelassen, anstatt sie hinter Gitter zu bringen? Auf diese Weise hätte ich eine zufällige Begegnung arrangieren können. Ich garantiere Ihnen, daß ich mehr aus ihr herausbekommen hätte, als Ihnen je gelingen wird.

Nebenbei gefragt, habe ich es Ihnen zu verdanken, daß ich als möglicher Zeuge gehandelt werde? Mensch, seien Sie doch realistisch! Was habe ich denn je gesehen? Okay, ich war am Heiligen Abend in Ihrem Haus, aber das einzige, was ich wahrgenommen habe, war, daß die arme Frau ständig mit dem Gestank gekämpft hat, der nach Meinung von Ihnen und Ihren Leuten von dem toten de Vriess ausging. Aber sogar ich, ein armseliger kleiner Journalist, weiß, daß Leichen mitten in einem kalten Winter nicht schon nach 36 Stunden einen derartigen Hautgout entwickeln. Das war Billy Blake, der seit Juni in bisher vergeblichem Bemühen, sie zu einem Geständnis des Mordes zu zwingen, ihr ständiger

Begleiter ist. Ja, ich weiß, das klingt verrückt, aber »es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt«, mein Freund!

Tun Sie sich selbst einen Gefallen und suchen Sie bei der Wohnanlage in Teddington im Fluß und finden Sie James. Das ist ihr wahres Verbrechen: Im Zorn einen hinterhältigen Falschmünzer erschlagen zu haben, der mit zehn Millionen Pfund auf einem Schweizer Nummernkonto zu seiner Geliebten abhauen wollte. Nicht das ich ihm das sonderlich verübeln kann. Je mehr ich über James höre, desto unsympathischer wird er mir, und sie hat für die Tat bestimmt bitter bezahlt, indem sie sechs Jahre lang nach Nigel de Vriess Pfeife tanzen mußte.

Was nun diesen Quatsch angeht, den Sie mir letzte Woche zugeschickt haben: John Streeters Frau hat das Telefongespräch mitgehört, sie kann bestätigen, was er mit Amanda gesprochen hat; prüfen Sie Nigels Bankkonten und schauen Sie nach, ob Sie die Mietzahlungen für das Haus in Sway finden; Amanda wird Nigel geraten haben, in der Harbour Lane zu parken; wenn es Amanda geschafft hat, Nigel auf die Zementsäcke zu hieven, hätte sie es auch geschafft, ihn in ihren Kofferraum zu befördern (als Architektin wird sie ja wohl eine Ahnung von der Hebelwirkung haben); kein Mensch läßt mitten im Winter seine Terrasse neu pflastern - bei Frost springt der Beton. Verlassen Sie sich auf Ihren Instinkt. Fragen Sie sich, warum Nigel Amanda vergewaltigt hat. Weil er wußte, daß sie ihn nicht anzeigen würde. Und warum nicht? Weil das Schwein sie in der Hand hatte!

Ich vermute, der Fall James Streeter lief etwa so ab:

James Streeter war ein Dieb und ein Lügner. 1985 begann er mit kleinen Beträgereien, um seine Träume vom großen Reibach an der Börse zu finanzieren. Als er '88 Marianne Filbert kennenlernte, brachte sie ihm bei, wie man Millionen absahnen kann, und die Unterschlagungen wurden raffinierter.

In der Zwischenzeit hatte er Amanda geheiratet, die er durch Nigel de Vriess kennengelernt hatte.

Ich kann mir diese Heirat von ihrer Seite nur als eine Flucht erklären; sie hatte vermutlich zu diesem Zeitpunkt erkannt, was Nigel wirklich für ein Mensch war. Schwieriger ist es, James' Motive abzuschätzen. Gesellschaftliche Gründe vielleicht (wenn Amanda gut genug für den Chef war, dann lohnte es sich, sie zu erobern). Sein Vater beschreibt ihn als »statusbewußt«.

Die Ehe war stürmisch, und James sah sich bald nach einer gefügigeren Frau um. Gleichzeitig ermutigte er Amanda, das Teddington-Projekt durchzuziehen, möglicherweise, um einen Teil seines »schmutzigen« Geldes zu waschen. (Die Eigentumsurkunden waren nur auf ihren Namen ausgestellt - aus steuerlichen Gründen? -, darum hatte sie keine Schwierigkeiten, das Anwesen gegen das Haus in Thamesbank einzutauschen.)

Sobald die Unterschlagungen ans Licht kamen, vermutete Nigel dank seiner Position im Vorstand des Bankhauses Lowenstein, daß James dahintersteckte. Er ist ihm vielleicht sogar über die Marianne Filbert/Softworks-Verbindung auf die Schliche gekommen - bei der internen Untersuchung der Bank wird man auf den nachlässigen Sicherheitsbericht der Firma Softworks gestoßen sein. Wie dem auch sei, es spricht einiges dafür, daß er dafür, daß er James den Tip zur Flucht gab, einen Anteil kassierte.

Ich glaube, daß er aus reiner Bosheit auch Amanda informierte; sie hat nämlich eindeutig gewußt, daß James vorhatte, sich aus dem Staub zu machen und sie allein im Dreck sitzen zu lassen.

Sie hat James im Zorn getötet und davon profitiert, daß alles dafür sprach, daß er getürmt war. Doch ihr Problem war, daß Nigel wußte, was sie getan hatte, und sie damit in der Hand hatte. Ich vermute, er hat Amanda informiert und von James und Marianne einen Anteil kassiert. Als Marianne sich dann mit ihm in Verbindung setzte, um ihm mitzuteilen, daß James nicht angekommen war, wurde ihm klar, daß James Großbritannien nie verlassen hatte. Den Rest hatte er sich schnell

zusammengereimt - daß nämlich Amanda James, beschwert mit Zementsäcken von der Baustelle, im Fluß versenkt hatte -, und er drohte ihr mit der Polizei. (Dieser *Modus operandi* erwies sich als so erfolgreich, daß sie ihn in Nigels Fall wiederholen wollte.)

Der Beweis für all dies findet sich in der Art, wie Nigel - wie Barry Grover bezeugt hat - Amanda behandelt hat. Wie hätte ein Mann wie de Vriess sich ein solches Verhalten leisten können, wenn er nicht wußte, daß sie ihn nicht anzeigen würde? Herrgott noch mal, er hatte alles zu verlieren, wenn sie Vergewaltigung geschrien hätte, sobald er aus dem Haus war. Gruß, Mike

### *The Street, Fleet Street, London EC4*

Amanda Powell  
Strafvollzugsanstalt  
IX Parkhurst Road  
Holloway London N70NU

15. Januar 1996

Liebe Amanda,

ich habe keine Ahnung, ob Billys Auffassung von Hölle und Verdammnis Gültigkeit besitzt. Er beschrieb das Fegefeuer als »einen Ort ewiger Verzweiflung, von dem die Liebe abwesend ist«. Er sah es jedoch nicht als eine Ewigkeit der Unwissenheit, sondern als eine Ewigkeit schrecklicher Bewußtheit. Die verdammte Seele weiß, daß die Liebe existiert, ist jedoch auf ewig verdammt, ohne sie zu existieren. Ich glaube, diese Vision hat ihn so tief erschreckt, daß er, als Billy Blake, es sich zur Aufgabe machte, Sünder vor den Gefahren ungesühnter Schuld zu bewahren.

Für andere hielt er seine Hände ins Feuer oder setzte sich bitterer Kälte aus. Für Sie ist er gestorben. Das heißt nicht, daß Sie seinen Tod auf

dem Gewissen haben müssen; er wollte ja den Tod. Ohne ihn hätte er keine Hoffnung gehabt, seine geliebte Frau Verity aus der Einsamkeit des Abgrunds der Hölle zu erretten, in den sie als Selbstmörderin, verbannt worden war. Er war überzeugt, daß es eine Erlösung aus diesem schrecklichen Ort nur durch göttliches Mitleid gebe, und hoffte, wenn er ein bußfertiges Leben führe, ehe er sich aus eigenem Willen dem Tod hingabe, könne er das Wunder vollbringen und Verity mit Hilfe eines gnädig eingreifenden Gottes aus der Hölle erlösen.

Man kann vorbringen, sein Geist sei durch Schock, Schmerz, Alkoholmißbrauch und dauernde Unterernährung völlig verwirrt gewesen. Gewiß ist, daß einige seiner Freunde glauben, er sei schizophren gewesen. Aber ich stimme dem zu, was Sie bei unserer ersten Begegnung sagten. »Unsere Gesellschaft befindet sich in tiefen Schwierigkeiten, wenn wir das Leben eines Menschen für so wertlos halten, daß die Art seines Sterbens das einzig Interessante an ihm ist.« Billys Wert lag in den Anstrengungen, die er unternahm, Sie zu erlösen; der einzige Grund nämlich, warum er Sie aufsuchte, war sein Bestreben, Sie davon zu überzeugen, in diesem Leben für den Mord an James zu bezahlen und Ihr Leiden nicht in die Ewigkeit zu verschieben.

Das Ironische ist, daß Sie bereit waren, einem Verwahrlosten, um den niemand trauerte, im Tod die Würde zu geben, die Sie James verwehrt haben, und vielleicht war es das, worauf es Billy von Anfang an angekommen ist. Immerhin hat es mich zu Ihnen geführt. Billy muß gewußt haben, daß der lange Fußmarsch nach Andover mitten in einem heißen Sommer, um von Nigel de Vriess Ihre Adresse zu erfragen (wobei allerdings Nigel zu der Zeit im Ausland war und Fiona ihm sagte, wo Sie zu finden waren), seine letzten Kraftreserven aufzehren würde. Das bedeutete, daß sein Tod in Ihrer Garage die unausweichliche Folge seines Handelns sein würde. Er hätte, wie Sie selbst sagten, Ihre

Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder aus Ihrer Tiefkühltruhe essen können, aber er tat nichts von beidem; er stillte nur seinen Durst mit Eiswürfeln und starb. Es ging ihm nicht darum, Sie zu richten - er war ja selbst ein Mörder -, es ging ihm einzig darum, Sie an diesen anderen Menschen zu erinnern, der unbeerdigt und unbetrauert geblieben war.

Ich lege eine Zusammenfassung der Ereignisse, wie sie sich meiner Vermutung nach abgespielt haben, bei, die ich an Sergeant Greg Harrison geschickt habe. Billys Rolle bei diesen Vorgängen habe ich weggelassen, weil er sich damals nicht gemeldet hat, und ich bezweifle, daß die Polizei auf das Zeugnis eines Toten etwas geben wird. Aber ich bin überzeugt, er hat im Schatten gestanden und zugesehen, wie Sie James getötet haben. Nachbarn in Teddington erinnern sich an einen Penner, der in der alten Schule hauste, und Tom Beale aus der Lagerhalle hat mir erzählt, daß Billy einmal erwähnte, »flußaufwärts von Richmond gehaust zu haben«, ehe er zur Isle of Dogs weiterzog.

Sie werden vielleicht fragen, warum er sich nicht schon früher auf die Suche nach Ihnen gemacht hat. Die Antwort ist einfach: Er kannte Sie nur als Amanda Streeter, die Frau, die die Schule gekauft hatte, in der er seinen Schlafplatz hatte. Als Sie Ihren Mädchennamen wieder annahmen und umzogen, verlor er Sie aus den Augen, bis er eines Tages Ihren Namen in Verbindung mit dem Nigel de Vriess las. Doch die wahre Antwort ist, daß er noch nicht bereit war. Eine alte Frau hat einmal mit mir über Selbstmord gesprochen. Sie sagte: »Haben Sie bedacht, daß auf der anderen Seite vielleicht jemand auf Sie wartet und Sie noch gar nicht bereit sind, ihm gegenüberzutreten?« Billy begriff, glaube ich, besser als jeder andere, daß er bereit sein mußte, und er bereitete sich durch Leiden vor. Er sagte immer, er hätte noch nicht genug gelitten.

Ich habe nicht die Absicht, mehr zu tun, als ich bereits getan habe - nämlich die Ausübung der Gerechtigkeit den Behörden zu überlassen -, jedoch werde ich den Streeters sagen, daß ihr Sohn in der

Tat ermordet wurde. Keiner von uns ist nur schlecht, Amanda, und jeder von uns verdient, betrauert zu werden. Billys Erlösung überlasse ich Ihnen. Meine persönliche Ansicht ist, daß es keinen Unterschied macht, ob er verrückt war oder nicht. Er war überzeugt, daß der Mensch sich Gottes mitfühlende Gnade verdient, wenn er eine andere Seele errettet.

Sie forderten mich auf zu beweisen, daß Billys Leben einen Wert besaß, aber ich bin sicher, Sie wissen jetzt, daß Sie der einzige Mensch sind, der das tun kann. Es liegt in Ihrer Hand, ob Sie, indem Sie für Ihre eigene Schuld sühnen, auch ihn und Verity erlösen.

Mit den besten Wünschen  
Michael Deacon

PS.: Bitte glauben Sie nicht, daß hinter diesem Brief auch nur ein Anflug von Feindschaft steht. Ich habe Sie immer gemocht.

### *Metropolitan Police Isle o f Dogs*

#### **Faxnachricht**

**Datum:** 19. 1 .96 , 16.18 Uhr  
**Von:** Sergeant Greg Harrison  
**An:** Michael Deacon

Amanda Powell hat den Mord an James gestanden. Wir beginnen morgen um 8.30 Uhr mit der Suche in der Themse. Ich sehe Sie in Teddington.

Greg

Als Deacon um die Ecke des umgebauten Schulhauses bog, mußte er an seinen ersten Besuch in der Lagerhalle im alten Hafen von London denken. Dies war eine ebenso triste Landschaft, belebt von Menschen in formlosen, dunklen Wintermänteln. Ein paar Männer standen zu einer Gruppe zusammengedrängt einige Schritte vom Flußufer entfernt und blickten, die Mantelkragen gegen den schneidendem Wind hochgeklappt, auf das graue Wasser hinaus. Sie waren jünger und konventioneller gekleidet, doch ihre Gesichter wirkten in der Kälte nicht weniger verfroren als damals die Gesichter der Penner aus der Lagerhalle. Auf dem Wasser wippten die Köpfe von Polizisten in Taucheranzügen neben einem Boot, das sich der Strömung entgegenstemmte. Es lag nur wenige Meter von dem etwa sechs Meter breiten Rasengürtel der Uferböschung entfernt. Er wurde am unteren Ende durch einen Treidelpfad aus Holzplanken begrenzt, der sich an der Front des Anwesens entlangzog. Der Rasen war mit Blumenbeeten und Büschen gestaltet, die so gruppiert waren, daß sie den Blick auf das Wasser umrahmten, und Deacon fragte sich, ob dies Amanda vorgeschwabt hatte, als sie die Pläne für den Umbau entworfen hatte.

Plötzlich bemerkte er sie. Ganz in Schwarz stand sie mit einer Gefängnisbeamtin etwas abseits und blickte so angespannt zum Fluß hinaus wie die Polizeibeamten. Sie drehte den Kopf, als er sich über den Rasen näherte, und mit einem schwachen Lächeln des Erkennens hoben sich ihre Mundwinkel leicht. Grüßend hob sie eine Hand und senkte sie gleich wieder, aus Angst vielleicht, menschlicher Anteilnahme nicht mehr würdig zu sein. Er erwiderete den Gruß mit gleicher Geste.

Sergeant Harrison löste sich aus der Gruppe von Männern,

um ihn an einem näheren Kontakt mit Amanda zu hindern. Er warf einen Blick auf den Fotoapparat in Deacons Hand und schüttelte den Kopf. »Keine Fotos diesmal«, sagte er.

»Nur eines«, bat Deacon mit einer Kopfbewegung zu der Frau. »Für meine persönliche Sammlung, nicht zur Veröffentlichung. Sie sieht toll aus in Schwarz.«

»Kein Wunder«, versetzte der Sergeant. »Sie tötet das Männchen nach der Paarung.«

»Heißt das Ja oder Nein?«

Er zuckte die Achseln. »Es heißt, auf Ihre eigene Verantwortung. Die Frau ist gefährlich, Mike.«

Deacon lachte. »Sie sind doch ein gestandener Mann. Haben Sie nie Lust gehabt, ein bißchen was zu riskieren? Glauben Sie nicht, daß die männliche Schwarze Witwe dafür, daß sie gegessen wird, den besten Sex ihres Lebens bekommt?«

»Zumindest den einzigen *Sex* in ihrem Leben«, entgegnete Harrison säuerlich. »Im übrigen wird sie sowieso ein häßliches altes Weib sein, wenn sie ihre lebenslängliche Strafe abgesessen hat.«

Ein Taucher hob seinen glänzenden, seehundähnlichen Kopf aus dem Wasser und gab den Beobachtern am Ufer mit abwärts gesenktem Daumen ein Zeichen. Es war ein farbloses und zugleich schönes Bild. Grauer Himmel über grauem Wasser, die Umrisse des Boots schwarz vor einer weißen Wintersonne. Ehe Harrison ihn daran hindern konnte, hatte Deacon seinen Apparat gehoben und den Moment für die Nachwelt festgehalten. »Nichts im Leben ist häßlich«, sagte er, das Objektiv auf Amanda richtend, »wenn man es nicht so sehen will.«

»Warten Sie, bis wir James rausziehen. Dann werden Sie anders reden.« Er bot Deacon eine Zigarette an. »Sie hatten recht mit Ihrer Vermutung, daß de Vriess sie damals informierte«, sagte er, die Hand um das brennende Streichholz gekrümmmt. »Nur wußte sie damals nicht, von wem die

Information kam. Er schickte ihr eine Fotokopie des ursprünglichen Beschlusses der Bank, eine interne Untersuchung anzuleiern, und darin wurde James als Verdächtiger erwähnt. Sie traf am Freitag morgen, dem siebenundzwanzigsten April, ein, und Amanda war danach den ganzen Tag in Panik.« Er hielt inne, um seine eigene Zigarette anzuzünden. »Sie wollte eigentlich am Abend zu ihrer Mutter fahren, aber sie rief James in seinem Büro an und bat ihn, sie hier, bei der Schule, um sechs Uhr zu treffen, allem Anschein nach, um ein oder zwei Fragen zu besprechen, die sich bei den Umbauplänen ergeben hatten. Sie behauptet, sie hätte nur die Wahrheit herausfinden wollen, aber aus dem Gespräch wurde ein handfester Krach, als James damit zu prahlten begann, wie schlau er gewesen sei. Sie befanden sich im Schulgebäude, und sie stieß ihn eine Treppe hinunter. Sie glaubt, er hat sich bei dem Sturz das Genick gebrochen.«

Er brach ab, als ein zweiter Taucher an die Oberfläche kam. »Sie sagt, die Leiche sei unter dem Plankenweg eingeklemmt. Es war die erste Bauphase. Man hatte ihnen zur Auflage gemacht, den alten Treidelpfad wiederherzurichten, wenn sie das Schulhaus umbauen wollten. Es wurden Pfähle eingerammt, die den Plankenweg tragen sollten, und sie hat James hinter ihnen ins Wasser gestoßen.«

»An einem Aprilabend um sechs Uhr?« fragte Deacon ungläubig. »Da muß es doch noch taghell gewesen sein.«

»Sie hat es nicht gleich getan.« Harrison zog tief an seiner Zigarette, die er hinter seinem hochgeklappten Revers vor dem Wind schützte. »Sie ließ James tot am Fuß der Treppe liegen und fuhr völlig unter Schock nach Kent. Sie erwartete, daß dort schon die Polizei auf sie warten würde. Als das nicht der Fall war, beruhigte sie sich langsam, und ihr wurde klar, daß sie entweder den Mord gestehen oder die Leiche verschwinden lassen mußte. Sie fuhr um zwei Uhr morgens hierher zurück, während ihre Mutter fest schlief, und tat alles Notwendige.«

Deacon beobachtete Amanda, während Harrison sprach. »Wie? Sie ist kein Arnold Schwarzenegger, und dunkel war es auch noch.«

»Sie ist eine sehr umsichtige Frau«, sagte Harrison. »Sie hatte aus dem Haus ihrer Mutter eine Taschenlampe mitgenommen. Soweit ich verstanden habe, wälzte sie den Leichnam auf eine alte Tür und baute dann unter ihr einen Stapel Ytongsteine auf, bis die Tür sich soweit gehoben hatte, daß sie die Leiche in einen Schubkarren rutschen lassen konnte. Eigentlich wollte sie sie vom Plankenweg aus in den Fluß kippen. Sie hoffte, wenn die Leiche stromabwärts angespült werden würde, würde man glauben, James sei verunglückt. Aber sie war müde und hatte den Schubkarren nicht richtig im Griff. Das ganze Ding kippte über diese Seite des Plankenwegs.« Er wies zu den Büschen auf der linken Seite. »Vor fünf Jahren war da durch die Ufererosion noch eine zwei Meter breite Spalte. Anstatt sich nochmals das ganze Theater mit der Tür und den Ytongsteinen anzutun, stieß sie die Leiche mit dem Kopf durch die Spalte und verließ sich darauf, daß sie durch die Strömung in den Fluß hinausgezogen werden würde.«

»Aber so war es nicht?« fragte Deacon, als Harrison nicht weitersprach.

Harrison zuckte die Achseln. »Er ist nie angespült worden. Sie glaubt deshalb, daß der Leichnam an einem der Pfähle hängengeblieben ist und später unter dem Schutt und dem Zement begraben wurde, den die Bauarbeiter hineingekippt haben, um die Spalten an den Seiten des Plankenwegs zu füllen.«

»Hätten die aber die Leiche nicht bemerkt?«

»Sie sagt, sie sei am Montag morgen noch einmal hier gewesen und habe nachgesehen, aber es sei keine Spur von der Leiche zu entdecken gewesen. Danach glaubte sie, es sei nur eine Frage der Zeit, bis jemand bei ihr anklopfen und ihr

mitteilen würde, daß James nicht getürmt, sondern seit Wochen tot sei.«

»Aber das ist nie geschehen?«

»Nein. Sie hatte ein Schweineglück.«

»Wenn er unter einer Tonne Schutt und Zement liegt, was hoffen die Taucher dann überhaupt zu finden?«

»Ganz egal – irgendwas, das beweist, daß sie die Wahrheit sagt. Sie achten besonders auf Metallgegenstände, seine Rolex, Gürtelschließe, Knöpfe, Reißverschluß. Wenn sie so was an Land ziehen, fangen wir an zu graben und sehen, ob wir das Skelett des armen Kerls finden.«

Deacon sah wieder zu Amanda hinüber. »Warum sollte sie nicht die Wahrheit sagen?«

»Niemand versteht, wieso sie sich plötzlich entschlossen hat, reinen Tisch zu machen. Sie hat alle Chancen, um eine Anklage wegen Mordes an Nigel de Vriess herumzukommen, weil Barrys Aussage, daß er sie vergewaltigt hat, ihr erlaubt, Notwehr geltend zu machen. Wir versuchen noch, einen Beweis für Vorsatz zu finden, aber wir haben bisher keinen Erfolg. Es gibt keine Aufzeichnungen irgendwelcher Telefongespräche, niemand hat ihren Wagen in Dover gesehen, und wenn de Vriess je in Sway war, so ist er niemandem dort aufgefallen.« Er wies zum Fluß hinunter. »Wieso also macht sie uns dieses Geschenk? Was glaubt sie, damit zu erreichen?«

»Ein ruhiges Gewissen?« meinte Deacon.

Harrison ließ seinen Stummel ins Gras fallen und trat ihn aus. »Sie sind ein Romantiker, Mike. Wir befinden uns im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert, die Menschen haben kein Gewissen mehr. Statt dessen haben sie schlaue Anwälte. Glauben Sie im Ernst, Amanda hätte die Sache mit James je gestanden, wenn sie nicht des Mordes an Nigel de Vriess angeklagt worden wäre?« Er schüttelte den Kopf. »Der Druck auf sie, über James' Verschwinden Auskunft zu geben, ist immer stärker geworden, und sie kann sich nicht zwei separate

Prozesse für zwei separate Morde leisten. Einmal würde sie vielleicht freigesprochen werden, aber bestimmt nicht zweimal, und das letzte, was sie braucht, ist, daß wir James ausgraben, *nachdem* sie bei de Vriess vielleicht mit Notwehr davongekommen ist. Ich wette, von James wird nicht mehr viel übrig sein, um festzustellen, wie er umgekommen ist, und sie möchte vor ihrem Prozeß sicher sein, daß nicht weitere Anklagen warten. Tolles Gewissen.«

Deacon antwortete nicht gleich, und sie sahen eine Weile schweigend den eifigen Aktivitäten im Fluß zu. »Wie hat sie erfahren, daß Nigel ihr die Fotokopie über die Unterschlagungen geschickt hat?« fragte er dann.

»Er rief nach James' Verschwinden an, um ihr seine Teilnahme auszusprechen, und da erwähnte er es. Er sagte, er hätte sie vor James' möglicher Verhaftung warnen wollen, hätte es aber wegen seiner Position im Vorstand nicht offiziell tun können. Sie bestreitet Ihre Theorie, daß er sie in der Hand hatte«, fuhr er fort. »Sie sagt, Nigel habe nichts von James' Tod gewußt, und behauptet, die Beziehung zwischen ihnen sei stets freundschaftlicher Natur gewesen, bis er sich an dem fraglichen Abend in ihr Haus drängte und sie vergewaltigte.«

Deacon ließ ein gedämpftes Lachen hören, das vom Wind weggefegt wurde. »Sie kann gar nichts anderes sagen, wenn sie Notwehr geltend machen will.«

Harrison musterte ihn scharf. »Wieso sind Sie so erpicht darauf zu beweisen, daß es das nicht war?«

»Das bin ich gar nicht mehr.«

»Ich verstehe nicht.«

Deacon trat seinen Zigarettenstummel aus. »Mich interessiert nur ihr Eingeständnis, daß sie James getötet hat. Was Nigel anbetrifft, meine ich, er hat bekommen, was er verdiente, ob er sie nun einmal oder hundertmal vergewaltigt hat.«

»Aber Sie sind sicher, es war das letztere.«

»Ja.« Er schob seine Hände in seine Taschen. »Ich glaube, er hatte die Macht über ihren Leib und ihre Seele, weil er wußte, daß sie ihren Mann ermordet hatte. Ich habe mit Lawrence' Partner gesprochen, und er bezeichnetet de Vriess als Vieh. Er sagt, Nigel hätte überhaupt keine Skrupel gehabt, eine Frau zu mißbrauchen, gegen die er etwas in der Hand hatte.« Er zog amüsiert eine Augenbraue hoch. »Hören Sie, es muß doch einen Grund für den Mord an dem Kerl gegeben haben. Sie glauben vielleicht, daß sie zwei Männer versehentlich aus Notwehr getötet hat, ich glaube es nicht. Meiner Ansicht nach hat sie die letzten fünf Jahre überlegt, wie sie Nigel loswerden könnte, und als dann John Streeter sie anrief, um ihr eine Änderung der Taktik mitzuteilen, war das der Anstoß, den sie brauchte. Es ist eine Sache, das Ziel verleumderischer Pressemitteilungen zu sein, die kein vernünftiger Zeitungsmann je ernst genommen hat; es ist eine ganz andere Sache, müßig zuzusehen, wie Leute, die man fürchtet, auf den Rat eines Journalisten hin Bündnisse eingehen.«

Harrison schnitt ein Gesicht. »Wo sind die Beweise? Der Gerechtigkeit ist mit müßigen Spekulationen nicht gedient.«

»In diesem Fall schon«, konterte Deacon freundlich. »Der Gerechtigkeit war in diesem Moment gedient, als sie zugab, James getötet zu haben, und dafür können Sie Billy Blake danken. Er hat sie zum Reden gebracht.«

»Sie werden mir doch jetzt nicht erzählen, daß sie ihn auch umgebracht hat?«

»Nein. Billy ist gestorben, weil er nicht mehr leben wollte.«

»Und was glauben Sie, weshalb Nigel Billy ihre Adresse gegeben hat?«

»Das hat er gar nicht. Nigel war die beiden letzten Maiwochen im Ausland.« Er dachte an die verbitterte Frau zurück, die ihm wenige Tage zuvor ihr Herz ausgeschüttet hatte. »Fiona hat Billy gesagt, wo er Amanda finden kann.«

*Weiß Gott, ich hasse sie ... Sie hat mein Leben*

*kaputtgemacht ... Nigel und ich wurden ihretwegen geschieden, und jetzt hat sie ihn getötet ... Ja, ich habe diesem alten Landstreicher gesagt, wo sie wohnt ... Er war völlig verrückt ... Er sagte, er sei ein Werkzeug Gottes ... Und dann verlangte er ihre Adresse ... Ob es mich beunruhigt hat, ihr einen Verrückten ins Haus geschickt zu haben? ... Nicht im geringsten. Es hat mich amüsiert ... Oh, ich habe immer gewußt, wo sie war und wie sie sich nannte ... Es wäre ja dumm von mir gewesen, mich nicht zu informieren ...*

Im Wasser wurde es plötzlich lebhaft, als ein Taucher nach oben kam und den Wartenden am Ufer erregte Zeichen gab. Harrison trat zusammen mit den anderen Polizeibeamten näher ans Wasser. Deacon hätte den Abstand von zwanzig Schritten, der ihn von Amanda Powell trennte, leicht überbrücken können. Sie hatte den Blick auf ihn gerichtet und nicht auf den Fluß, und er spürte den Sog ihrer Anziehungskraft wie beim erstenmal, als er ihr begegnet war.

Er fragte sich später oft, warum er nicht zu ihr gegangen war.

Statt dessen ging er, ohne einen Blick zurückzuwerfen, den Hang hinauf.

### *The Street, Fleet Street, London EC4*

Lawrence Greenhill  
23 Wharf Way  
London E14

22. Januar 1996

Lieber Lawrence,  
was können Sie mir zu folgendem sagen? Ich bin gestern abend in Ihrem Tagebuch darauf gestoßen.

»London, 19. Dezember 1949: Eine neue Mandantin, Mrs. P., eine Kriegerwitwe, war heute bei mir. Es handelte sich um die Schwangerschaft ihrer dreizehnjährigen Tochter. Sie wollte wissen, ob sie

den verantwortlichen Mann anzeigen oder um des Kindes willen schweigen solle. Das Mädchen ist im siebten Monat, eine Abtreibung kommt also nicht mehr in Frage - guter Gott, die arme Seele glaubte, es wäre Babyspeck, sie tut mir in der Seele leid. Sie nahm GS als Freund in ihrem Haus auf. Er ist 27, nur fünf Jahre jünger als sie, und sie fühlte sich geschmeichelt von seinen Aufmerksamkeiten. Ihre Verwirrung ist um so größer, als sie sich offensichtlich selbst Hoffnungen auf eine Heirat gemacht hatte. Nun ist sie am Boden zerstört, weil sie feststellen mußte, daß er mehr daran interessiert war, ihre Tochter V. zu verführen. Ich habe zu Schweigen und Adoption geraten und ihr die Adresse eines Nonnenklosters in Colchester gegeben, wohin ihre Tochter sich zurückziehen kann, bevor ihr Zustand Freunden und Lehrern offenkundig wird. Die Nonnen werden, wenn es soweit ist, ordentliche Eltern für das Kind finden. Aber *ich liege heute abend mit mir selbst im Kampf*. In was für einer Welt leben wir, die es zuläßt, daß unschuldige Kinder, denen der Krieg den Vater geraubt hat, herzlosen Ungeheuern zum Opfer fallen? So einen Menschen müßte man doch anzeigen und dafür sorgen, daß er bestraft wird, selbst wenn es auf Kosten des Rufes des unglücklichen Opfers geht?»

Terry meint, es sei Schicksal. Stimmt das? Oder hat da Ihr Gott die Hand im Spiel? Ich hätte Sie ins Zentrum meiner Übersichtstafel setzen sollen und nicht Billy Blake, denn in Ihrer Hand lag der Schlüssel zu beiden Geschichten. Billy war noch auf der Suche nach der Wahrheit, während Sie sie immer gewußt haben.

Ihr

Michael Deacon

PS.: Ich habe Ihren Rat beherzigt und Barry nach Hause zu seiner Mutter geschickt, nachdem er sich den dritten Abend in Folge betrunken hatte. Es ist Terrys Schuld. Er hänselt den armen Kerl erbarmungslos. Und - ich kann keine weiteren Liebesschwüre ertragen.

*Mittwoch, 7. Februar 1996 – 9 Uhr – Kapstadt, Südafrika*

Der junge Kellner zuckte vielsagend die Achseln und wies mit einer kurzen Kopfbewegung zu der Gestalt an dem Tisch am Fenster. »Sie weint schon, seit sie hier angekommen ist«, sagte er. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie bestellt nichts, aber sie geht auch nicht.«

Der ältere Mann trat an den Tisch. »Geht es Ihnen nicht gut, Mrs. Metcalfe? Kann ich etwas für Sie tun?«

Sie hob den schwimmenden Blick zu seinem Gesicht und stand unsicher auf. »Nein«, sagte sie. »Es geht mir gut.«

Als sie ging, sah er zu der englischen Zeitung hinunter, die sie bei ihrer Ankunft aus dem Ständer des Hotels genommen hatte. Aber die Schlagzeile sagte ihm nichts.

»DNA-Tests beweisen – Skelett in der Themse war James Streeter.«

## Eine Parabel aus unserer Zeit

von Michael Deacon

Die tragische Geschichte von Verity Fentons Selbstmord und Peter Fentons darauffolgendem Verschwinden ist wohlbekannt. Unbekannt war bis vor kurzem, was aus Peter Fenton geworden war. Die Wahrheit lag verschüttet im Grab eines Selbstmörders.

»Billy Blake – gestorben am 12. Juni 1995«, so steht es auf der Tafel in einem Londoner Krematorium zum Andenken an den Tod des Obdachlosen. Es müßte heißen: »Peter Fenton, geboren am 5. März 1950 – gestorben am 13. Juni 1995 an Selbstkasteiung.«

Es ist schwer vorstellbar, wie ein Mann vom Typ Peter Fentons, der als Diplomat eine herausragende Rolle spielte, eines Tages einfach sein Haus verlassen und spurlos verschwinden konnte, wenn man nicht

begreift, warum er das tat. Zum Zeitpunkt seines Verschwindens wurde vermutet, er habe sich heimlich abgesetzt, die Suche nach ihm konzentrierte sich daher auf das Ausland. Keinem jedoch kam es in den Sinn, daß er beschlossen haben könnte, unter den Ärmsten der Armen in London ein Büßerleben zu führen.

Ist es ein Wunder, daß er so mühelos untertauchen konnte, wenn keiner von uns es wagt, einen Bettler oder Stadtstreicher länger anzusehen, aus Angst, der Blickkontakt könnte gefährlich oder peinlich werden?

Doch Veränderungen brauchen ihre Zeit, und Peter Fenton, ein gutaussehender, dunkelhaariger Mann von 38 Jahren, muß noch nach Wochen zu erkennen gewesen sein, ehe

mangelnde Hygiene und Unterernährung aus ihm den heruntergekommenen und völlig abgemagerten Billy Blake machten, der der Polizei als sechzigjähriger Penner und Straßenprediger

wohlbekannt war. Wie konnte der Mann sich in so kurzer Zeit so radikal verändern? Die Antwort muß wohl lauten, daß die Erschütterung über Veritys Selbstmord ihn zerstörte. Er war bereits bis zur Unkenntlichkeit gealtert, als er sich in die anonyme Welt der Landstreicher begab.

Es wäre zutreffend zu sagen, daß Peter Fenton am 3. Juli 1988 starb, als er das Haus der Familie am Cadogan Square verließ. Ganz gewiß hatte er kein Interesse daran, wieder dieser Mann zu werden. Peter Fenton war Berufsdiplomat, ein gewandter und selbstbewußter Mann mit einem beneidenswerten Intellekt und ohne

offenkundige charakterliche Schwächen. Billy Blake dagegen war ein gequälter Mensch, der sich mit Genugtuung selbst Schmerz zufügte und jedem, der es hören wollte, die Verdammnis predigte. Er war ein unverbesserlicher Alkoholiker, Dieb und Bettler, doch er war immer bestrebt, häufig um einen für ihn selbst schrecklichen Preis, andere vor der Sünde zu bewahren, die er selbst begangen hatte. Die Ironie daran war, daß Billy, der Verwahrloste, ein guter Mensch war, Peter Fenton, der Privilegierte, nicht.

Peter war ein Mörder, der nach vollbrachter Tat die Frau seines Opfers, Geoffrey Standish, verführte und heiratete. Es kann keinen Zweifel daran geben, daß er genau wußte, wer Verity war, als er sie zum erstenmal in die Arme schloß; denn selbst wenn Geoffrey Standish zu dem Zeitpunkt, da er ihn tötete, ein Fremder für ihn war, wird er später aus den

Zeitungsbüchern erfahren haben, wer er gewesen war. Wir können mutmaßen, daß dieses Wissen den Kitzel bei der Verführung Veritys noch erhöhte; wir können aber auch einen freundlicheren Standpunkt einnehmen und sagen, daß Peter Fenton sich ganz einfach auf den ersten Blick in eine zarte und verletzliche Frau verliebte, deren Leiden durch die Hand ihres brutalen ersten Ehemannes unauslösliche Spuren hinterlassen hatte.

Sie war eine zierliche, zerbrechlich wirkende Frau mit großen, scheuen Augen, und Peter war keineswegs der erste Mann, der sich als ihr Beschützer anbot. Er war jedoch der jüngste, und nach Jahren der Mißhandlung durch Geoffrey, der vierzehn Jahre älter gewesen war als sie, erhoffte Verity sich von einer Beziehung zu einem Mann, der jünger war als sie, Sicherheit. Dennoch lag ihr nichts daran, diese Beziehung zu einem

jüngeren Mann publik zu machen. Es gibt Hinweise darauf, daß sie vor einer Heirat zurückgeschreckte, weil sie das Gerede der Leute fürchtete. Sie mag Peter schließlich gegen ihre Überzeugung geheiratet haben, doch alle Befürchtungen über die Angemessenheit einer solchen Verbindung wurden sehr schnell zerstreut. Freunde beschrieben die Ehe als »Idylle«, »die größte Liebe seit Abelard und Eloise«, »eine Wohltat mit anzusehen«, »so intensiv, daß man beinahe von Vergötterung sprechen könnte«, »schwer zu sagen, wer von beiden den anderen mehr anbetete«.

Wie tragisch unter diesen Umständen, daß sie, ganz von ihrer Liebe zu Peter gefangen, die beiden Kinder zu vernachlässigen begann, die aus ihrer Ehe mit Geoffrey hervorgegangen waren. Der Grund ist leicht nachzuvollziehen. Zur Zeit

ihrer Eheschließung war ihre Tochter Marilyn, 20, auf der Universität, und ihr Sohn Anthony, 14, im Internat. Sie war nicht mehr so wichtig für die Kinder, und ihre Rolle als Peters Ehefrau führte sie ins Ausland, in die Vereinigten Staaten.

»Wir konnten jede Ferien zu ihnen kommen, wenn wir wollten«, sagt Marilyn, »aber es hat wirklich keinen Spaß gemacht, wochenlang das fünfte Rad am Wagen zu sein. Für Anthony war es noch schlimmer, weil er jünger war. Aber er hat das nie Peter zum Vorwurf gemacht. Er hat es Mutter übelgenommen, weil sie nie ein Geheimnis daraus gemacht hat, wie sehr sie unseren Vater gehaßt hat. Am Ende hat Anthony, der sowieso schon deprimiert war, weil seine Freundin ihm den Laufpass gegeben hatte, eine solche Wut bekommen, daß er diese Anzeige in die *Times* setzte. Er wußte, daß Mutter sie lesen würde. Er wollte sie

aus ihrer Selbstgefälligkeit reißen. Wir hatten beide Gerüchte gehört, daß sie Vater hatte umbringen lassen, und Anthony wollte sie daran erinnern. Sehen Sie, er war 1971 erst fünf Jahre alt, und er hat nie geglaubt, daß Vater so schlimm war, wie alle behauptet haben.«

Anthony Standish war 1988 22 Jahre alt. Er war ein unglücklicher junger Mann, dessen Niedergeschlagenheit über eine verunglückte Liebesbeziehung sich mit einem langjährigen Groll über die Kälte seiner Mutter ihm gegenüber vermischt. Seine Verbitterung fand ihren Ausdruck in der folgenden Chiffreanzeige:

»Geoffrey Standish – Wer etwas über den Mord an Geoffrey Standish am 10.3.71 auf der A 11 in der Nähe von Newmarket weiß, wird gebeten, sich zu melden.«

Anne Cattrell hat in ihrem Artikel »Die Wahrheit über Verity

Fenton» (*Sunday Times*, 17. Juni 1990) zum erstenmal die Theorie vorgelegt, daß Peter Fenton Geoffrey Standish ermordet habe. Sie argumentierte, Peter und Verity könnten sich schon weit früher kennengelernt haben, als sie jemals zugaben, und Peter könnte Veritys Rächer gewesen sein. Es gibt hierfür keinerlei Beweise, es gibt jedoch eine Fülle von Beweisen dafür, daß Geoffrey und Peter 1971 etwas anderes gemeinsam hatten: das Glücksspiel.

In der Gestalt des Billy Blake bekannte Peter, einen Menschen getötet zu haben, und man darf annehmen, daß dieser Mensch Geoffrey Standish war. Angesichts der intensiven und qualvollen Buße, der Billy sich unterzogen hat, kann es eigentlich nur so sein, daß Veritys Selbstmord in direktem Zusammenhang mit seiner Tat stand. Doch als Billy Blake warnte er auch vor Gefahren plötzlichen und

unkontrollierbaren Zorns, der Menschen dazu verleitet, Gewalttaten zu verüben, die sie später bereuen. Daraus könnte man entnehmen, daß Geoffreys Ermordung die Folge solchen Zorns war, somit also nicht geplant war und ohne Vorsatz geschah.

Wir können heute, fünfundzwanzig Jahre später, nur Mutmaßungen anstellen, aber Studienfreunde Peters erzählen von seinen »verbotenen Kartenspielen, die stets Freitag abends in einem Privathaus irgendwo in Cambridge« stattfanden und ihm erlaubten, sein Ziel, »Geld zu machen« und »das Leben zu genießen«, zu verfolgen. Es ist durchaus möglich, daß Geoffrey, der am Freitag, dem 9. März 1971, auf der Fahrt nach Huntingdon war, von diesem Kartenspiel hörte und dazustieß, nachdem er seine Gastgeber angerufen und ihnen mitgeteilt hatte, daß er sich verspäten würde. Es ist

ebenso möglich, daß es zu einem Streit um Geld kam, der auf tragische Weise mit Geoffreys Tod endete.

Es müssen andere dabeigewesen sein, die Zeugen der Vorgänge wurden. Vielleicht trug Peter nicht allein die Schuld an Geoffreys Tod; das wäre eine Erklärung dafür, warum die Tat so geschickt als Verkehrsunfall getarnt wurde. Wahrscheinlicher ist vielleicht, daß Geoffrey zuerst angriff – seine Aggressivität ist wohlbelegt –, was die anderen Beteiligten, zumindest in ihren eigenen Augen, von jeglicher mörderischer Absicht freigesprochen hätte. Wie auch die Wahrheit aussehen mag, man beschloß, alle Beteiligten zu schützen, indem man den Toten so weit wie möglich vom Tatort wegbrachte und dafür sorgte, daß es aussah, als sei er das Opfer eines Verkehrsunfalles mit Fahrerflucht geworden.

Es gibt zwar keine

Indizien, die diese Theorie plausibler erscheinen lassen als andere (außer vielleicht Peters plötzlicher Entschluß, »irgendwann 1971«, wie Freunde berichten, das Glücksspiel aufzugeben), sie erleichtert es jedoch zu verstehen, wie es geschehen konnte, daß Verity Peter heiratete, ohne von seinem Verbrechen zu wissen. Denn hat Verity vielleicht, wie Anne Cattrell an anderer Stelle in ihrem Artikel vorbringt, Hand an sich gelegt, weil sie durch Zufall erfuhr, daß sie den Mörder ihres ersten Mannes geheiratet hatte?

Die Antwort ist, daß es nicht zufällig geschah. Peter selbst hat es ihr bei einem erbitterten Streit zwischen Verity und Anthony nach Erscheinen der Anzeige in der *Times* gesagt. »Ich beschuldigte sie, meinen Vater getötet zu haben, und als sie zu weinen anfing, wurde Peter sehr böse und sagte, das habe er getan. Ich weiß, es klingt lächerlich«, sagt

Anthony heute, »aber ich habe ihm nicht geglaubt. Ich dachte, er wollte nur die Wogen glätten. Das hat er ständig getan. Jedesmal, wenn sie und ich wegen irgendwas Krach hatten, hat Peter die Schuld auf sich genommen. Es hat mich immer wütend gemacht. Meine Mutter war in vieler Hinsicht sehr kindlich. Sie schien unfähig zu sein, für irgend etwas Verantwortung zu übernehmen.

Ich lebe seit acht Jahren mit der Schuld an diesem Streit. Ich wollte, ich hätte bis zu Peters Rückkehr aus den Staaten gewartet, anstatt sie ausgerechnet am Tag vor seiner Abreise zu attackieren. Es ist eine dieser schrecklichen Binsenwahrheiten, daß man erst dann weiß, wie sehr man einen Menschen liebt, wenn man ihn verloren hat. Ich war am Boden zerstört, nachdem meine Freundin mich verlassen hatte, aber das ist keine Entschuldigung für das,

was ich getan habe. Ich habe nie ernstlich geglaubt, daß meine Mutter meinen Vater umgebracht hat, aber als sie sich erhängte, dachte ich, sie hätte es getan und Peter hätte sie deshalb zurückgewiesen. Ich habe immer gehofft, er würde eines Tages zurückkommen; das ist der Grund, warum ich über diese Sache nie zuvor gesprochen habe.«

Aber wenn Verity sich nicht aus Schuldgefühlen erhängt hat, warum dann? Aus plötzlichem Abscheu vor dem Mann, den sie liebte? Aus Panik, weil sie fürchtete, ihr Mann würde nun, da Anthony die Wahrheit wußte, der Strafe für sein Verbrechen nicht entgehen können? Beide Erklärungen könnten zutreffen, aber keine ist befriedigend. So schwach war Verity nicht, auch wenn sie zart und zerbrechlich wirkte. Sie hatte immerhin Jahre der Mißhandlung durch Geoffrey überstanden, und

es scheint unwahrscheinlich, daß sie sich von Abscheu oder Panik in den Selbstmord hätte treiben lassen.

Ich glaube, daß etwas weit Schrecklicheres Verity in den Tod getrieben hat – ein Geheimnis, das sie vierzig Jahre lang gehütet hatte. Ich erfuhr es durch Zufall von einem Rechtsanwalt, den Veritys Mutter, Isobel Parnell, im Jahr 1949 um Rat bat, weil Geoffrey Standish ihre dreizehnjährige Tochter verführt hatte.

»Es war eine schlimme Geschichte«, sagte Lawrence Greenhill. »Isobel hatte sich selbst Hoffnungen auf eine Heirat mit Geoffrey gemacht und haßte Verity dafür, daß sie ihr soviel Schmerz bereitete. Das Kind, ein Junge, wurde zur Adoption freigegeben, und Verity kam in ein Internat. Das Tragische war, daß niemand auf Veritys

Schmerz Rücksicht nahm. Isobel hatte ihr mit

einem Handstreich das Kind, den Geliebten und die Mutter genommen, und man kann sich nur fragen, was für ein Maß an Einsamkeit das arme junge Ding aushalten mußte. Heute, in der Rückschau, ist klar, daß sie versuchen mußte, es ihrer Mutter heimzuzahlen, indem sie den Mann heiratete, der ihrer beider Leben ruiniert hatte. Wie hätte eine zutiefst verunsicherte Jugendliche fähig sein sollen, zwischen Liebe und Lust zu unterscheiden, nachdem die Frau, die sie liebte, sie verstoßen hatte, und der Mann, der sie verführt hatte, ihr weiterhin nachstellte?«

Aber in dieser Geschichte gab es keine saubere Lösung. Peter war nicht Veritys langverlorener Sohn, und sie kann auch niemals geglaubt haben, daß er es wäre. Es ist die Aufgabe der zuständigen Behörden, vor der Genehmigung einer Heiratserlaubnis eben

derartige Dinge zu prüfen, und zum Zeitpunkt der Eheschließung zwischen Peter und Verity ergaben sich keinerlei Fragen oder Zweifel.

Rein verstandesgemäß muß Verity gewußt haben, daß an ihrer Beziehung nichts Verwerfliches war, trotz der Intensität ihrer Liebe zu Peter. Aber hat sie vielleicht, allein in der schrecklichen Stille des leeren Hauses nach Peters Abreise nach Amerika, begonnen, über ihre unnatürliche Liebe zum Mörder ihres ersten Mannes nachzugrübeln, und hat sie vielleicht begonnen, die Rechtmäßigkeit der Adoptionsunterlagen anzuzweifeln?

In ihrem Abschiedsbrief spricht sie von Treuebrüchen, und man ist versucht zu vermuten, daß sie an ihre Mutter und ihren Sohn, den sie zur Adoption freigegeben hat, dachte, als sie das schrieb. Aber vielleicht ist eine wahrscheinlichere

Erklärung, daß sie schließlich erkannte, daß sie an allen, selbst an Peter, einen Treuebruch begangen hatte, weil sie nicht fähig war, Liebe ganz natürlich zu äußern. Denn es ist unwahrscheinlich, daß Peter gezwungen gewesen wäre, sich Anthony preiszugeben, hätte Verity ihn weniger und Anthony mehr geliebt.

Lawrence Greenhill meint, daß die Tragödie der Verity Fenton darin liegt, daß sie Liebe nicht von Begierde unterscheiden konnte. Sie konnte ihrer Liebe zu Anthony keinen angemessenen Ausdruck verleihen, weil Begierde nach einem Sohn etwas Verbotenes ist. Sie verschlang daher ihren Ersatzsohn, Peter, mit der ganzen verzehrenden Leidenschaft ihres Wesens. Aber als sie allein und abgeschieden in dem Haus am Cadogan Square saß und über die Konsequenzen seines Mordgeständnisses nachdachte, erkannte sie da,

daß ihre Vergötterung des Mannes, der den Vater ihrer Kinder getötet hatte, ein Treuebruch allzu ungeheuerlichen Ausmaßes war?

Und beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen,

weil ihr bewußt wurde, daß es keine Rolle spielte, daß sie bis ans Ende ihres Lebens wünschen würde, diesem Mann zu gehören – sei er Vatermörder oder Sohn?

(Auszüge aus *Ödipus* von Michael Deacon, erscheint im November 1996)

## Epilog

Die Wohnung war leer, als Deacon zurückkam, und er war froh darüber. Er war nicht in Stimmung für Terrys marihanageschwängerte Albernheiten, nachdem er innerhalb von drei Tagen bereits seinen dritten Krach mit dem neuen Chefredakteur des *Street* gehabt hatte.

Wer hätte gedacht, daß er je JPs Abgang bedauern würde?

»Andere Zeiten, andere Sitten, Mike«, hatte JP gesagt, als er ging. »Einschläfernd ist das Wort, das ich für die neue Verlagsleitung gebrauchen würde. Sie werden bestimmt nicht mehr hinter Prostituierten herjagen, nur noch hinter Worthülsen geschulter Politiker.«

»Damit kann ich leben«, entgegnete Deacon.

»Seien Sie da mal nicht zu sicher«, hatte JP prophetisch gewarnt. »Sie haben vielleicht meine Ansichten darüber, was eine gute Story ausmacht, nicht geteilt, aber Sie hatten immer die Freiheit, sie so zu schreiben, wie Sie es für richtig hielten.« Er nahm Deacons Text über Peter Fenton zur Hand, der auf dem Schreibtisch lag, und legte die zwei letzten Seiten, eine Erörterung darüber, warum Billy Blake in Amanda Powells Garage gestorben war, auf die Seite. »Ich kann Ihnen garantieren, daß man diese letzten siebenhundert Wörter nicht in Druck gehen lassen wird. Ich weiß, Sie wollen darüber schreiben, warum und wie der arme Kerl gestorben ist, aber den neuen Herrschaften da oben wird es nicht einfallen, auch nur das kleinste Risiko einer Klage einzugehen, schon gar nicht von einer Untersuchungsgefangenen. Der Text ist viel zu kontrovers. Er verstößt beinahe mit Sicherheit gegen das Verbot der Vorverurteilung durch die Medien und wird Amandas Recht auf einen fairen Prozeß wegen des Mordes an de Vriess beeinträchtigen. Ganz zu schweigen von dem Ärger, den Sie mit de Vriess' Familie bekommen werden, wenn Sie

ihn als vielfachen Vergewaltiger hinsteuern.«

»Hätten Sie es riskiert?«

»Natürlich. Ich würde behaupten, daß die Sache noch nicht rechtshängig ist, weil Amanda noch nicht wegen Mordes an James Streeter unter Anklage gestellt worden ist.« Sein Gesicht bekam einen zynischen Ausdruck. »Und dazu wird es auch nicht kommen, wenn die Experten keine eindeutige Todesursache feststellen können. Stimmt es, daß sie ihr Geständnis widerrufen hat?«

Deacon nickte.

»Na also, um so mehr Grund, das zu veröffentlichen, und wenn wir dann genug Staub aufwirbeln könnten, um einen Prozeß zu erzwingen, würde ich es gründlich ausschlachten, daß unsere Bemühungen zu ihrer Verurteilung wegen beider Morde geführt haben, und sie nicht völlig ungeschoren davongekommen ist, wie es sich ja jetzt abzeichnet.«

»Und wenn die Zeitschrift eine Verleumdungsklage an den Hals bekäme?«

»Wir hätten auf jeden Fall der (Gerechtigkeit gedient, sowohl was sie als auch was dieses Schwein de Vriess betrifft.« JP lachte. »Deswegen haben sie mich gefeuert, ganz klar. Heutzutage zählt nur der Profit, und ein soziales Gewissen wie meines kommt teuer.«

Deacon hörte seinen Anrufbeantworter ab.

»Barry ist wieder festgenommen worden«, meldete Greg Harrison in sachlichem Ton. »Trunkenheit und Erregung öffentlichen Ärgernisses praktisch vor unserer Tür. Seine Mutter weigert sich entschieden, ihn wieder aufzunehmen, er möchte deshalb Ihre Adresse als vorübergehenden Wohnort angeben. Sie müssen da mal klare Verhältnisse schaffen, Mike. Er sagt, er betrinkt sich nur, weil er Sie liebt.« Er machte eine kurze Pause. *Um zu lachen?* fragte sich Deacon säuerlich. »Hören Sie, rufen Sie mich zurück, sobald es geht.«

Als nächstes Lawrence' Stimme. »Das tut mir aber wirklich

leid, mein Freund. Ich sehe, man hat Ihrem Artikel die Zähne gezogen. Was für eine Enttäuschung für Sie. Ich weiß, wieviel Ihnen daran lag zu zeigen, daß Billys Leben einen Sinn hatte. Ist es ein Trost, ihn als Terrys Mentor zu sehen? Denn das ist doch letztlich Billys wahres Verdienst gewesen, nicht wahr?«

Als der Anrufbeantworter schwieg, begann langsam die Leere der Wohnung spürbar zu werden. Picassos *Frau im Hemd* war ebenso verschwunden wie der Fernsehapparat und die Stereoanlage, die Terry aus dem Schlafzimmer ins Wohnzimmer befördert hatte. Der Big Ben und die Hohlmuschel zierten nicht mehr den Kaminsims, und Turners *Fighting Temeraire* war nur noch eine Erinnerung an einer leeren Wand. Deacon ging in die Küche und warf einen Blick in die Keksdose. In ihr lag ein gefalteter Zettel.

Hallo Kumpel. Ich schätze, ich hab' verdient, was ich mitgenommen hab', weil ich lesen und schreiben gelernt hab'. Außerdem ist es viel weniger als die fünfhundert Eier, die ich dir gleich am Anfang hätte abnehmen können. Grüß Lawrence und Mrs. D. von mir. Die zwei sind gute Typen. Du auch. Ich besuch' dich mal. Dein Freund Terry

PS: Sag diesem Redakteur, er soll dir den Buckel runterrutschen, und konzentrier dich aufs Bücherschreiben. Mach deins, Kumpel. Ich mein', wie Billy immer gesagt hat: Jeder, der in Ketten stirbt, hat's wahrscheinlich verdient.